Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Urdeutsch.

Historischer Roman

von

Conrad von Bolanden.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1875.

Druck von Joh. Falk III. in Mainz.

Inhalt.

Vithimers Schutzgeist.

Fast allgemein wird angenommen, die Uebung des Bösen sei leichter, als jene des Guten. Diese Annahme gründet auf der Menschennatur, welche zum Bösen hinneigt, nur mit Ueberwindung die Tugend übt, dagegen mit Lust vieles Gemeine und Sündhafte vollbringt. Tugendhaft wird Niemand, er sei denn ein beharrlicher Streiter gegen das Verkehrte in sich selber und ein starker Held gegen feindliche Anfälle von Außen.

Und lasterhaft wird mühelos der Kampfesscheue und Feigling.

Bestimmt aber Tugend das Glück und Laster das Unglück des Einzelnen, wie ganzer Völker, so gibt es in der Geschichte der Menschheit kaum eine Wahrheit von größerer Tragweite, als diese. Darum hat sie Gott mit ergreifenden Worten bestätigt. „Weit ist die Pforte und breit der Weg, der zum Verderben führet, und ihrer sind Viele, die darauf gehen,"

lehrt der Weltheiland. „Wie eng ist die Pforte, und der Weg wie schmal, der zum Leben führet! Und Wenige sind, die ihn finden[1]).“

Eine Thatsache voll Grausen und Entsetzen liegt in diesen Worten Gottes, — die Verdammungswürdigkeit des weitaus größten Theiles der Menschen. Wie ein breiter, bequemer Weg ist der Wandel im Bösen. Und weil die Menschennatur zum Bösen hinneigt, deßhalb beschreitet die Mehrheit die vielbegangene breite Heeresstraße zur Tiefe. — — Die Uebung des Guten hingegen tritt menschlicher Verderbtheit gegenüber, wie ein schmaler, steiler Pfad, wie eine enge Pforte, deren Mühseligkeiten und Beschwerden nur Wenige theilen.

Dennoch wird böses Thun nicht immer leicht. Wenn ein Mensch gegen seine bessere Ueberzeugung handelt und mit dem Bewußtsein, einer bösen Leidenschaft genügen zu können, den Pfad des Guten verläßt, dann erfassen ihn Schrecken beim ersten Schritte zum Verderben. Die Schuld des Abfalles belastet schwer seine Seele. Der Verrath des Guten an das Böse quält ihn.

Vithimer, der jugendliche Tribokkerfürst, befand

1) Matthäus, VII. 13 f.

sich in einer solchen Lage. Sein Eingehen auf Bissulas Ansichten stand sonnenklar vor ihm, als ein schwerer Frevel. Die Hoheit christlicher Ueberzeugung verrieth er an die Barbarei des Heidenthums. Der schauerlichen Blutrache wurde er dienstbar, um einer glühenden Herzensneigung willen. Und dieses erniedrigende Bewußtsein erweckte ihm so unerträgliche Seelenpein, daß er wiederholt im Begriffe stand, Bissula zu entsagen, seinem Gott Treue und sich selber Achtung zu bewahren. In solchen Augenblicken erhob sich aber die Macht der Leidenschaft mit wildem Getöse gegen die Stimme des Guten. Mit dem ganzen Zauber ihrer Schönheit trat Bissula vor seine Einbildungskraft. Die Innigkeit ihrer Liebe hatten ihr furchtbarer Entschluß und die Worte verrathen: „Mein Vithimer, sterben ist leichter, als Dir entsagen!" Brach er das Verhältniß ab und ritt heim, so trieb er ein Wesen in den Tod, dessen Verlust den glücklichsten Inhalt seines Lebens vernichtete. Und seine Leidenschaft, tief und gewaltig, wie der riesig gestaltete Leib, erregte bei solchen Betrachtungen einen Sturm, der alle sanften Mahnungen besseren Erkennens betäubte.

Bissula hatte sofort die Merkmale eines Kampfes

wahrgenommen, dessen Heftigkeit im Aeußeren des jungen Mannes hervortrat. Oft brannten seine Augen in wilder Gluth, und die innere Zerrissenheit grub unheimliche Züge in sein Angesicht. Ungestüm war zuweilen sein Benehmen, und dann wieder seine Haltung, wie gebrochen und verzweifelt. Sie begriff die Bedeutung des geistigen Ringens und trat nach Kräften für den Sieg der Liebe ein. Und Bissulas Kräfte waren nicht geringe. Sie verstand es, die Macht ihrer Schönheit klug zu verwerthen und mit dem Zauber ihres Wesens einzutreten für das Sehnen ihres Herzens.

Eine solche Lage war für einen jungen Germanen, der sich im Christenthum noch keine sittliche Kraft erstritten, höchst bedenklich und die Niederlage kaum vermeidlich. Sein Widerstand wurde schwächer und schwächer, die Pflicht des Christen sogar als widerwärtiger Zwang empfunden.

Gegenwärtig sitzt der Adeling wieder auf der Bank vor dem Thore der Walenburg und ihm zur Seite Bissula. Die Sonne lag noch im Kampfe mit den letzten Nebelgebilden des frühen Morgens. Eine duftige Frische der Wälder durchströmte das Thal. Die Hand der Königstochter wies eben nach

einem engen Thale zwischen den Bergwänden jenseits des Flusses. Sie berichtetete von der Ankunft des heiligen Martin.

„Er soll ein ganz merkwürdiger Mann sein," sprach sie. „Bei den Chatten, unseren Nachbarn, wirkte er ein großes Wunder. Auf sein Gebet ging nämlich der heiligste Baum des Haines in Splitter, das Götterbild und Herthas Wagen zerbrachen in viele Stücke, und ein Blitz vom Himmel tödtete Libys, den Erwart der Chatten. Dies Alles geschah in wenigen Augenblicken, wie mir Büffel, ein Lasse unserer Sippe, erzählte. Vor zwei Tagen kam Martin hieher und ließ sich dort in der Felsenhöhle bei der Alfenquelle nieder. Er schickte seinen Diener Eustach herüber mit der Bitte, wir möchten ihm gestatten, einige Zeit bei der Alfenquelle zu rasten und zu beten. Gerne gewährten wir das Ersuchen, sintemal es ein Segen sein mag für unser Geschlecht, wenn ein so heiliger Mann auf Grund und Boden der Walen hauset."

Der Adeling sah hinüber nach den Bergwänden, wo ein enges baumloses Thal, mit grünen Matten belegt, zwischen hohen Bergen sanft emporstieg. Der Rasengrund war ein Erzeugniß der zu Thal fließen=

den Quelle, deren Rinnsal, wie ein lichter Faden, den Rain durchschnitt. Von Ferne betrachtet, erschien die Matte wie ein grüner Teppich, von silbernem Faden durchwirkt und verbrämt vom dunkelgrünen Saum umstehender Forste. Hoch oben, wo der langgestreckte Rain auslief, sah Vithimer eine nackte Felswand, theilweise hinter Tannen verborgen. Am Fuße der Felswand gewahrte er deutlich den dunklen Eingang einer Höhle. Die ganze Oertlichkeit, abgeschlossen und einsam, mochte zu ernsten Betrachtungen anregen, und die Wahl einer solchen Wohnstätte gesunden Natursinn bekunden.

„Martin heißt der Fremdling?“ sprach der Fürst nach längerem Schauen. „Was mag ihn wohl hieher führen?“

Sie berichtete des Heiligen Zusammentreffen mit Büffel.

„Als ihm der Lasse von der Walen Noth erzählte, erbot sich Martin, uns helfend beizuspringen. Zweck seines Kommens ist mithin Theilnahme. Ich bin sehr gespannt, den gütigen Fremdling persönlich kennen zu lernen.“

„Das klingt seltsam!“ entgegnete Vithimer. „Wie

sollte ein Fremder den schrecklichen Lauf der Blutrache zu hemmen vermögen?"

„Ich weiß es nicht!" erwiederte sie. „Wer aber den Blitz in seiner Hand trägt und durch sein Gebet Götterbilder und heilige Bäume zerstören kann, der vermag weit mehr, als gewöhnliche Menschen."

„Sollte etwa Martin ein heiliger Glaubensbote sein?" sprach der Fürst. „Von manchem Wunderwerk dieser Männer habe ich gehört," — und jetzt zuckte ein lichter Strahl über sein kummervolles Angesicht.

„Auch mich plagt sehr die Neugierde," gestand sie. „Hätte ich für diesen Morgen nicht einen nothwendigen Besuch mit Hermanreich verabredet, wir gingen nach der Alfenquelle. So mag dies morgen geschehen."

Je länger Vithimer nach der Felswand hinüber schaute, desto kräftiger zog es ihn nach jener Stätte. Fand er in dem geheimnißvollen Fremden wirklich einen Heiligen, so wollte er ihm seine verzweiflungsvolle Lage bekennen und seinen Beistand anrufen. Er faßte einen raschen Entschluß, erhob sich von der Bank und geleitete Bissula nach ihren Gemächern, wo er mit dem Bemerken von ihr schied, zur Ehre

des herrlich anbrechenden Maitages einen Ausflug in die Berge zu machen.

Sie stand vor ihm und sah aus ihren glänzenden Augen mit dem vollen Ausdruck zärtlicher Neigung zu ihm auf.

„Wie gerne möchte ich meinen Vithimer an Orte begleiten,“ sprach sie, „wo die Vögel froh und frei ihre Lieder singen und ihre Nester bauen, — nichts wissend, von schmerzlichen Bedenken und grausamen Qualen der Pflicht.“

Er ließ den angesponnenen Faden unberührt liegen.

„Auf Wiedersehen, meine Bissula!“ sprach er, und ging eilig nach seiner Kammer. Dort ergriff er einen wuchtigen Speer, verließ die Burg und schritt zu Thal.

Als er den Fluß überschritten und bereits der Stelle nahte, wo ein viel betretener Pfad zur Alfenquelle emporführte, sah er im Schatten des Waldes eine Gruppe von Sueven stehen. Die Erscheinung erregte einigermaßen des Adelings Verwunderung; denn nach urdeutscher Sitte pflogen freie Männer ungewöhnlich lange der Ruhe und verschliefen bis tief in den Tag hinein, die Räusche nächtlicher Gelage. Demnach mußte Außerordentliches die Sueven

hierher geführt haben. Ebenso ungewöhnlich war die Art ihres gegenwärtigen Verhaltens. Sie lärmten nicht, sprachen leise und hatten rauhen Uebermuth mit bescheidenem Wesen vertauscht. In Thierfelle gehüllt, standen sie da, den Schild wie zum Schutze gegen feindliche Geschosse gehoben, die hochragenden Lanzen fest umspannt, in den Zügen Unruhe, fast Bangigkeit. Vithimer wollte grüßend vorübergehen. Sie winkten ihm zu.

„Willst Du etwa nach der Alfenhöhle, Adeling?" frug ein Aengstlicher.

„Ja!" antwortete Vithimer.

Die Riesen kamen in Bewegung, umdrängten warnend den Fürsten, und der Ausdruck furchtsamer Empfindungen kleidete komisch die Gewaltigen.

„Thue es ja nicht, — Du wirst verzaubert, — in der Alfenhöhle haust ein schrecklicher Zauberer!" sprachen sie mit verhaltenen Stimmen.

„Ich habe davon gehört und möchte den Fremdling kennen lernen," versetzte der Tribokker.

„Du bist von Sinnen, Adeling!" klang dumpf die Stimme eines Sueven unter der Kopfhaut eines Bären hervor. „In Menschengestalt gehst Du hinauf, — in Thiergestalt läufst Du herunter. Viel-

leicht verwandelt er Dich gar in einen Stein, und mußt als Stein ewig dort oben liegen [1])."

Vithimer kannte den reichhaltigen Aberglauben germanischen Heidenthums und staunte nicht über den Inhalt der Warnung.

„Ich fürchte keine Verzauberung," erwiederte lächelnd der Christ.

„Weil Du von den Zauberkünsten des Fremden nichts weißt," erklärte ein Sueve. „Bei den Chatten erschlug er mit einem Blitzstrahl jählings den Erwart, — den heiligen Hain hat er zerstört, Herthas Wagen zertrümmert und alle Götter aus dem Heiligenforst vertrieben. Dies Alles hat er gethan in einem Augenblick, ohne Hand oder Fuß zu rühren, Alles durch Zaubersprüche. Bin gestern selber mit Einigen drüben bei den Chatten gewesen und habe nachgefragt. Es ist Alles richtig so, wie Büffel und Merkado erzählt haben. — Und einem solchen Zauberer willst Du vor die Augen?"

„Ohne Bangen!" antwortete Vithimer und begann, den Pfad emporzusteigen.

Schweigend und kopfschüttelnd blickten ihm die

1) Simrock, S. 534 ff.

Teutonen nach, und Staunen über das unerhörte Wagniß malte sich auf ihren Gesichtern.

Der Fürst folgte rüstig dem Pfade und erwog das Vernommene. Fast ärgerlich betrachtete er die Schreckgestalt, von urdeutschem Aberglauben aus der heilbringenden Erscheinung des christlichen Glaubensboten gebildet. Ohnehin hartköpfig und verstockt in heidnischem Wahn, mußte der vermeinte Zauberer die Sueven vollends kopfscheu machen. Vithimer sah im Geiste, wie die Walenheimer entsetzt davon liefen, sobald Martin von seiner Klause herabstieg, Hörer für seine Heilsbotschaft zu suchen.

Bald hatte er das Ziel seiner Wanderung erreicht. Lauschend und spähend blieb er vor der Quelle stehen. Ein natürliches Felsbecken, in dessen Tiefe man das Hervorquellen des Wassers sehen konnte, lag vor ihm. Ueberhängende Fichtenzweige färbten die Fluth schwarz, bis sie krystallhell über das Becken trat und leise murmelnd zu Thal rann. Die Quelle bewohnten, nach germanischem Glauben, mächtige Geister oder Alfen, zu deren Verehrung an bestimmten Tagen Opfer gebracht wurden. Nach urdeutschem Bericht, soll der Huf von Odins göttlichem Pferde

die Quelle aus dem Fels getreten haben, weßhalb ihr bedeutende Heilkraft zugeschrieben wurde [1]).

Dem Segen des Wassers vertrauend, pflegten die Sueven ihre Kinder sofort nach der Geburt in der Quelle zu baden und ihnen hiebei Namen zu geben [2]).

Einige Stufen lose gefügter Steine führten von dem Becken nach einem freien Platze empor, welcher vor der Felswand ausgebreitet lag. Die Freiung war von Eichen und Tannen umstanden, mit einer breiten Lichtung nach der Quelle. Frisch gestochene Rasenbänke, mit weichem Moos belegt, zogen einladend unter den Bäumen hin. Der Platz war säuberlich von Gestrüpp und dürrem Holzabfall gereinigt, und die Werkzeuge lagen noch da, mit denen der Schöpfer der Bänke gearbeitet. Das Ganze machte den Eindruck, St. Martin habe für künftige Zuhörer bequeme Sitze und einen angenehmen Aufenthaltsort herrichten wollen.

Der Adeling warf einen flüchtigen Blick auf die Beweise menschenfreundlichen Bemühens und nahte geräuschlos der Felswand, die kahl und jählings etwa hundert Fuß emporstieg. Eine Oeffnung gähnte ihm finster entgegen, durch die ein aufgerichteter

1) Ibidem, S. 599. — 2) Arnkiel, S. 332.

Mann eintreten konnte. Er blieb stehen und spähte in das Innere der Höhle. Die Umrisse eines knieenden Menschen tauchten im Dunkel auf. Allgemach gewann die Erscheinung an Deutlichkeit, bis eine leichte, fast schwebende Gestalt, mit ausgespannten Armen, das Angesicht himmelwärts gerichtet, vor dem Schauenden kniete. Das Gesicht war ihm zugekehrt und von marmorkalter Starrheit. Gleich unbiegsam und steif erschienen sämmtliche Gliedmaßen. Die weitgeöffneten Augen waren glanzlos, mit dem Blicke eines Todten. Das Gebilde machte den Eindruck eines entseelten Körpers, vom geschiedenen Geiste in dieser krampfhaften Erstarrung zuruckgelassen.

Vithimer betrachtete mit wachsendem Erstaunen die Erscheinung. Aehnliches hatte er niemals gesehen, wohl aber von Verzückungen heiliger Menschen gehört, weßhalb er keinen Augenblick an Martins ungewöhnlicher Persönlichkeit zweifelte.

„Er ist der Sinnenwelt entrückt,“ murmelte der Adeling. „In Wahrheit ein heiliger Mann, — abgestorben der Zeitlichkeit, — todt für alle Leidenschaften, welche das Leben der Menschen bewegen. — — Wird er für meine Noth ein Verständniß haben? Wird er begreifen, daß Jemand vor einem Ab-

grunde stehen kann, mit der Neigung, in den Schlund des Verderbens hinabzuspringen? Wird er nicht mein Elend verdammen, als sündhafte Schwäche und gottlosen Frevel? — Er wird es! — Wage ich doch selbst nicht, zu entschuldigen, was mich unwiderstehlich der Tiefe rettungslos überliefert."

Lange stand er da, schweigend und schauend, unentschlossen, ob er gehen, oder St. Martin anreden solle. Da rauschten hinter ihm menschliche Tritte im Laube. Eustach stieg langsam den Pfad herauf, einen schweren, mit einem Tuche überdeckten Korb auf der Schulter. In der Rechten trug er seinen Speer, wie einen stützenden Stab, indem er ihn bei jedem Schritte in den Boden stieß. Vor der Quelle machte er Halt, stellte den Korb auf den Rand des Felsenbeckens, bückte sich nieder und trank in langen Zügen aus der Fluth. Dann gewahrte er über sich den hochragenden Mann, mit dem goldenen Reif um das Haupt, das wuchtig lange Schwert an der Seite, um die Schultern den kurzen verbrämten Mantel, und den Speer in der Rechten. Auch das schön gebildete Antlitz sah er, das herabwallende goldgelbe Haar, und der landeskundige römische Soldat

erkannte in dem Fremden einen germanischen Fürsten der linken Stromseite.

„Sei gegrüßt, mein Herr!“ sprach Eustach mit tiefer Verbeugung.

„Gott sei mit Dir!“ entgegnete kopfnickend der Adeling. „Bist Du etwa Martins Knecht?“

Vithimers Gruß hatte den Christen verrathen. In freudiger Hast stieg Eustach die Treppen empor und verbeugte sich abermals vor dem Fürsten.

„Du hast es errathen, mein Herr! Eustach bin ich, des ehrwürdigen Diakons Martin getreuer Diener. — Darf ich so kühn sein und fragen, wer uns mit seinem Besuche erfreut?“

„Der Tribokkerfürst Vithimer.“

Eine eigenthümliche Bewegung glitt über des Bärtigen Gesicht.

„Ei, — welche Ueberraschung!“ rief er froh. „Wie mag sich mein edler Herr Deines Besuches freuen!“

„Des Besuches eines Unbekannten?“

„Du bist meinem Herrn durchaus nicht unbekannt,“ versetzte Eustach. „Du kommst häufig dort hinüber zum Besuch,“ — und er deutete nach der Walenburg. „Du gedenkst, die Fürstin Vissula heim-

zuführen als Dein Weib. Auch die schreckliche Blutfehde zwischen den Billing und den Walen kennen wir. — Du staunst, edler Fürst? Nun, — dies Alles ging sehr einfach und natürlich zu: — Büffel, ein gutmüthiger Sueve, erzählte uns die Geschichte."

„Und Dein Herr empfindet Theilnahme für das Geschick der Walen?"

„Gewiß, — o gewiß! Du solltest meinen Herrn kennen, — ein heiliger Mann! Leib und Leben würde er daran setzen, eine einzige Seele zu retten!"

„Deinen Gebieter zu sprechen, kam ich herauf; — wage es aber nicht, seine Andacht zu stören."

Beide traten vor die Höhle und schauten hinein.

„Welch' ein Zustand! Es ist ergreifend!" sprach leise der Adeling.

„Weil es Dir neu ist, edler Fürst! Was man täglich sieht, wird gewöhnlich, sei's auch das größte Wunder."

„Jeden Tag ist er so?" frug verwundert der Tribokker.

„Sobald er allein ist, kommt's über ihn," antwortete Eustach. „Die ganze Nacht kniet er so und meint beim Erwachen, es sei nur ein Augenblick gewesen. Und was ich da zuweilen sehe und höre!

Nun, — der Diener eines Heiligen erfährt mehr, als pfiffige Leute für möglich halten, oder glauben wollen [1])."

„Wunderbar, — ganz erstaunlich!"

„Wenn ich meinem edlen Herrn das Nämliche bemerke, da sagt er: „Bruder Eustach! In allen Geschöpfen müssen wir die Güte und Weisheit des Schöpfers preisen. Die lieben Vöglein singen ihre Lieder, — die Sonne strahlt Licht und Wärme, — die Wolken spenden Regen, — Stürme durchbrausen reinigend oder strafend die Lüfte, — das Meer fluthet, — die Ströme rauschen, — die Quellen rieseln, — die Thiere erfüllen ihre Zwecke, — und die Menschen wirken nach ihren Fähigkeiten, weil dies Alles Gott so geordnet hat. Je mehr aber Jemand empfing, desto größere Verantwortung hat er vor Gott. Und thöricht wäre es von einem Menschen, Gnaden seinen Verdiensten anzurechnen, die er lediglich Gottes Barmherzigkeit verdankt." — — In solcher Weise spricht mein edler Herr. Gar nichts will er sein. Mir aber redet es Niemand aus, daß er ein großer Heiliger und zu hohen Dingen berufen ist."

Nach diesen Worten ging Eustach in die Höhle

1) Sulp. Sever. de vita St. Martini, XXI.

und trat dicht vor seinen Herrn. Mit dem Daumen zeichnete er sacht zwei Linien in Kreuzesform auf die Stirne des geistig Entrückten. Sofort sanken die ausgebreiteten Arme herab, die Starrheit schwand und jugendfrisches Leben durchströmte den Körper. Rasch erhob sich der Knieende. Der Fürst vernahm einige unverständliche Worte des Dieners. Gleich darauf erschien der Heilige unter dem Eingang der Höhle.

In hohem Grade überrascht, betrachtete Vithimer die liebliche Gestalt des gefürchteten und schrecklichen Zauberers. Als er ihn sah im Dämmer der Höhle, in einem todesähnlichen Zustande, empfand der Adeling Eindrücke des Geheimnißvollen, sogar des Unheimlichen, verbunden mit einer unüberwindlichen Scheu, in nähere Berührung mit dem Außerordentlichen zu treten. Jetzt erweckte ihm das heitere, freundliche Benehmen des Diakons die entgegengesetzten Gefühle. Das milde Lächeln seiner edlen Züge, der sanfte Glanz seiner leuchtenden Augen, die Anmuth seines Wesens, erzwangen Vertrauen und Verehrung.

„Willkommen in meiner Einsamkeit, erlauchter Fürst!“ sprach er mit liebenswürdiger Natürlichkeit.

„Welche Freude und Ehre für mich, einen christlichen Fürsten hier empfangen zu dürfen!"

„Dank für Deine gütige Aufnahme, ehrwürdiger Diakon! Offen gestanden, Deine Freundlichkeit ermuthigt den Zagenden, — dieweilen ich zu Dir komme als Hilfe Suchender in ernster und wichtiger Angelegenheit."

„Dein Vertrauen ehrt mich sehr, mein erlauchter Herr! Mein ganzes Vermögen in Rath und That steht Dir bereitwillig zu Diensten. Darf ich bitten, auf meinen hübschen Bänken Platz zu nehmen!"

Der Adeling ließ sich nieder.

„Man sitzt wirklich gut hier," rühmte er. „Für wen sind eigentlich diese Bänke?"

Bei der Frage verwandelte sich die heitere Unbefangenheit des Diakons in ernste Hoheit, und ein verklärender Glanz umstrahlte sein Haupt.

„Die Bänke sind für Jene," antwortete er, „welche unser Herr Jesus Christus von den Irrenden dieses Thales in sein himmlisches Reich berufen hat."

Vithimer sah verlegen nieder; er gedachte seines nahen Abfalles vom Gotte der Christen und dessen Lehren.

Dem Scharfblick des Heiligen war die innere Bewegung des Fürsten nicht entgangen, und ein Zug inniger Theilnahme glitt über das feingebildete Gesicht.

„Ei, — Du trägst ja Speisevorrath für ein ganzes Jahr auf Deinen Schultern!“ scherzte er, als sein Diener eben mit dem Korbe über den Platz nach der Höhle ging. „Stelle nieder, mein Bruder, damit ich unseren hohen Gast bewirthe.“

Er nahm das Tuch herab und sah mit dem Lächeln eines beschenkten Kindes auf den reichen Inhalt des Korbes. Um den Mittelpunkt einer gebratenen Gans und eines geräucherten Schinkens reihte sich ein Topf mit gelben Honigscheiben, ein Krug Meth, eine große Anzahl Eier von Hühnern und Gänsen, einige Käse und zwei gerade nicht anziehende Brode.

„Dies Alles verdanken wir der Güte unseres Freundes Büffel,“ erklärte Martin, indem er mit diensteifriger Geschäftigkeit das Tuch über die Bank breitete und die Gans auf hölzerner Platte neben den Fürsten stellte. Auch Brod und Schinken wanderten auf den Rasensitz.

„Das Uebrige ist für den Nachtisch,“ sagte er.

Vithimer hatte jede Bewegung des Heiligen beobachtet, dessen Freudigkeit im Wohlthun und liebenswürdige Anmuth ihn fesselte. Dann fiel ihm auf, daß Eustach müßig bei Seite stand und seinem Herrn die Bedienung des Gastes vollständig überließ. Diese Eigenheit bewahrte St. Martin bis in das höchste Alter. Seine Gäste eigenhändig zu bedienen, ihnen die Füße zu waschen und die zartfühlendsten Aufmerksamkeiten zu beweisen, gehörte auch zu seinen Begriffen von Nächstenliebe. Als Sulpicius Severus Martin besuchte, damals Bischof von Tours, brachten die persönlichen Dienstleistungen des Heiligen den Gast in nicht geringe Verlegenheit. „Unglaublich ist es,“ erzählt Severus, „mit welcher Demuth und Güte er mich damals aufnahm. Nach wiederholten Begrüßungen, freute er sich im Herrn, daß wir ihm eine so große Aufmerksamkeit erwiesen, um seinetwillen eine weite Reise zu unternehmen. Mit Beschämung gestehe ich, daß er mich Elenden seines heiligen Umganges und seiner Gastfreundschaft würdigte. Er selber bot uns Wasser zur Handwaschung, am Abend reinigte er selber unsere Füße, und jeglicher Widerstand war unmöglich; denn so

überwältigend war die Macht seiner Hoheit, daß ich es für Unrecht hielt, ihm nicht zu willfahren [1]).“

Martin hatte die Gans unter das Messer genommen und hiebei seine geringe Uebung im Zerlegen von Geflügel verrathen.

„Freund Büffel versteht das Gänsebraten,“ rühmte er, ein saftiges Bruststück auf hölzernem Teller dem Fürsten anbietend. „Gott segne den Imbiß, erlauchter Herr!“

„Mich gelüstet keineswegs nach Speisen; es wäre Unrecht, des Nothwendigen Dich zu berauben,“ versetzte der Adeling.

Eustach mochte Komisches in den Worten finden; denn er lächelte schalkhaft.

„In diesem Falle mag Deine Herrlichkeit alle Gänse der Welt verspeisen, ohne meinem edlen Ge=

---

1) Quo quidem tempore credi non potest, qua me humilitate, qua benignitate me susceperit. Congratulatus plurimum, et gavisus in Domino, quod tanti esset habitus a nobis, quem peregrinatione suscepta expetissemus. Miserum me — paene non audeo confiteri — cum me sancto convivio suo dignatus est adhiberi; aquam manibus nostris ipse obtulit, ad vesperum autem ipse nobis pedes abluit: nec reniti ad hoc aut contraire constantia fuit, ita ut autoritate illius oppressus sum, ut nefas putarem, si non adquievissem. Sulp. Sever. d. v. St. M. VXV.

bieter etwas Nothwendiges zu entziehen," sagte er. „Auch den Schinken magst Du essen, den Honig und die Eier. Bleibt nur Brod und Milch und Wasser in solcher Menge, daß ein Rabe davon leben kann, — und für meinen Herrn ist reichlich gesorgt."

„Mein Eustach hat die Gewohnheit aller getreuen Diener," scherzte St. Martin, „gute Eigenschaften ihrer Herren zu erdichten, oder zu vergrößern. Ich bin wahrhaftig kein heiliger Johannes in der Wüste, der nur wilden Honig und Heuschrecken aß. Ich finde das Geflügel ganz vortrefflich."

Allein Vithimer bemerkte, daß er nur zum Scheine aß. Die Fleischschnitte in seiner Hand wurde kaum kleiner und das Brod nur dürftig genossen. Desto eifriger war seine Aufmerksamkeit für den Gast, der nicht aus Bedürfniß, sondern in dem Bestreben aß, den liebreich Besorgten zu erfreuen. Jene natürliche Gutmüthigkeit und heitere Hilfebereitschaft Martins, die ihn zum volksthümlichen Heiligen machten und die Herzen gewannen, übten auf den Adeling nicht mindere Einflüsse. Die rührende Herzensgüte und das liebevolle Bemühen, gefällig zu sein, verbunden mit der lauteren Unschuld eines Kindes, erweckten Vithimers warme Zuneigung. Zuweilen glaubte er, den

Lockenkopf eines schönen Knaben, oder gar das Antlitz eines Engels zu sehen, wenn Martin mit seinen strahlenden Augen ihn treuherzig anschaute, seiner Rede lauschte, oder dieselbe verständig und zartfühlend erwiederte. So kam es, daß alle Scheu von dem Fürsten wich und sein schwer bedrängtes Herz sich vertrauensvoll dem Fremden öffnete.

„Wenn es Dir gefällt," sprach er, „so möchte ich im Geheimen eine heikle Sache Dir offenbaren."

Der Diakon nickte dienstfertig mit dem Haupte.

„Eustach, packe Alles wieder in den Korb und trage es in unseren Felsenpalast," gebot er dem Diener. „Nun sind wir allein, erlauchter Gast! Erzähle, — ich höre!"

Vithimer räusperte sich, wie ein Mensch, der ein beschämendes Bekenntniß ablegen will. Im Laufe der langen Rede sah er vor sich hin, oder in das Gezweige der gegenüber stehenden Bäume. Aber ausführlich berichtete er und eingehend. Er gestand aufrichtig seine grenzenlose Leidenschaft für Bissula, berührte die schreckliche, für einen Christen unmögliche Bedingung, geknüpft an die Gewährung seines Werbens. Dann schilderte er seine verzweifelten Kämpfe

in ergreifender Weise, und vergaß nicht Bissulas Selbstmordversuch und dessen Ursache.

„Das ist meine Lage,“ schloß er. „Immer schwächer wird mein Widerstand. Mit der äußersten Anstrengung ringe ich erfolglos gegen das Verderben. Alle meine Waffen sind stumpf, — mein Schild zerbrochen. Ich bitte, Deinen Beistand und Deinen Rath mir nicht zu versagen.“

Martin war stille und regungslos neben ihm gesessen. Als jetzt Vithimers zagender Blick des Schweigenden Antlitz suchte, sah er Thräne um Thräne aus dessen Augen herabrollen.

„Du weinst, ehrwürdiger Freund? Habe ich Dir unbewußt wehe gethan?“

„Wie sollte ich nicht weinen, da ich meinen geliebten Bruder in so schrecklicher Gefahr sehe?“ antwortete er sanft. „Hat nicht auch unser süßer Heiland geweint, da er vom Tode seines Freundes Lazarus hörte? Und doch war Lazarus nur leiblich gestorben, — meinem Vithimer hingegen droht Seelentod und ewiges Verderben!“

„So ist's: — Seelentod und ewiges Verderben!“ bestätigte der Germane mit einem finstern und dann wild aufleuchtenden Blicke. „Dennoch muß ich Jene

lieben, die mich verdirbt, — ist das nicht merkwürdig?" rief er im Tone leiser Verzweiflung. „Im Lichte des christlichen Glaubens sehe ich Bissula wandeln in der Tiefe heidnischer Barbarei, — sie ruft mich hinab, — sie ist so überwältigend schön, — und ich verläugne Leib und Leben, Gott und Seligkeit um eines Mädchens willen! — Was bin ich? Ein Tropf oder nur ein Thor? Ha, — wenn ich mich selber betrachte und das Ungeheuere, dessen ich fähig bin, dann erfaßt mich ein schrecklicher Zorn wider mich selber! Meine Schwäche verachte ich, möchte sie abschütteln und — vermag es nicht!"

Martin sah flüchtig zum Himmel und ein Blick dringenden Flehens glänzte in seinen Augen. Und jetzt entwickelte er in Behandlung des Fürsten eine Klugheit, die einen greisen Menschenkenner würde geziert haben. Nicht in strafender Sittenstrenge redete er zu dem Verirrten, sondern milde und gütig, aus einem Herzen voll Theilnahme und Liebe. Denn nicht ein Bösewicht suchte seinen Beistand, sondern ein jugendlicher Fürst, ringend und kämpfend in den Verstrickungen eines reizenden Weibes, wie ein Löwe in den Verschlingungen der Riesenschlange. Auch die geistige Schwäche der Germanen kannte Martin und

die Unbändigkeit ihrer Leidenschaften. Daher wurde ihm die außerordentliche Schwierigkeit einer Rettung und Heilung sofort klar, sowie die Nothwendigkeit einer schonenden und vorsichtigen Behandlung.

„Du hast die Größe und Furchtbarkeit eines drohenden Verderbens nicht übertrieben, erlauchter Herr!“ sprach er in mildem Ernste und mit der Wärme innigster Theilnahme. „Was soll ich sagen? Der Schöpfer hat Bissula mit so überschwänglicher Leibesschönheit ausgestattet, daß selbe Herz und Sinne bestrickt. — Ueberlege, mein Fürst, was ist Körperschönheit? Sie gleicht der Blume, welche blüht und duftet am Morgen, verwelkt am Abend und am folgenden Tage als dürres Blatt ein Spiel der Winde ist. Betrachte in wenigen Jahren Bissula und Du wirst eine verblühte Blume finden. Verduftet ist die blendende Schönheit ihres Leibes. Abermals einige Jahre weiter, und Du wirst von entstellenden Runzeln des beginnenden Alters unangenehm berührt werden. Klar ist Hinfälligkeit und Eitelkeit körperlicher Schönheit. — Was hilft es nun, zu sagen; — mein erlauchter Freund, willst Du an Nichtiges das Glück einer Ewigkeit verlieren? Bedenke, o mein Bruder, daß unendlich schöner und beglückender der

Schöpfer ist, als sein Geschöpf! Erwäge, mein edler Herr, daß für eine ganze Ewigkeit dieser unendlich schöne, unendlich liebenswürdige Schöpfer Dir angehören will! Darfst Du abtrünnig werden Deinem Gott, um des Geschöpfes willen? Wie magst Du vertauschen die ewige Wonne des Himmels und dessen Pracht mit vergänglicher Befriedigung sinnlicher Neigungen? — — Mein innig geliebter Freund, laß uns Gott bitten um Stärke und Einsicht, daß wir niemals den ewigen Qualen der Hölle den Vorzug geben vor den Herrlichkeiten des Himmels."

Die Rede machte Eindruck, aber die Herrschaft der Leidenschaft blieb unerschüttert. Die Linke in die Seite gestemmt, das Schwert mit der Rechten krampfhaft umspannend, den scharfen Blick der blitzenden Augen in den Grund bohrend, die Züge starr und dräuend, saß der Adeling da, wie ein Mensch, dessen Erkennen und Wollen sich tödtlich befehden.

„Darin liegt ja gerade mein Elend," rief er beim letzten Wort des Diakons, „daß mein verkehrtes Herz stärker ist, als mein Kopf! Ich wage nicht das Versprechen, Deinem wohlgemeinten und verständigen Rathe zu folgen; denn so groß ist Bissulas siegreiche Macht, daß meine besten Vorsätze zerstäuben unter

dem Eindruck ihrer Worte, ihrer Blicke, ihrer Schönheit."

„Ein übertriebenes Gefühl der Schwäche!" entgegnete Martin. „Wolle ernst, wie ein christlicher Mann, und die vermeinte Ohnmacht verliert den entnervenden Einfluß gefährlicher Kleinmuth. Ein germanischer Fürst soll vor keinem Feinde die Waffen strecken."

„Was hilft dies? Deine Worte zeichnen nur schärfer meine Kläglichkeit," sprach er düster. „Wiederholt habe ich meine Kräfte versucht, und jeder Versuch endete mit schmählicher Niederlage. Ein erbarmungsloser Tyrann ist die Leidenschaft."

„Sehr wahr, mein erlauchter Freund, das ist sie! Streckst Du aber die Waffen und überlieferst Dich wehrlos dem Bösen, dann wird Dein Loos ein grausiges," sprach im Tone der Trauer und Bestürzung der Heilige. „Was Du als ein Glück begehrtest, wird Dir zum Fluche, der in keinem Augenblicke Deines Lebens von Dir läßt."

Vithimer sah den Diakon betroffen und fragend an.

„Wie meinst Du? Ich verstehe nicht, was Du sagst."

„Siehe, mein edler Herr, bislang hat Dich Gott nicht verlassen," erklärte St. Martin. „Warnend

und mahnend ist er Dir nahe. Seine liebende Vaterhand will Dich vom Abgrunde zurückhalten. Das Licht höherer Erkenntniß durch den christlichen Glauben hat er Dir nicht entzogen. Du schaust mit Entsetzen die drohende Gefahr, — Du schauderst und kämpfest. Hast Du aber durch die That von Gott Dich losgesagt, in Vissulas frevelhafte Bedingung gewilligt, — dann erlischt das Licht besseren Erkennens. Gottes strafende Majestät entzieht Dir die Glaubensgnade, Du bist der Finsterniß überantwortet. Welch ein namenloses Unglück!"

Der Heilige schwieg, gleichsam unfähig, unter der Wucht seines Schmerzes weiter zu sprechen. Und diese Empfindungen eines geläuterten Geistes, mit dem Vithimer in so naher Berührung stand, schienen theilweise auf ihn überzugehen. Bestürzung malte sich in seinen Zügen, und eine Anschauung seiner Lage kam über ihn, die ihm bisher niemals in so furchtbarer Klarheit vorgeschwebt.

„Wie mag die künftige Lebensbahn des gottlosen Fürsten beschaffen sein?" fuhr der Heilige fort. „Je höher der Standpunkt, desto tiefer und jammervoller der Sturz. Lucifer konnte nur deßhalb ein Teufel werden, weil er vor seiner Empörung wider Gott

ein Engel gewesen. Betrachte die Hoheit Deines Standpunktes! Du bist ein Kind Gottes, — ein Erbe des Himmels, — ein Tempel des heiligen Geistes, — geheiligt durch die Taufe, — genährt mit dem Brode des Lebens, — erleuchtet durch die Botschaft des Heiles. Welch ein erhabener Standpunkt! Von dieser Höhe stürzest Du freiwillig herab in die Nacht des Heidenthums. Du verläugnest Gott, — wirst Diener barbarischer Götter, — ein Vollstrecker unmenschlicher Blutrache, — ein Kind des Verderbens, — ein Verworfener vor dem Herrn, — ein Kampfgenosse der Hölle, — ein Verbündeter des Teufels."

Der Adeling machte eine heftige Bewegung, und ein dumpfer Ton entrang sich seiner Brust. Der Diakon hielt inne.

„Verletzt meine Aufrichtigkeit?" frug er sanft. „Soll ich das Buch Deines künftigen Lebens schließen?"

„Nein, — nein, — nur weiter! Alles will ich hören!" antwortete Vithimer, die Worte mit Anstrengung hervorstoßend.

„An die Hebräer hat der heilige Apostel Paulus geschrieben: „Es ist unmöglich, daß Jene, welche einmal erleuchtet worden, und die himmlische Gabe

gekostet haben, und theilhaft geworden des heiligen Geistes, und genossen haben das Wort Gottes und die Kräfte der künftigen Welt, — wofern sie abgefallen sind, abermals erneuert werden zur Buße, da sie den Sohn Gottes, ihrer Seits, wieder kreuzigen und zum Gespötte haben[1])." Dir gelten diese inhaltschweren Mahnworte, mein erlauchter Herr! Ja, Dein Abfall wird dich grausam und wild machen! Hat der Billing schnaubende Wuth den jugendlichen Walen Hermanreich dahingerafft, dann wirst Du Bluträcher und Menschenmörder. Du wirst Werkzeug heidnischen Geistes. Weil Du aber persönlich schuldig wandelst in der Finsterniß, darum wird die Bosheit Deines Herzens grenzenlos sein. Deine hervorragende Lebensstellung, Dein Ansehen bei Deinem Stamme, hatten Dich berufen zum Förderer christlicher Cultur, — Du aber entsagst Deinem erhabenen Berufe und stürzest Dich in den Auswurf heidnischer Barbarei. Nichts wird Dich unterscheiden von den Anbetern germanischer Götzen und den Anhängern gräulicher Sitten, als eine größere Fertigkeit zu jeder Freventhat und ein grimmigerer Haß gegen die Wahrheit."

1) Hebräer, VI, 4—6.

„Beim Himmel, — so ist's, — ich fühle es!" sprach der Adeling. „Was könnte Einen abschrecken von den grausigsten Verbrechen, — Einen, der Gott und dem Himmel entsagte?"

„Und nicht allein Dies! Auch die Schmach des Wortbruches beschimpft Dich, — Meineid belastet Deine Seele."

„Halt, — das ist zu viel!" rief der Adeling, heftig emporspringend. „Ich meineidig, — ehrlos?"

„Mein Fürst," sprach milde St. Martin, „hast Du nicht Treue gelobt Deinem Gott in der heiligen Taufe und dem Bösen feierlich abgeschworen? Brichst Du also nicht Eid und Treue Deinem göttlichen Herrn durch Deinen Abfall von ihm?"

Vithimer sank auf die Bank zurück und verhüllte mit beiden Händen das Angesicht. Im nächsten Augenblicke kniete der Diakon vor ihm.

„O mein Herr," bat er innig, „erhöre das Flehen Deines Martin! Bewahre Treue Deinem Gott, und habe Erbarmen mit Deiner unsterblichen Seele!"

Vithimer riß die Hände vom Gesichte, breitete die Arme aus, ballte die Fäuste und sah aus wild flammenden Augen in das Leere.

„Himmel und Erde, — ich ein Wortbrecher, — ein Ehrloser!“ rief er, wie von Sinnen.

Beim Aufschrei des Fürsten unterbrach Eustach seine Thätigkeit in der Höhle, und sah nun seinen Herrn vor dem Fassungslosen knieen.

„Ah, — ich merke, da gilt's wieder, eine arme Seele dem Teufel zu entreißen,“ sprach er verständnißvoll. „Nun, — das versteht mein Heiliger, wie Keiner. Hätte auch Satan mit tausend Krallen einen Verlorenen gepackt, — mein Heiliger entwindet ihm die Beute. In dem Punkte haben wir ganz Wundersames erlebt. Sogar in Banden überwindet er den Teufel und dessen Gesellen. Bei Mailand hatten uns Räuber gebunden und blank ausgeplündert. Nun sollte es an's Todtstechen kommen. Da öffnet mein Heiliger seinen Mund und macht aus Wölfen Lämmer und aus dem Räuberhauptmann gar einen richtigen Christen und frommen Büßer[1]). — — Nun, — guck, — guck, — ich sagte es ja! Der grimmige Adeling umarmt und küßt meinen Heiligen!“

Ueber den Fürsten war in der That eine rasche Verwandlung gekommen. Nicht der Abfall vom Glauben, nicht der Verlust der Seligkeit und nicht

1) Sulpicius Sever. de vita St. Martini, V.

das Drohen der Hölle hatten das Innerste des Germanen so tief und stürmisch aufgewühlt, als die klar erkannte Schmach der Ehrlosigkeit. Ueber den Abgrund der Schande kam er nicht hinweg. Freilich hatte er das Nämliche schon flüchtig bedacht ohne besondere Aufregung. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen Denken und dem ausgesprochenen Vorwurf eines Anderen. In zarter Weise hatte ihn Martin der Ehrlosigkeit geziehen, — für einen Germanen die unerträglichste Schmach. Jeden Anderen hätte die Wuth des Adelings zermalmt, trotz aller Berechtigung der Anklage; — dem Heiligen gegenüber erstarb jedes Rachegefühl. Wie Segenssprüche klangen die Worte des Diakons in den Seelensturm des Tribokkers hinein und gaben seinem Willen eine Richtung, die er aus sich selber nicht würde gefunden haben. Er hörte das innige Flehen liebevoller Theilnahme, er sah die rührende Angst in den feinen Zügen eines Engelsgesichtes, und jetzt ergriff er versöhnt die Hand des Knieenden.

„Du bist in Wahrheit mein Freund!“ sprach er. „Du bist mehr, — mein Schutzgeist!“

Er zog ihn empor und drückte ihn an seine Brust.

„Zeige mir einen Weg, dem Verderben zu entrinnen! Auf Ehre und Fürstenwort, — ich folge!"

Martins Angesicht strahlte.

„Welche Freude, mein Vithimer! Danken wir dem allgütigen Gott, der gnädig errettet aus jeder Noth Alle, die guten Willens sind. — Ich weiß allerdings einen Rettungsweg. Der erste Schritt auf diesem Wege ist — unverweilte Flucht aus der Gefahr. Heute, in dieser Stunde, kehre heim, ohne Bissula zu sehen."

„Sehr klug, — ganz vernünftig!" sprach kopfnickend der Fürst. „Ohne Bissula zu sehen, — wirklich sehr gut! Sähe ich sie, — wer weiß, was ich thäte! Indessen, wie ist ein solches Entkommen möglich?"

„Ohne Schwierigkeit! Siehe," — und Martin deutete nach dem Burghügel hinüber, „eben reitet Bissula von hinnen. Benütze rasch die Stunde."

„Ja, — dort reitet sie mit ihrem Bruder," murmelte er, seinen Blick auf die Geliebte gerichtet. „Sie macht einen dringenden Besuch, von dem sie heute Morgen sprach."

„Erkenne in diesem Umstande eine Fügung Gottes, erlauchter Freund! Fort aus Walenheim!"

„Und was dann? Wozu die Flucht? Wird mir eine Trennung möglich sein?“

„Sei guten Muthes, zage nicht! Ich will Dein Kampfgenosse sein im Streite wider das Böse. Am dritten Tage der nächsten Woche komme ich nach Straßburg, damit der fromme Vater Justinus mein Bekenntniß höre und mir den Frohnleichnam reiche; denn siehe, der Born des Lebens versiechte!“

Bei den Worten zog er eine goldene Kapsel hervor, die er an seidener Schnur unter dem Gewande trug. Nach damaliger Sitte pflegten nämlich die Christen, vom Mordstahle der Heiden bedroht und des Hinganges in die Ewigkeit stets gewärtig, die Eucharistie als Viaticum bei sich zu tragen. Vithimer kannte diese Sitte und küßte ehrfurchtsvoll die Kapsel.

„Am dritten Tage der nächsten Woche werde ich in Straßburg Deiner harren,“ sprach er entschlossen. „Lebe wohl, mein bester Freund!“

Mit kräftigem Handschlag schied der Adeling und eilte den Pfad hinab.

Alrune Veleda.

Während Vithimer nach der Walenburg hastete, befand sich Bissula auf dem Wege zur Alrune oder Zauberin Veleda.

Urdeutscher Glaube an die Zaubermacht der Alrunen war groß und der Einfluß solcher Frauen außerordentlich. „Man schreibt ihnen eine gewisse Heiligkeit und prophetische Gabe zu," berichtet Tacitus, „läßt ihre Rathschläge nicht unbeachtet, überhört ihre Weissagungen nicht. Wir haben unter dem verewigten Vespasian Veleda gesehen, welche lange bei Vielen als ein göttliches Wesen gegolten hat. So haben sie auch vor Zeiten Albruna und mehrere andere Frauen heilig gehalten, nicht aus Schmeichelei, und nicht so, als wenn sie Göttinen ernenneten [1])."

Die letzte Bemerkung des berühmten Geschichtschreibers: „und nicht so, als wenn sie Göttinen ernenneten," nimmt Bezug auf den abgeschmackten Brauch

---

1) Tacitus, Germ. VIII.

der Kaiser und des Senates, hochgestellte Frauen unter die Götter zu versetzen. Von diesem Aberwitz des hochgebildeten Roms waren die deutschen Barbaren weit entfernt; denn sie hatten weder allmächtige Kaiser, noch eine Volksvertretung, die auf kaiserlichen Wink das Blödsinnigste unternahm. Dessenungeachtet genossen die Alrunen bei den Germanen eine Verehrung, die an Vergötterung streifte. Eine solche Frau war die suevische Veleda, vielberathen als Seherin, gesucht als mächtige Zauberin, und weissagend aus dem Blute und den Eingeweiden von Menschenopfern bei kriegerischen Unternehmungen.

Während Bissula mit ihrer Zofe Ganna sich über Vithimer unterhielt, erforschte Hermanreich den Seneschalk über ein weibliches Wesen, dem er mit geheimem Grauen nahte.

„Mir ist's gar nicht behaglich, — die Alrune könnte mir ein Leid zufügen," sagte er. „Wenn ich nur meine Nachgiebigkeit gegen Bissulas Drängen nicht beklagen muß."

„Fürchte nichts, edler Herr!" entgegnete der Seneschalk. „Veleda ist den Walen gewogen. Gestern war ich bei ihr und frug, ob wir heute kommen und ihre Hilfe ansprechen dürfen. „Wenn Bissula ein

Anliegen hat," sagte sie, „und meine geringe Macht ihrem Bruder helfen kann, thue ich es mit Freuden. Die Walenkinder mögen kommen morgen." — So hat sie gesagt. Deßhalb sei außer Sorge."

„Glaubst Du, Veleda werde mich festen und feien können gegen Schwert und Lanze der Billing?"

„Das ist ihr geringe Mühe," antwortete der Seneschalk. „Veledas Runenzauber hat nicht Ende, noch Grenze. Vögel kann sie reden machen, wie Menschen. Sie verwandelt Männer und Frauen in Kälber, Ochsen, Fische, Schlangen und andere Thiere. Auch Wetter kann sie machen, Sturmwind, Regen und Sonnenschein. Den Leib kann sie dergestalt verzaubern, daß er gefeit ist gegen alle Waffen. Menschen kann sie herbeischaffen, die man begehrt, und Hexen bannen und entlarven. Auch ist es ihr ein Kleines, einer Jungfrau Willen dermaßen zu wandeln, daß sie Gunst und Liebe einem Manne schenkt [1])."

Diese Aufzählung zauberischer Künste war nicht geeignet, die unheimlichen Gefühle des jugendlichen Walen abzuschwächen.

„Ist Veleda jung oder alt?" frug er.

„Alt, — sehr alt, — wohl einige hundert Jahre,"

1) Arnkiel, S. 321—325.

antwortete der Seneschalk. „Frage die ältesten Männer, — Keiner hat sie jung gesehen. Veleda sagt, sie werde nicht sterben, so lange Odin herrsche in den Bergen. Da mag sie leben bis zum Weltuntergang; denn so lange herrscht Odin."

„Wenn nicht ein Stärkerer kommt, der Odin überwindet und seine Herrschaft zerbricht," sagte Hermanreich.

„Wer sollte stärker sein, als Odin, edler Herr?" frug verwundert der Seneschalk.

„Hast Du nicht gehört von dem Fremdling, welchen Büffel nur den „heiligen Mann" heißt? Bei den Chatten soll er die Macht aller Götter mit bloßen Worten zertrümmert haben."

„Du meinst Martin, der in der Alfenhöhle wohnt, — ich habe von ihm gehört; ganz Walenheim ist ja voll von ihm. Blodmenn Farro meint, der Recke Martin sei ein Christ, ein Feind der Götter und müsse todtgeschlagen werden."

„Dies hätte Farro gesagt?"

„Ich selber hörte es aus seinem Munde. Wer sollte aber Muth haben, einen Mann zu tödten, der mächtiger ist, als Gott Odin?"

„Farro muß berauscht gewesen sein, als er die

schimpflichen Worte sprach," rief Hermanreich, eine dunkle Röthe auf den Wangen. „Schmachvoll, einen fremden Gast zu tödten! Martin, oder der heilige Mann, wie Büffel sagt, wohnt im Frieden unseres Bodens. Ich rathe Keinem, ihm ein Leid zu thun, — rächen würde ich den Schimpf."

„Einverstanden, Adeling! Der heilige Mann ist ja gewissermaßen ein Gast der Walen."

„Büffel sagt, er sei schön, wie Odin. Ich fürchte mich gar nicht vor ihm, wie die Anderen. Ich will ihn besuchen und kennen lernen."

Bissula hatte ihr Pferd angehalten und wandte sich an Hermanreich.

„Hier ist der Pfad zu Veledas Wohnung," sprach sie, auf einen Steg deutend, der in eine wilde Thalschlucht einbog. „Die Alrune liebt nicht viele Gesellschaft, darum bleibt hier und harret bei den Pferden unserer Rückkunft."

Sie verließ den Zelter und betrat mit Hermanreich den Pfad. Schon nach wenigen Schritten floh das Tageslicht. Ein unheimlicher Dämmer lag unter dem dichtverwachsenen Gewölbe des Urwaldes. Grabesstille ringsum, selbst die Vögel schienen hier stumm. Und heftig erschrack Hermanreich, als plötzlich eine

krächzende Stimme von einer Eiche in die Stille hineinrief: — „Veleda, — Veleda, — Tyr, — Odin, — Veleda!" — Er sah empor, gewahrte einen scheckigen Vogel mit langem Schwanze, und fand Veledas Zaubermacht bestätigt. Die vorausgehende Bissula blieb einen Augenblick stehen, wies nach dem sprechenden Vogel und nickte bedeutsam mit dem Haupte.

„Rede nichts!" flüsterte sie warnend. „Die Vögel hören es und würden es ihr verrathen[1])."

Die Mahnung war überflüssig. Ein solches Grauen hatte den Jüngling überfallen, daß er kaum zu athmen, viel weniger zu reden wagte.

Und die Ursachen des Grauens mehrten sich. Zu dem sprechenden Vogel kam ein höchst seltsamer Wolf. Hermanreich kannte genau die Eigenschaften eines richtigen Wolfes. Schon manchen dieses Geschlechtes hatte er beim Jagen erlegt, oder in Gruben gefangen. Wenn aber ein eisgrauer Wolf mitten im Pfade sitzt, die Nahenden erwartet und beschnüffelt, und dann wie ein meldender Bote vorausläuft, den bevorstehenden Besuch Veleda zu verkünden, so ist dies kein richtiger Wolf.

„Wer weiß," dachte Hermanreich mit Grausen,

1) Arnkiel, S. 324.

„wen Veledas Runensprüche in diesen Wolf verwandelt haben! Und wenn es ihr gefiele, mich in einen Wolf, oder gar in einen verächtlichen Hasen zu verzaubern?"

Er bereute ernstlich, den Rath der Schwester befolgt zu haben.

Das Halbdunkel wuchs und immer enger traten die gewaltigen Stämme der Eichen zusammen. Auch die Bergwände rückten näher. Wettergraue, wunderlich gestaltete Felsen starrten da und dort aus dem Boden, nahmen vor des Walen Augen zuweilen Formen von Menschenköpfen an, und verkündeten mit grausigen Gesichtszügen, daß Veleda sogar in Steine das Lebende verzaubern könne.

Das Wildromantische der Thalschlucht nahm in der Stimmung Hermanreichs einen abschreckenden Charakter an, als die beiden nebeneinander laufenden Bergwände an demselben Punkte zusammentraten, wo Veledas Wohnung unter dem Dämmer umstehender Bäume hervorschaute. Vier moosbewachsene Eichstämme, genau die Breite der sich schließenden Thalschlucht ausfüllend, bildeten gleichsam einen Portikus zur Behausung der Alrune. Die Oeffnung zwischen den beiden mittleren Stämmen führte geradezu nach

dem Eingange einer geräumigen Hütte, deren plumpe Thüre weit geöffnet stand. Zwei schmale Fenster, mit Thierfellen behängt, waren zu beiden Seiten des Einganges in die Lehmwand gebrochen. Das Innere der Hütte bildete einen ungetheilten viereckigen Raum, mit zwei rohen Bänken und Stühlen bestellt, die nebst Tisch und Schrank den ganzen Hausrath darstellten. In der Ecke, wo der Herd lag, stand und hing ein buntes Durcheinander von Töpfen und Kannen, theilweise der geheimnißvollen Zauberküche dienstbar. An den rauchgeschwärzten Wänden hingen oder standen auf Gestellen grausige Dinge, Thierschädel, Gerippe und Köpfe von Menschen, aus deren Augenhöhlen zuweilen die starren Basiliskenblicke lebender Schlangen hervorgrinsten. An der hinteren Wand führte eine Thüre in den zweiten Theil der Hütte, als Höhle in den Berg hineingegraben. Auf einer Stange saß zusammengekauert ein großer Rabe, mit frostig gestelltem Gefieder, jede Bewegung seiner Gebieterin beobachtend.

Die Zauberin war eine hochgewachsene Greisengestalt, von außerordentlicher Magerkeit und seltener Häßlichkeit. Das völlig ergraute Haar lag wirr um den Kopf und fiel lang über den Rücken hinab. Ihr

Blick war scharf und durchdringend, zuweilen unheimlich glitzernd, oder wild auflodernd. Unzählbar waren die Runzeln und zerknitterten Fältlein, welche ihr Gesicht durchzogen, während um den zahnlosen Mund die ausdrucksvollen Züge eines unbeugsamen Willens hervortraten. Sie trug ein langes Linnengewand, um die Lenden mit eherner Kette gegürtet, und in der Hand einen Runenstab, das Zeichen ihrer Macht. Das Abschreckende der Erscheinung vermehrten zwei lebende Schlangen, mit denen die Alrune in vertrautem Verkehr zu stehen schien. Der eine dieser Giftwürmer hatte sich um ihren Arm gewunden und barg den Kopf im Busen des häßlichen Weibes. Das zweite Reptil hatte den unteren Theil seines Schlangenleibes um Veledas Hals geringelt, war in das Haupthaar gekrochen und reckte den breiten züngelnden Kopf gerade über der Stirne hervor.

Nach urdeutschem Geschmack erweckten indessen Schlangen keineswegs Empfindungen des Grausens. Die Reptilien wurden vielmehr göttlich verehrt, in den Häusern geschützt und durch Milchopfer erfreut. Schlangen von seltener Größe wurden sogar Menschenopfer gebracht[1]).

1) Arnkiel, S. 169 ff.

Wenn gegenwärtig, im neudeutschen Reiche, die Reptilien zu Ehren und Einfluß kamen, und dieses giftige Gewürm auch das Erhabenste mit dem Unflathe seines Geifers besudeln darf, so mag wohl diese klägliche Sitte eine verspätete Nachwirkung urdeutschen Wahnes und barbarischen Geschmackes sein.

Im Frieden Zauberinen, waren die Alrunen im Kriege Priesterinen und Schlachtentrommler.

„Unter den Weibern, welche die Cimbern auf ihren Heerfahrten begleiteten," berichtet Strabo, „waren weissagende Priesterinen, grau von Alter, in weißen Gewändern, darüber Mäntel aus feinstem Flachs, mit einer ehernen Kette umgürtet, ohne Schuhe. Diese traten den Kriegsgefangenen im Lager mit Schwertern in der Hand entgegen, bekränzten sie, und führten sie an einen ehernen Kessel, der etwa zwanzig Maß faßte. Dann bestieg eine von ihnen einen Tritt und durchschnitt, über den Kessel gebeugt, dem Gefangenen, welcher über den Rand emporgehoben wurde, die Gurgel. Aus dem Blute, das in den Kessel strömte, weissagten sie. Andere schnitten ihm den Leib auf, durchsuchten die Eingeweide, und verkündeten den Ihrigen den Sieg. Während der Schlachten trommelten sie auf Fellen, welche über

geflochtene Wagendecken gespannt waren, und machten einen fürchterlichen Lärm [1])."

Betrachtete man Veleda näher und las in den Linien ihrer harten Gesichtszüge, so fanden sich Merkmale für die Wahrscheinlichkeit, daß sie den urdeutschen Brauch des Gurgelabschneidens und Bauchaufschlitzens mit Neigung mochte geübt haben.

Beim Bauchaufschlitzen und anderen barbarischen Sitten sind die gebildeten Japanesen bis heute stehen geblieben, weil die himmlischen Lehren Jesu Christi sie nicht veredelten. Auf gleicher Culturstufe und bei der Uebung urgermanischer Barbarei stünden ohne Zweifel auch die Deutschen heute noch, hätte nicht das Christenthum die Wilden gelehrt und geschult, nach dem heiligen Willen Gottes zu denken, zu fühlen und zu handeln.

Veleda gegenüber saß der Billing Katuwald, der Walen Todfeind und Bissulas leidenschaftlicher Liebhaber. Auch er glaubte an die Zaubermacht der Alrune, wie seine bescheidene, fast scheue Haltung bewies.

„All' mein Sinnen und Denken ist nur auf die vielschöne Jungfrau gerichtet," sprach er. „Wie ge-

1) Strabo, Geogr. VII, 2.

sagt, mein Werben hat sie abgewiesen, — und ich will's ihr nicht verargen; denn Vater und Brüder hat ihr das Mordschwert der Billing geraubt. Mich sollte auch die Mühe nicht gereuen, mit Gewalt die Spröde heim zu führen, wie's urdeutscher Brauch in solchen Fällen. Was soll mir aber ein Weib, das mich haßt? Keine Lust wäre mir die Herrliche, sondern Last und Sorge. Kannst Du mir Bissulas Herz gewogen und hold stimmen, Veleda, so thue es! An reichem Lohn soll's nicht mangeln."

„Wenn Du zweifelst an meiner Macht, Adeling, weßhalb suchst Du meine Hilfe?" frug beleidigt die Alrune.

„Ich mag nicht zweifeln an Deiner Macht," antwortete er. „Doch wirst Du den stärksten Zauber sprechen müssen; denn mir dünkt es das Schwierigste, einer Jungfrau feindlich Herz in traute Minne zu wandeln."

„Du redest verständig, Billing!" entgegnete sie kopfnickend. „Der Menschen Herz und Wille beugt und lenkt nur Göttermacht. Vermag dies Odin? Höre ihn selbst!"

Sie erhob ihre Stimme zu einem häßlichen, ein=

tönigen Gesang, indem sie folgende Strophe eines Runenliedes vortrug:

„Ein Sechszehntes kann ich: will ich schöner Maid
In Lieb und Lust mich freuen,
Den Willen wandl ich der Weißarmigen,
Daß ganz ihr Sinn sich mir gesellt.
Ein Siebzehntes kann ich: daß schwerlich wieder
Die holde Maid mich meidet[1]).“

Mithin war der urdeutsche Gott Odin nicht viel weniger wollüstig, als der römische Gott Jupiter. Und wie die Götter, so deren Anbeter; denn nach ihren Gelüsten schufen die Heiden ihre Götter.

„So lautet wohl Odins Lied,“ erwiederte Katuwald. „Mir aber steht Veleda näher, als Odin.“

„Dein Vertrauen soll Dir Segen bringen, junger Mann!“ entgegnete sie geschmeichelt. „Odin bin ich gerade nicht, — aber um meinen Zauber könnte selbst ein Gott mich beneiden.“

In diesem Augenblick erschien derselbe eisgraue Wolf unter dem Eingang, welcher Hermanreich solchen Schrecken eingejagt. Das Thier blieb stehen, sah nach dem Pfade zurück und dann auf seine Herrin. Eine gebietende Bewegung ihrer Hand wies den

1) Simrock, S. 274 f.

Wolf nach einem Winkel, wo er niedersaß und die Ohren lauschend nach Außen stellte.

„Weil ich Dir gewogen bin, Adeling,“ sagte Veleda, „sollst Du einen Beweis meiner Macht sehen. Gelüstet Dich etwa, Bissula hier zu schauen?“

„Hier? — Es ist nicht möglich!“ rief er staunend.

„Was wäre Veleda unmöglich?“ entgegnete sie mit stolzem Lächeln. „Ein Pfeil, abgeschnellt vom Hause der Walen, wird nicht so schnell hier eintreffen, als Bissula auf meinen Runenspruch. Ihren Bruder sollst Du auch hier sehen, Deines Vaters Mörder und seines Vaters Bluträcher. Dich aber sollen die Walen nicht sehen, — darum verschwinde, Adeling!“

Sie öffnete die Thüre an der hinteren Wand, schob Katuwald in das Dunkel des Raumes und schloß die Thüre. Darauf erhob sie den Runenstab, streckte ihn nach der Richtung gegen Walenheim und murmelte Zaubersprüche.

Katuwald sah durch die Risse der Thüre und lauschte.

Die Alrune senkte den Arm und wandte sich nach dem Versteckten.

„Adeling," sprach sie in dräuendem Tone, „die Walen stehen im Frieden meines Herdes, — dies merke Dir wohl! Verräth sich Deine Gegenwart durch irgend ein Zeichen, oder einen Laut, so wird Dich mein Zauber in einen Stein verwandeln. — Hast Du mich verstanden?"

„Ja!" antwortete eine hohle Stimme.

„Dagegen mag sich Dein Auge weidlich am Anschauen der Schönsten ergötzen, — weit genug klaffen die Sprünge der Thüre. — Schon kommt sie, — da ist sie! Ganz Auge sei, — ganz Ohr, — sonst regungslos!"

Sie wandte sich nach dem Eingange, blieb auf der Schwelle stehen und ging dann einige Schritte den Nahenden entgegen.

Beim Anblick der Zauberin wurzelten Hermanreichs Füße an der Stelle, und seine Augen starrten entsetzt auf das häßliche Weib. Auch Bissula überkam Bangen. Die Lebensfrische ihres Angesichtes wechselte mit Leichenblässe.

„Willkommen, Bissula, — willkommen, Hermanreich!" sprach die Alte. „Fürchtet nichts! Veleda ist hold gesinnt den Walen. Ich habe euch erwartet und will hören, was ihr begehret."

Nach diesen Worten geleitete sie die Fürstenkinder nach der Hütte, wo dieselben von dem Wolfe knurrend und vom Raben mit unfreundlichem Gekrächze empfangen wurden.

„Hier setzet euch auf diese Bank! Nun kurz, — was führt euch hieher? Rede, Bissula, zage nicht! Schön bist Du, wie Odins Walküren, — Dir soll meine Macht willig dienen.“

Das Weib hatte mit Absicht Bissula einen Sitz angewiesen, welcher dem spähenden Katuwald in günstigem Lichte die fesselnde Gestalt der Geliebten zeigte. Während sich die Jungfrau sammelte, überzeugte Veleda ein flüchtiger Seitenblick, daß Katuwald bereits im leidenschaftlichsten Spähen begriffen sei; denn zwei Punkte glühten unheimlich im Dunkel des Risses. Die Umstände dieses unverhofften und wunderbaren Zusammentreffens waren ganz dazu geeignet, Katuwalds Leidenschaft noch mehr zu entflammen. Die Häßlichkeit des Weibes und die wüste Umgebung der Oertlichkeit hoben Bissulas seltene Schönheit kräftig hervor und gestalteten sie für den spähenden Adeling zu einer blendenden, die Sinne berauschenden Erscheinung. Selbst die Alrune, abgestorben für menschliches Fühlen und verhärtet durch grau-

same Gewohnheiten ihres Berufes, entging nicht dem Eindrucke dieser vollendeten Wohlgestalt. Allein ihre Empfindungen nahmen eine entgegengesetzte Richtung. Der eigenen Häßlichkeit bewußt, blickte sie neidischen Auges und mit boshaftem Lächeln auf die jugendliche Fürstin, welche sich an dieser Stätte des Grauens von Selbstbewußtsein und Trotz verlassen fühlte.

„Soll ich meine Mahnung wiederholen, Tochter der Walen: — kurz Dein Begehren zu offenbaren?" sprach die Alte.

„Verzeihe, Veleda! Ich weiß Dich mächtig, — und mir schwand der Muth. — Wir kommen zu Dir in schwerer Bedrängniß und Gefahr. Die Blutrache unserer Sippe mit den Billing hat mir Vater und Brüder dahingerafft, bis auf Hermanreich, den Jüngsten. Da nun Hermanreich Bluträcher wurde dem gemordeten Vater und das Sippenhaupt der Billing tödtete, so droht auch ihm Verderben. Deßhalb möchten wir Deine Hilfe anflehen, Veleda! Feste diesen jungen Mann gegen Schwert und Lanze der Billing."

„Wenn ein am Leben Gefährdeter von ungefähr zusammentrifft mit einem Mächtigen," sprach die Al-

rune nach der geschlossenen Thüre hin, „so ist's natürlich, daß er den Schutz des Mächtigen anruft. Deine Bitte wäre demnach sehr natürlich, Tochter der Walen! — Ist aber mein Schutz ferner nothwendig? Hat nicht Katuwald, der stattliche Billing, Deiner begehrt beim letzten Thing? Will er nicht Rache in Minne wandeln? Werde also des Billing Weib und Hermanreich lebt."

„Nimmermehr!" rief sie abwehrend. „Den Katuwald hasse ich."

„Du wirst ihn lieben!" sprach mit Bestimmtheit die Alte.

„Niemals!" wiederholte sie heftig und mit dem Ausdrucke des Abscheues. „Selbst Odin vermöchte es nicht, meinen Haß in Minne zu wandeln."

Das Weib lächelte.

„Ich vermag es, Bissula!" sprach sie. „Genug hievon! Später mag Katuwalds Weib Bissula dieser Stunde gedenken. — Gegen Schwert und Lanze der Billing Deinen Bruder zu feien, ist nichts Geringes; denn nicht grimmiger und schneidiger ist Tyrs Schwert, als jenes der Billing."

„Dein Mühen sei nicht umsonst, Veleda! Jeden Schritt, jeden Spruch, wägen wir auf mit Gold."

Das Wort übte seinen Zauber; denn Gold hatten die Germanen kennen und lieben gelernt durch die Römer [1])."

„Goldene Spangen für goldene Sprüche," versetzte kopfnickend die Alte, mit gierigen Blicken auf Bissulas Armspangen. „So heißt es im Runenlied:

Ihr gab Heervater Halsband und Ringe,
Goldene Sprüche und spähenden Sinn [2])."

Die Königstochter löste das Geschmeide und übergab es Veleda, die es freundlich grinsend empfing und auf den Tisch niederlegte. Sie erhob sich, öffnete den Schrank und tastete in dessen dunkler Tiefe nach verborgenen Dingen.

Der Rabe sah das blitzende Geschmeide und flog auf den Tisch herab. Er beäugelte das gleisende Ding, machte wunderliche Bewegungen, die als Verbeugungen gelten konnten, und sprach mit krächzender Stimme: „Gold Odin, — Gold Veleda!"

Hermanreich überlief es grausig bei den Worten des verzauberten Vogels. Auch Bissula fand in dem Sprechenden mehr, als einen gewöhnlichen Raben. Dieser nahm die Spange in seinen Schnabel und flog

1) Tacitus, Germ. XV. — 2) Wöluspa, 23.

in den Schrank, wo er das Kleinod in einem Winkel versteckte.

Die Zauberin stellte einen winzigen Topf auf den Tisch, und legte ein viereckig geschnittenes Stückchen Fell eines unbekannten Thieres nieder. Darauf drückte sie an einen Knopf ihres Stabes. Ein langer Stift, gebildet wie ein Griffel, sprang hervor. Unter seltsamen Gebärden, Zaubersprüche murmelnd, tauchte sie den Griffel in das Töpflein, und schrieb auf die blanke Seite des Felles blutrothe Runen. Wieder trat sie zum Schrein, nahm dort eine Bastschnur, bohrte mit dem Stifte des Zauberstabes zwei Löcher in das Fell und befestigte die Schnur, — fortwährend Unverständliches murmelnd und das faltige Gesicht, wie eine geheimnißvolle Runenschrift gestaltend. Sie winkte den Jüngling heran.

„Kniee nieder, Adeling, — kniee Walenmagen, und empfahe Veledas Zauber!“ gebot sie.

Bebend unter dem Eindrucke des Geheimnißvollen, gehorchte der goldgelockte Hermanreich. Die Alrune hing ihm den Zauber um den Nacken und schob das beschriebene Fellstück durch die Halsöffnung des Gewandes, so daß es unmittelbar auf der Brust hing.

Hiebei sprach sie langsam und mit Nachdruck die verständlichen Worte:

„Sei hart, Hermanreich, und gefeit
Gegen Schwerter und Lanzen im Streit!“

Einige Runensprüche, und ein derber Schlag der Knochenhand auf das Haupt des Knieenden, vollendeten den wirksamen Zauber.

„Dank für Deine Hilfe, gütige Veleda!“ sagte Bissula. „Bedarfst Du jemals des Beistandes der Walen, Du wirst uns stets bereit finden.“

„Hold zwar ist Deine Rede, Menschenkind, aber thöricht!“ versetzte die Alte. „Wer mit Götter verkehrt, bedarf nicht der Hilfe der Menschen.“

Sie geleitete die Scheidenden vor die Hütte, und Beide eilten, der unheimlichen Stätte zu entrinnen.

Veleda kehrte in das Innere ihrer Wohnung zurück und öffnete die Thüre. Katuwald trat hervor, mit glühendem Gesicht und leidenschaftlich brennenden Blicken. Sprachlos sank er auf die Bank und sah aus weit geöffneten Augen auf die Alrune.

„Wie, Adeling, ganz stumm? Was hat Dich der Sprache beraubt: die Erkenntniß meiner Macht, oder Bissulas hübsche Figur?“

„Beides, Veleda, — Beides!“ antwortete er. „Wie

schön sie ist, — wie bezaubernd schön! Bei Tyr und Odin, — fast vergingen mir die Sinne! Hätte ich Dein Drohen nicht gefürchtet: — den Frieden Deines Hauses hätte ich gebrochen und zur Stelle die Herrliche entführt!"

„Und ich hätte dies geschehen lassen? Meinst Du, Unsinniger?" rief sie blitzenden Auges. „Einen Stein hätten die Walen geschaut, aber keinen Billing."

„Verzeihe die kühne Rede, Veleda! Mir schwindelt noch, darum rede ich sinnlos."

„Hattest Du blos Augen, keine Ohren, Adeling?" frug sie. „Wie sprach die Schönste, die Herrlichste? „Den Katuwald hasse ich! Selbst Odin vermöchte es nicht, meinen Haß in Minne zu wandeln." — So hat sie gesagt. Vergeht Dir endlich der Schwindel?"

Er blickte finster.

„Ich habe es gehört, — und noch Anderes," entgegnete er. „Den Walen bist Du gewogen, nicht aber den Billing; denn gefeit hast Du meines Vaters Mörder gegen das sühnende Schwert der Rache."

Sie trat zum Schrein, suchte das Armband und hob es vor die gierig funkelnden Augen.

„Blicke her! Um hohen Preis diente meine Kunst!" sprach sie.

„Solch ein Kleinod besitze ich zwar nicht, wohl aber zwanzig Goldgulden. Wandle Bissulas Herz in Minne, und das Gold ist Dein."

„Wer von Göttern Hilfe und Huld erfleht, bringt zuerst Opfer," entgegnete die Alte. „Wer eine Jungfrau zum Weibe begehrt, zahlt zuerst den Preis."

Er zog einen ledernen Beutel hervor, und zählte zwanzig flache Goldstücke, römischen Gepräges, auf den Tisch.

„Hier ist der Preis, — ein hoher zwar, dennoch gering für Bissulas minneholdes Herz!"

Beim Anblicke des glänzenden Goldes, erfaßte ein leises Zittern die Glieder des Weibes. Gierigen Auges verschlang sie gleichsam das edle Metall, und rasch, wie ein Raubvogel auf die Beute sich stürzt, so strich sie mit flinker Hand die Goldstücke vom Tische und verbarg sie im Schranke.

„Du hast wahr gesprochen, Adeling! Ein geringer Preis für eine Maid, deren Schönheit Gott Odin berauschen könnte. Bissula wird Dir gehören, — vertraue meiner Macht. Schwierig zwar und mühevoll ist die Aufgabe; denn ein Menschenherz vermag sogar, den Göttern zu trotzen. Vertraue, Adeling!

Herz und Blut einer Hexe werden meinen Zauber unwiderstehlich machen."

„Herz und Blut einer Hexe? Wie lange muß ich warten, bis sie gefunden?"

„Nicht lange! Vertraue meinem Wissen, meiner Macht, — sage ich! Einen Mann kenne ich, den seit Monaten eine Hexe zerfrißt. Heute noch will ich der Unholdin die Falle stellen."

„Und dann, Veleda?"

„Dann harre meines Winkes! — Du sollst auch nicht glauben," fuhr sie nach einer Pause finsteren Sinnens fort, „daß ich der Blutrache Deiner Sippe ein Hinderniß in den Weg geworfen. Gefeit zwar ist Hermanreich, wie er's verlangte, gegen Schwert und Lanze, — nicht aber gegen den Pfeil. Die vergiftete Spitze des gefiederten Geschosses, abgeschnellt vom Bogen der Billing, wird den letzten Walen tödten, und Sühne bringen der Seele Deines Vaters Brinno."

„Dank für den Wink, Veleda, — Dank!" sprach er in aufglühender Rachsucht. „Fast grämte mich Dein Feien des Walen; denn es machte unsere Ehre schartig. Nun soll der Todespfeil die Brust des Walen bald finden."

Hexenwahn.

Nach Katuwalds Entfernung, wühlte die Alrune im bunten Durcheinander ihres Schrankes. Nach längerem Suchen, zog sie einen Bergkrystall von seltenem Glanze hervor. Sie verbarg den leuchtenden Körper unter ihrem Gewande und verließ die Hütte, ohne Verschluß der Thüre; denn Aberglaube an die Macht der Zauberin hütete deren Habe sicherer, als eherne Mauern. Von dem Wolfe begleitet, stieg sie eilig den Pfad hinab und lenkte ihre Schritte gegen Walenheim.

Die Frilinge hatten eben ihre täglichen Uebungen mit Trinkhörnern begonnen. Sie lagen vor den Häusern in der Sonne, zechend in Bier und Meth, beim Würfelspiel. Der Lärm verstummte, sobald die Alrune sichtbar wurde. Schritt sie vorüber, den stolz getragenen Kopf kaum neigend, da erhoben sich Alle von der Erde, standen mehr scheu, als ehrfurchtsvoll und blickten der Dahinschreitenden nach. Denn sel-

ten verließ Veleda ihre Behausung, und wenn dies geschah, war es bedeutungsvoll.

Veleda stieg eben die jähe Wand einer Mulde hinab, in deren Sohle eine Sklavin rodete. Die Alte spähte ringsum. Keine weiteren Sklaven waren an jener Stelle thätig auf den Feldern. Das Nichtbeachtetsein mochte ihrem Plane passen; denn sie nickte befriedigt mit dem Kopfe, verließ den Weg und nahte der Arbeitenden. Die Sklavin, eine hochgewachsene jugendliche Maid, erschrack heftig beim Anblicke der Alrune.

„Du sollst nicht bangen, Madala! Holden Sinnes naht Dir Veleda," sprach die Alte. „Hat dein Herr im Hause für Dich keine Arbeit? Weßhalb zwingt er die Haue in Deine Hand und läßt Dich arbeiten, wie einen Schalk?"

„Zur Strafe muß ich roden," antwortete die Jungfrau.

„Dein Vergehen?" forschte Veleda.

„Bin meinem Herrn Hakko nicht zu Willen gewesen," antwortete Madala, die Augen senkend, aus denen Zornesfunken hervorblitzten.

„Thöricht hast Du gehandelt," sagte die Alte. „Einer Sklavin Leib gehört dem Herrn. Jenem

hast Du Gehorsam verweigert, der nach Fug und Recht Dir befehlen darf. Deßhalb arbeitest Du im Schweiße, wo Du Freude genießen könntest."

Madala richtete sich hoch auf und ihre blauen Augen flammten.

„Frei bin ich geboren, wie mein Herr!" sprach sie stolz. „Mein Vater hat mich verwettet, — so wurde ich Hakkos Sklavin. Aber ich denke und fühle, wie eine Freie. Strafe mein Denken und Fühlen, Veleda!"

„Ich beklage Dich, Madala! Deines Herrn Ansinnen hast Du verschmäht, — er wird Dich hart drücken und plagen, bis Du ihm zu Willen bist."

„Ich werde ihm nicht zu Willen sein!" antwortete sie fest.

„Hakko wird Dich schlagen, — er kann Dich tödten."

„Er mag's thun, — er mag mich tödten, — ich verachte den Alten! Habe ich bei der verlorenen Wette meines Vaters auch meine Ehre verloren, Veleda?"

„Schalken und Schalkinen haben keine Ehre!"

„Dann bin ich eine Freie; denn lieber verliere ich das Leben, als die Ehre."

„Wohl gesprochen, Madala! Du trägst einen hohen Sinn in Deiner Brust, — verdienst meine Ach-

tung, meine Hilfe. Willst Du ledig werden des Sklavenjoches?"

„Um's Leben gern, Veleda!"

Die Alrune zog den Bergkrystall hervor, der wundersam vor Madalas Augen glänzte und strahlte.

„Betrachte diesen Runenstein!" fuhr sie fort. „Wer diesen Zauberstein besitzt, vermag Alles. Wünschest Du Freiheit, — sie folgt zur Stunde. Gehrst Du den Tod Deines Quälers Hakko, — der Mann stirbt, bevor Odin sein Auge geschlossen. Ersehnt Dein Herz irgend einen Mann, — er wird Dich heimführen. Kein Ding ist unmöglich; dieweilen Asenkraft in dem Steine wohnt."

„Veleda, schenke mir den Zauberstein!"

„Ich darf nicht. Aber einen Weg will ich Dir zeigen, wie Du ihn besitzen magst. — Kennst Du Wiloff?"

„Der immer vor seinem Hause sitzt und von Hexen zerfressen wird?"

„Denselben! Ihm habe ich den Zauberstein versprochen, damit er die Hexen banne. Kannst Du ihm den Runenstein heimlich wegnehmen, ohne von irgend Jemand bemerkt zu werden, so gehört er Dir und erfüllt Deine Wünsche."

„Das thue ich!“ versetzte Madala unternehmend.

„Aber es muß unbemerkt geschehen, darfst auch Niemand davon sagen, soll nicht der Zauber Dich verderben,“ warnte mit drohendem Blick die Alrune.

„Beides kann ich!“ entgegnete die Sklavin. „Der Weg führt ja an Wiloffs Haus vorbei. Ich wähle die Stunde, wann die Schalken nicht um's Haus sind, die Frilinge baden und Wiloff in der Sonne liegt und schläft.“

„Du bist klug, Madala! Säume nicht, frei und glücklich zu werden.“

„Morgen schon!“ versicherte sie. „Warte nur, Du sollst es mir büßen, schlimmer Hakko!“ fuhr sie mit rachsüchtig funkelnden Augen fort. „Siehe her, Veleda, wie er mich schlägt!“ — sie streifte das Hemd von der Schulter und zeigte blaue Male. „Dies hat meines Herrn Peitsche gethan. „Ich will Dich mürbe klopfen, Starrkopf!“ hat er gesagt. Und ich will ihn umbringen mit dem Zauberstein.“

„Du wirst gerächt, Madala! Schweige und handle!“

Nach diesen Worten schritt die Alrune von dannen. Die Sklavin arbeitete weiter und dachte den gan=

zen Tag an den erlösenden und beglückenden Zauberstein.

Wiloff, der Behexte, saß im Hofe, an der Wand seines Hauses, auf einem Bärenfell, und wärmte die fröstelnden Glieder im Sonnenschein. Der starke Leib des Kranken war zusammengefallen, das Gesicht abgemagert, hohläugig und bleich. Offenbar litt er an Schwindsucht, die Folge ausschweifender Lebensweise; denn nicht Alle vermochten, die täglichen Zechgelage ohne Zerrüttung der Gesundheit zu ertragen. Hätte nicht rechtzeitig das läuternde Salz evangelischer Lehre die germanischen Stämme durchsäuert, die vielgerühmte urdeutsche Entwickelung würde ohne Zweifel bis zu jenem Punkte heidnischer Entartung fortgeschritten sein, welcher die verderbten Massen der Naturvölker unrettbar der Vernichtung überlieferte.

Darum wurde Jesus Christus ganz vorzüglich ein Heiland den Germanen. Das Licht göttlicher Offenbarung verscheuchte die Finsternisse urdeutschen Wahnes. Die erhabene Sittenlehre des Herrn vernichtete die Gräuel grausiger Barbarei. Die Kirche Jesu erzog und bildete die zerstreuten, verbindungsfeindlichen deutschen Stämme zu einem Volke, dessen groß-

artige Lebensäußerungen mit goldenen Buchstaben in der Geschichte des Mittelalters glänzen.

Nach urgermanischem Glauben litt Wiloff keineswegs an einer Krankheit, er wurde vielmehr von einer Hexe innerlich langsam verzehrt. Selten fraßen die Hexen einen Menschen plötzlich. Gewöhnlich geschah dies nur allmälig, — ein Wahn, kaum kläglicher, als viele andere Erscheinungen auf dem Gebiete urdeutscher Gesittung. Allein das Hexenwesen hatte noch eine schauerliche Seite, — es steigerte sich bis zum nackten Cannibalismus. Wurde nämlich die Hexe ertappt, dann schlachtete man sie und aß ihr Fleisch, als ein wirksames Mittel gegen den Zauber [1]).

Nur mit der größten Anstrengung, und nicht ohne Beihilfe der Staatsgewalt, vernichtete endlich das Christenthum die urdeutsche Barbarei des Menschenfressens. Noch im achten Jahrhundert mußte Todesstrafe gegen den Frevel ausgesprochen werden. Das Kapitulare von Paderborn, im Jahre 785 errichtet, enthält folgende Stelle: „Wenn Jemand, vom Teufel berückt, nach der Anschauung der Heiden glauben würde, daß irgend ein Mann oder eine Frau eine Hexe sei, und daß dieselben Menschen verzehren, und

1) Wirth, B. I. S. 202.

wenn daher Jemand die Hexe verbrennen, oder deren Fleisch zum Essen geben, oder selbst essen würde, der soll mit dem Tode bestraft werden[1])."

Mithin hat nicht „das finstere christliche Mittelalter" den Hexenglauben erzeugt, wie kirchenfeindliche Geschichtschreiber, aus Haß gegen die Stiftung Christi, oder aus Unwissenheit behaupten. Die Hexen sind urdeutscher Abstammung, stets bekämpft vom Geiste der Kirche, aber keineswegs vollständig vernichtet; denn heute noch leben sie fort im Aberglauben der Massen und annährend in der Wahrsagerei der Gebildeten.

Und nicht gering mag die Zahl der Hexen gewesen sein; denn sie wurden noch im achten Jahrhundert von den heidnischen Sachsen regelmäßig geschlachtet und verzehrt. „In einem festen Orte, Eresburg genannt, erhob sich gegen Osten, unter freiem Himmel, ein säulenähnlicher Rumpf, welchen die Germanen unter dem Namen „Irminsul," das heißt „Säule der Welt," anbeteten. Haufen von

1) Si quis a diabolo deceptus crediderit, secundum morem paganorum, virum aliquem aut feminam strigam esse et homines comedere, et propter hoc ipsam incenderit, vel carnem ejus ad comedendam dederit, vel ipsam comederit, capitis sententia punietur. Capitulare de partibus Saxoniae ann. 785. §. 6.

Gold und Silber, die Erstlingsgaben von ihren Raubzügen, waren ringsum angehäuft. Vor Irminsul befand sich ein Altar, und die Opfernden brachten dem Odin den Zehent von den Gefangenen dar. Diese Schlachtopfer waren noch nicht die entsetzlichsten. Es lebten unter ihnen Männer und Frauen, die man für Hexen hielt, und von welchen man glaubte, daß sie von Menschenfleisch sich nährten. Solche wurden auf dieses Gerücht hin ergriffen, in Stücke zerschnitten und gegessen [1])."

Sogar im dreizehnten Jahrhundert finden sich in Norddeutschland noch Spuren des Menschenfressens. Albertus Magnus besuchte jene Gegenden und eiferte gegen den scheußlichen Gebrauch, die Greise zu verzehren.

Man sieht, der düstere Norden wurde niemals gründlich von den Strahlen göttlicher Heilslehren durchdrungen. Ein heidnischer Bodensatz blieb zurück, und dieser brodelte gegen Christus, den Heiland der Welt, und seine Stiftung, die katholische Kirche, einen höllischen Brei von Lügen, Verfolgungen und Gewaltthaten zusammen.

Mit scheuem Aufblick empfing der Kranke die Alrune.

1) Ozanam, S. 161 f.

„Bleibe nur hocken, Wiloff!“ sprach sie. „Du bist schwach. — Wie geht es Dir?“

„Schlecht! Gestern hat die Hexe wieder inwendig von mir ein gut Stück weggefressen. Ich werde immer weniger.“

„Sei guten Muthes! Denke nicht an's Sterben, Friling! Ich bringe Dir Hilfe. Sieh', die Hexe ritt bisher auf der Luft, Du hast sie eingeathmet als Luft. Ich aber will die Unholdin zwingen, in leibhaftiger Gestalt zu kommen.“

„Dies wäre mir recht!“ sprach der Kranke, mit einem raschen Griff nach dem Speer neben ihm an der Wand. „Kann sie mein Speerwurf erreichen, dann frißt sie Keinen mehr.“

Unter der Hausthüre erschien Wiloffs Weib, sah die Alrune und stand lauschend.

„Höre, Friling, merke genau auf meine Rede!“ fuhr Veleda fort. „Der Stein hier fiel herab aus Walhalla in meinen Schoos, — ein Zauberstein. Was ein Schild ist gegen die Waffen der Feinde, das ist der Zauberstein gegen die Hexe. Sie kann Dir unsichtbar nicht nahen und Dir nicht schaden, so lange das Kleinod aus Walhalla in Deiner Hut ist. Darum wird die Unholdin den Zauberstein zu rau=

ben trachten. Morgen schon in der Frühe, wenn Du hier sitzest und Niemand in der Nähe ist, wird sie heranschleichen. Deßhalb sei wachsam. Laß die Hexe ja nicht entwischen; denn:

Hexenfleisch und Hexenblut
Sind gegen bösen Zauber gut!"

Er griff mit zagender Hand nach dem leuchtenden Körper, und mit weit aus dem Eingange vorgereckten Köpfen betrachteten Wiloffs Weib und erwachsene Töchter den Zauberstein aus Walhalla.

„Ich danke Dir, Veleda!" sprach der Kranke. „Ich thue, wie Du gesagt hast."

„Behüte wohl den Zauberstein, er ist Dir nur geliehen," mahnte die Alrune. „Nun höre, wie Du es klug anstellen mußt, um die Unholdin zu ertappen. Du legst den Stein zwei Schritte von Dir, etwa auf diesen Holzblock, damit man ihn wohl sehen kann. Es soll auch Niemand in der Nähe sein morgen frühe um die Badezeit, damit die Hexe kirre wird. Aber in Deinem Hause verborgen mögen Deine Gesippten mit Aexten und Beilen harren, die Unholdin zu erschlagen, sobald sie den Zauberstein vom Klotze genommen."

„Sorge nicht, — sie wird uns nicht entwischen!" entgegnete Wiloff.

„Du sollst auch nicht den Speer auf sie werfen und Lärm machen, bis der Zauberstein in ihrer Hand ist, damit nicht ein Unschuldiger sterbe. Endlich sollst Du Niemand davon sagen, damit es nicht die Unholdin erfahre und wegbleibe von der gestellten Falle."

„So dumm ist Wiloff nicht, Veleda!" erwiederte matt lächelnd der Kranke.

„Den Hexenleib magst Du vertheilen unter Gesippte und Magen, aber das Herz der Unholdin fordere ich."

„Du sollst es haben, Veleda!"

„Hast Du Alles und Jedes wohl begriffen, Mann?"

„Alles begriffen!" antwortete er kopfnickend.

„Handle darnach! Sei klug und schweigsam!"

Sie wandte sich zum Gehen. Die Köpfe an der Hausthüre verschwanden blitzschnell, wurden indessen von ihr bemerkt.

„Wenn Jemand uns belauschte," sprach sie scharf und drohend, „und wenn sie das Gehörte schwatzen, — die wandle ich in Hase und Igel."

Während Veleda nach ihrer einsamen Wohnung

zurückkehrte, spielte ein hämisches Lächeln in ihrem häßlichen Gesichte.

„Dreifacher Lohn für geringe Mühe!“ murmelte sie. „Der übermüthige Hakko hat neulich meiner gespottet. Im Rausche nannte er mich „eine zahnlose Alrune, die nicht mehr beißen kann.“ Er büße den Hohn mit der schönsten und besten Sklavin. — Zweitens wird den Göttern ein Menschenopfer geschlachtet; denn Wiloffs Mordspeer schleudert im Grunde der Glaube an die waltenden Götter, deren Zaubermacht aus Walhalla in meinen Schoos herabfällt. — Drittens erhalte ich ein Mittel, Bissulas Herz zu berücken.“

Am folgenden Morgen saß Wiloff, wie alltäglich, an der Wand seines Hauses, scheinbar schlafend, in Wirklichkeit mit wachen Sinnen die Hexe erwartend. Neben ihm lehnte der Speer, kein besonderes Zeichen mörderischer Absichten; denn allen freien Germanen waren die Waffen stets zur Hand. Zwei Schritte von ihm entfernt, in der Morgensonne leuchtend, stand der Zauberstein auf einem Holzblock. Um das Haus herrschte tiefe Ruhe. Die Sklaven arbeiteten in den Feldern, die Stallungen standen weit offen und hatten das Vieh nach der Weide entlassen.

In der Ferne sprangen die Sueven in den Fluß, das tägliche Bad zu nehmen. Andere stiegen bereits aus der Fluth und gingen nach ihren Wohnungen, die üblichen Gelage zu beginnen. Die Männer sprachen eifrig mit einander, blieben zuweilen stehen und sahen nach der Alfenhöhle, wo St. Martin wohnte.

Wiloff spähte ohne Unterbrechung über den Weg nach der Unholdin. Nirgends eine Spur der Erwarteten. Aus dem Innern des Hauses klang zuweilen ein leises Klirren von Eisengeräthen, und ein verhaltenes Reden in Spannung harrender Menschen.

Die Sonne stieg höher und höher, verstärkten Lichtglanz dem Zaubersteine entlockend. Die letzten badenden Sueven kehrten vom Flusse heim. Unbeachtet und einsam lag Wiloffs Gehöft. Da zuckte eine krampfhafte Erregung durch den Leib des Schwindsüchtigen. Die Hexe tauchte plötzlich in seiner Nähe auf. Die Haue über der Schulter, betrat Madala den Weg, scheinbar im Begriffe, auf den Feldern zu arbeiten. Ihre Wangen glühten und ihre Augen braunten unternehmend. Sie beobachtete scharf den Kranken. Als die Lichtfunken des Zaubersteines herüberleuchteten, steigerte sich die Erregung der Sklavin. Etwa fünfzig Schritte vom Hause entfernt, blieb

sie stehen und schaute ringsum. Niemand achtete ihrer. Sie ging näher, die Augen forschend auf den Mann gerichtet. Er schien fest zu schlafen. Sein Kopf war etwas auf die Seite geneigt, und aus den unmerklich geöffneten Lidern beobachtete er Madala. Sie stand jetzt dem Zaubersteine gegenüber auf dem Wege. Nochmals durchstreiften ihre Augen die Umgebung. Sie stellte die Haue nieder, verließ den Weg und schlich geräuschlos dem Gegenstande ihrer Erlösung nahe. Wiloff rührte sich nicht, er schnarrchte hörbar. Madala hatte den Zauberstein ergriffen und wandte sich rasch zurück. Da erhob sich der Sueve, erfaßte den Speer, ein schneidiges Zischen und mit weithin schallendem Aufschrei stürzte die Maid zu Boden. Das Eisen war ihr durch den Rücken gedrungen, und dessen Spitze sah an der Brust hervor.

Der Schrei weckte lautes Getöse im Hause. Wiloffs Weib und Kinder stürzten hervor, Aexte und Beile in den Händen.

„Die Hexe, — dort liegt sie!“ hatte Wiloff geschrieen.

„Hakkos Madala!“ rief ein nackter Junge.

„Sie hat noch den Zauberstein in der Hand!“ schrieen Andere.

Und jetzt arbeiteten Aexte und Beile. Die Leiche der Unholdin wurde unter wüstem Getöse in viele Stücke zerschlagen. Weiber und Männer liefen zusammen, hörten die Mähre, und bewunderten die Klugheit der Alrune beim Hexenfang. Alle begehrten ein Stück vom Leibe der Unholdin, als wirksames Mittel gegen bösen Zauber. Von demselben Aberglauben getrieben, schlürften Einige das Blut der Gemordeten.

Des Kranken hatte bisher Niemand geachtet. Nach der That war er taumelnd zurückgewichen, hatte sich auf das Bärenfell niedergelassen und begann, heftig zu husten. Ein Blutstrom entquoll seinem Munde, vermischt mit leisen Weherufen und Gestöhn, die im Lärm der rauhen Stimmen verhallten. Als endlich sein Zustand bemerkt wurde, und die Kinder heulend um den Vater standen, lag er bereits in den letzten Zügen.

Der Zauberstein war nicht wirkungslos gewesen. Er hatte Madala aus der Sklaverei befreit und Wiloff dem nagenden Zahne der Hexe entrissen.

Trübe Aussichten.

Mit Bestürzung vernahm Bissula bei ihrer Heimkehr die plötzliche Abreise Vithimers.

„Der Fürst hatte große Eile," meldete die Kammersklavin. „Er sagte zu mir: „Viele Grüße an Deine Gebieterin, — ich muß unverweilt nach Hause reiten." — Dann rief er seinem Knechte zu: „Sattle augenblicklich!" — Er selber lief nach der Kammer, wie Jemand, hinter dem es brennt. Eine halbe Stunde darauf ritt der stattliche Adeling mit seiner Gefolgschaft von dannen. Ich habe dem Troß lange nachgesehen. Scharf ritten die Mannen, so daß hinter ihnen her eine dicke Staubwolke wirbelte."

„Ist etwa ein Bote gekommen, der ihn rief?" frug Bissula.

„Wir haben Niemand gesehen, edle Herrin! Vielleicht ist ihm der Bote im Thal begegnet, und er hat selben sogleich wieder heimgeschickt."

„Wie seltsam, — wie räthselhaft!" sagte Bissula.

„Ich finde gerade nichts Räthselhaftes darin, wenn Jemand plötzlich heimkehrt, weil er unvermuthet gerufen wird," erwiederte Ganna, welche den tiefen Eindruck von Vithimers Abreise auf ihre Gebieterin bemerkte.

„Er ritt von dannen, ohne nähere Erklärung, — ohne meine baldige Rückkehr abzuwarten, — ohne mich zu sehen, — mir ein Lebewohl zu sagen!" sprach sie im Tone der Klage und Kränkung.

„Der Adeling hatte eben keine Zeit, meine Herrin zu erwarten," behauptete Ganna. „Es wird ein Bote gekommen sein und gesagt haben: „Herr, lass' Alles stehen und liegen, reite jählings heim; denn am Sterben liegt Dein Vater!" — Kann meine Herrin verlangen in einem solchen Falle, daß Vithimer hier ruhig sitzen bleibe und Deine Heimkunft abwarte? Er ließ Dich grüßen und sagen, er müsse unverweilt fort, — das ist genug."

Die Erläuterung der klugen Zofe erhellte Bissulas Angesicht, aber nur flüchtig.

„Dein Fall trifft nicht," sagte sie. „Vithimer hätte ohne Zweifel diesen Grund seiner plötzlichen Abreise angegeben."

„Ohne Zweifel, — meinst Du?" versetzte Ganna

im Tone eines Menschen, welcher die Haltlosigkeit eines Einwurfes durchschaut und mit Selbstgefühl seiner Scharfsicht sich bewußt ist. „Ich meine das Gegentheil. Der Adeling weiß ja, wie hoch meine Herrin den alten Fürsten schätzt und verehrt. Nun müßte doch Vithimer meine edle Gebieterin gar wenig lieben, wenn er für dieselbe eine schmerzliche Botschaft hinterlassen hätte. Aus Liebe und Schonung verschwieg er also die Trauerkunde."

„Dagegen stellte er mir frei, irgend einen anderen Grund seiner Abreise zu finden, die aussieht, wie Flucht," erwiederte die Königstochter. „Wie nahe liegt dieser schreckliche Grund, — mir vor den Füßen! Ein Abgrund, vor dem ich händeringend stehe."

„Meine Herrin, was redest Du?"

„Gehe!" sprach sie im Tone des Befehls.

Ganna verließ besorgt das Zimmer.

„Ja, — er hat mich verlassen!" fuhr sie düster fort. „In meiner Abwesenheit errang der Christengott den Sieg. — Wie ich ihn hasse, diesen Gott! Einen Mann hat er mir entführt, den ich mehr liebe, als mich selbst, — fast mehr, als die Ehre. — — Kann ich leben ohne Vithimer? Jegliche

Freude ist mir getödtet. Leer und öde um mich her ist Alles; denn Vithimer ist fort!"

Sie saß schweigend, eine Beute des Grames. Ihre Hände lagen im Schooße gefaltet, das Haupt senkte sich zur Brust herab und in den Zügen ihres erblaßten Angesichtes zuckte nagendes Wehe. Aber sie weinte nicht. Ihr stolzes, gekränktes Herz konnte brechen, aber durch Thränen keine Linderung finden in einem Schmerze, dessen ihr trotziges Gemüth sich fast schämte; denn sie beklagte ein Benehmen des Geliebten, das an Treulosigkeit grenzte. Den ganzen Tag blieb sie verschlossen, erschien nicht bei Tische und kalt empfing sie den Bruder. Ohne Erwiederung vernahm sie dessen beruhigende Worte, welche bewiesen, wie leicht der Jüngling die Sache nahm.

Am folgenden Morgen saß Bissula unthätig, wie aus Gewohnheit, vor dem Webstuhle. Der Gedanke an Vithimers Verlust mochte sich befestigt haben; denn eine trostlose Starrheit hatte sich ihres Wesens bemächtigt. Ganna trat ein.

„Der Fremdling von der Alfenhöhle ist da und wünscht, meine edle Herrin zu sprechen," meldete die Kammersklavin.

Theilnahmelos blickte die Fürstin auf. Ein ab=

weisender Bescheid schwebte über ihren Lippen. Da änderte sie den Sinn.

„Er mag kommen!“ sprach sie tonlos.

Als nun der Heilige über die Schwelle trat, betrachtete sie überrascht den vielgenannten Mann, der wie eine höhere Erscheinung vor ihr stand. Jene heitere Liebenswürdigkeit, welche St. Martin beseelte im Verkehr mit dem Tribokkerfürsten, war völlig verschwunden. Ernst war seine Haltung, sein Blick leuchtend und groß, und über seine Gestalt eine Hoheit ausgegossen, die unwillkührlich Achtung einflößte.

Mit jenem den Frauen eigenthümlichen Feingefühl ausgestattet, besaß Bissula einen verständnißvollen Blick für die außerordentliche Persönlichkeit ihres Besuches. Sie hatte sich vom Sitze erhoben, Martins Gruß durch eine stumme Verbeugung erwiedernd.

„Gott sei mit Dir, edle Fürstin!“ sprach der Heilige. „Länger durfte ich den Ausdruck des Dankes nicht verschieben, welchen ich Deiner Güte schulde. Du hast an Fremden ein Werk der Barmherzigkeit gethan; Gott möge Dir vergelten mit Barmherzigkeit.“

Auf ihren Wink trug Ganna einen Stuhl für den Besuch heran. Beide ließen sich nieder.

„Gastfreundschaft ist eine Ehrenpflicht deutscher Sitte," entgegnete sie. „Ziehst Du jener rauhen Höhlenwohnung eine Kammer dieses Hauses vor, sie steht Dir zu Gebote."

„Dank, erhabene Fürstin! Die Einsamkeit des Waldes, wo der Mensch ohne Störung in sich einkehren und mit Gott reden kann, möchte ich mit keinem Palaste vertauschen."

„Büffel hat mir bereits den Zweck Deines Herkommens berichtet," fuhr sie fort. „Wärest Du wirklich im Stande, Schutz gegen die Blutrache der Billing zu gewähren?"

„Ein Retter und Schild ist mein Gott Allen, die ihm dienen," antwortete St. Martin.

„Was heißt es, Deinem Gott dienen?" frug sie.

„Den Willen des Allerhöchsten kennen lernen und selben befolgen," antwortete der Diakon.

„Wir dienen unseren Göttern, wenn wir Feinde hassen und erschlagene Freunde rächen. So viel mir bekannt, ist der Christengott von anderer Gesinnung."

„Wie Du sagst, edle Fürstin! Denn so spricht Jesus Christus, der Heiland und Erlöser der Welt:

„Ihr habt gehört, daß es hieß: liebe Deinen Nächsten und hasse Deinen Feind. Ich aber sage euch: Liebet euere Feinde. Thut wohl Jenen, die euch hassen; betet für die, welche euch verfolgen und lästern, auf daß ihr Kinder seid eueres Vaters im Himmel, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute, und regnen läßt über Gerechte und über Ungerechte [1])."

„Den Feind lieben? Wie unnatürlich, — und auch, wie unmöglich!" sprach sie.

„Der göttliche Gesetzgeber befiehlt wohl Schwieriges, aber nichts Unmögliches," entgegnete St. Martin. „Gottes Gnade stützt und befähigt menschliche Schwäche, Großes zu leisten."

Sie bewegte abwehrend Hand und Haupt.

„Die Billing lieben? Nein, — niemals!" und das Feuer glühenden Hasses sprühte aus ihren Augen. „Rache zu nehmen an Feinden, ist menschlich, — Feinde lieben, ist übermenschlich."

„Gefühle der Rache und des Hasses entsprechen allerdings den bösen Neigungen der Menschennatur," versetzte der Heilige. „Der Christ aber soll herrschen über niedere Triebe und finstere Leidenschaften."

„Ich bin keine Christin!" erwiederte sie kalt.

1) Matthäus, V. 43—46.

„Rache heischt mein Herz, — Vernichtung der Feinde! Unsere Götter billigen die Blutrache nicht allein, sie machen dieselbe zur Pflicht und gehen voran durch ihr Beispiel im Kampfe gegen ihre Widersacher. Das Gebot des Christengottes hingegen ist undeutsch, es widerstrebt mir, — es ekelt mich an. Den Mördern meiner Gesippten verzeihen, die Erschlagenen nicht sühnen, — wie feige! Lieber untergehen im Streite, als abfallen von germanischer Art.“

Die Regungen des Hasses entstellten ihr Angesicht, und der Heilige gewahrte mit inniger Theilnahme den jammervollen Zustand einer vom Bösen umstrickten Seele.

„Die Verläugnung einer grausamen Sitte beschimpft nicht,“ erwiederte er. „Hochherziges Verzeihen adelt, — Haß entwürdigt. Erkennt man nicht den Baum an seinen Früchten? Welches sind die Früchte der Blutrache? Mord und Klage und Trauer und Elend! Hat sie nicht wie ein grimmiges Thier gewüthet in Deiner Familie? Billing und Walen schlachten sich ab in sinnloser Raserei. Der holde Friede verhüllte sein Angesicht, das Familienglück entfloh. Dieses Haus, wo Freude walten könnte

im trauten Kreise der Brüder, liegt einsam und verwaist, und seine öden Hallen klagen um die Gemordeten. Welch ein Bild des Grausens würde sich darbieten, könnte man all' den Jammer überschauen, von jener schauervollen Sitte über ganz Germanien verhängt! Wie lange noch soll ein dämonischer Wahn die deutschen Stämme zerfleischen? Erwäge doch, edle Fürstin, daß sich mit dem Begriffe des Göttlichen das Erhabene verbindet, das Heilige und das Beglückende. Ich weiß, Odin und andere Götter, sind Bluträcher, stets fertig und bereit, zum Würgen. Aber gerade diese abschreckende Eigenschaft sollte Dir nahe legen, daß Jene, die ihr göttlich verehrt, Mächte der Finsterniß und des Verderbens sind. Heil, Glück und Liebe ersehnt die Menschennatur, — das Gegentheil widerstrebt ihr. Darum ist es auch widernatürlich, Geister des Verderbens anzubeten. Wende Dich ab, edle Fürstin, von den Gewalten des Abgrundes! Sei stark, zerbreche die Fesseln entmenschender Sitten, entsage dem Hasse! Wie eine liebende Mutter sehnsüchtig ihr verlorenes Kind sucht, so sucht Dich Jesus Christus, der Weltheiland, der einzige Gott und Herr. Lasse Dich von ihm finden, erhabene Fürstin! Eile in die Arme Deines Hei-

landes, — Retter und Helfer wird er Dir sein in aller Noth."

Bissula saß erstaunt, verwirrt, befangen. Der Fremdling hatte Worte gesprochen, welche sie aus keinem anderen Munde würde ertragen haben. Die Götter hatte er als Unholde bezeichnet, die Blutrache, nach urdeutschen Begriffen eine Pflicht der Ehre und Sühne, als entmenschende Sitte. Und dies Alles verletzte sie ebensowenig, als seine Bitte, vor dem Christengott die Kniee zu beugen; denn Martin war kein Mensch, wie ein anderer Mensch. Aus ihm redete und leuchtete eine höhere Macht. Und die fast überirdische Gewalt seines Geisterblickes, die milde Strenge seiner Erscheinung heischten Achtung. Dazu kam die Wärme inniger Theilnahme und das liebevolle Streben, den Strom des Jammers abzugraben, der seit Jahren das Fürstenhaus der Walen überfluthete. Was nicht Vithimers Bitten in so hohem Grade gelungen war, das erreichte der Fremdling: — sie überlegte ernstlich die Möglichkeit, der Rache zu entsagen. Kaum berührte jedoch ihr Finger den Knäuel schlummernder Harpyen, als ein wüthender Sturm in ihrer Seele losbrach. Ihr stolzer Trotz bäumte sich auf und in heißer Gluth flammte der Haß.

„Ich vermag es nicht!“ rief sie mit abschreckend blitzenden Augen und die starken Glieder schüttelnd. „Den Todfeinden vergeben? — Nimmermehr! Das Leben kann ich wegwerfen, wie eine Last, aus dem Leben kann ich scheiden ohne Verletzung der Ehre, — nicht aber von der Rache. Wäre auch Dein Gott der wahre und einzige Gott, — führt auch Odin die Seele zur Hel, zum ewigen Verderben, — ich folge Odin; denn er gestattet Sühne, Vernichtung der Feinde.“

In Martins Angesicht trat in so erhabener Schrift der Ausdruck tiefen Leidens, daß sie plötzlich inne hielt und eine leise Regung von Scham durch ihre Seele ging.

„Indessen,“ — sagte sie gelassen, „ich danke Dir, weil ich die Güte Deiner holden Gesinnung erkenne. Kannst Du einen anderen Schutz nicht gewähren gegen die rächenden Billing, dann bemühe Dich weiter nicht. Im Urtheile der Christen bin ich eine verblendete Heidin, eine Verlorene, — es sei! Meide mich, — fliehe meine Nähe, — hat ja auch er mich verlassen!“ — schloß sie mit hervorbrechender Wehmuth.

„Darf ich fragen, edle Fürstin, wer Dich verlassen hat?“

Sie rang einen herben Schmerz nieder und wand die Haarflechten, die in ihrem Schoße lagen, krampfhaft um die Hand.

„Was kümmert Dich mein Elend, Fremdling?“ antwortete sie.

Da zeigte ihr ein Blick in das Angesicht des Heiligen das Unpassende der Entgegnung.

„Vergieb das rauhe Wort!“ sagte sie. „Du nimmst Antheil und verdienst Vertrauen. — Wer mich verließ? Mein trauter Jugendfreund, mein innig Geliebter, — mein Vithimer!“

Eine heftige Aufwallung erstickte ihre Stimme, und wieder trat die Starrheit eines namenlosen Schmerzes in ihr Angesicht.

St. Martin, ein gründlicher Kenner des menschlichen Herzens, verstand die Aeußerungen eines Schmerzes, der ungeheuer sein mußte bei der Schrankenlosigkeit germanischer Leidenschaft. Längst hatte er zwar in heißem Streite die niederen Regungen der Natur überwunden, und das Getöse der Sinnlichkeit drang nicht empor zur Geisteshöhe des Heiligen. Abgestorben der Welt und ihren Freuden, erglühte seine Seele nur für Gott und für die Ausbreitung seines Reiches auf Erden. Zugleich aber beseelte ihn eine

warme Menschenliebe und ein sehr lebhaftes Mitgefühl für die Leiden Anderer. Deßhalb erweckte Bissulas Zustand in hohem Grade seine Theilnahme. Während sie vor ihm saß, wie eine Beute des herbsten Wehes, ruhte sein Auge in mitleidender Innigkeit auf ihr.

„Hast Du etwa Deinem Freunde Anlaß gegeben, von Dir zu gehen?“ frug er sanft. „Mir dünkt, ein Mann, der sich Deiner Werthschätzung freut, könnte nur aus Zwang den Schein der Untreue erwecken. — — Verzeihe, edle Fürstin,“ bat er einlenkend, als sie schweigend zu ihm aufsah, „wenn ich unbescheiden frug! Theilnahme für Deinen Schmerz verleitete mich, ein Vertrauen zu fordern, das man allerdings keinem Fremden schenkt.“

„Dein Fragen hat mich keineswegs verletzt, — im Gegentheil! Gerne hörte ich aus Deinem Munde Vithimers Vertheidigung. Du redest weise. In Deiner Art finde ich lautere Güte, keinen Zug von Tücke und Arglist, — Du verdienst mein ganzes Vertrauen. Ich will Dir Alles enthüllen. Vielleicht weißt Du irgend einen Rath in meiner Noth.“

Sie berichtete umständlich und mit unbefangener Natürlichkeit. Ein leidenschaftlich glühendes Herz

öffnete sich vor dem Hörenden, weniger abschreckend für den Heiligen, als die wilde, auch die zartesten Regungen vergiftende Rachgier.

„Das ist meine Geschichte!“ schloß die Fürstin. „Nun rede! Verhehle mir das Schreckliche nicht: — Vithimer hat mich für immer verlassen!“

„Ich theile nicht Deine Anschauung!“ entgegnete St. Martin. „Irgend eine plötzlich eingetretene Nothwendigkeit bestimmte den Fürsten zur Heimkehr. Sein Werben hat er nicht zurückgenommen, mithin besteht ein Verhältniß fort, dessen ersehnte Verwirklichung in Deiner Hand liegt. Hat sich der Adeling geweigert, der schauerlichen Sitte der Blutrache dienstbar zu werden, so handelt er nach Pflicht; denn Vithimer ist ein christlicher Fürst. — Deine Denkweise hingegen ist mir räthselhaft, edle Jungfrau! Ich begreife nicht, wie Du Vithimer lieben und zugleich tödtlich hassen kannst.“

„Ich ihn hassen? Vithimer tödtlich hassen, den ich mehr liebe, als mein Leben?“ rief sie mit flammenden Augen und Wangen.

„Du hassest ihn dennoch,“ sprach ernst der Heilige. „Abgesehen von dem Verbrechen und dessen ewigen Folgen, wozu Du einen Christen verleiten

möchtest, verwickelt Dein Ansinnen den Fürsten zugleich in zeitliches Verderben. Dein Gatte würde in der Blutrache bald untergehen, und euer Zusammenleben wäre von kurzer Dauer."

„Du denkst und redest wie ein Christ!" sprach sie. „Fällt mein Gatte in der Blutfehde, so geht er nicht unter, — nein, ewig lebt er fort bei den Helden Walhallas. Manchen Billing wird sein Mordschwert fällen, — bis zur Vernichtung wird er die verhaßte Sippe schlagen," rief sie mit funkelnden Augen. „Und mich wird der Tod nur wenige Stunden von ihm trennen. Tragen sie den kalten Leichnam des gefallenen Helden auf ihren Lanzenschaften nach Walenheim, dann will ich meinem Vithimer eine fürstliche Bestattung bereiten. Und schließlich will auch ich denselben Scheiterhaufen besteigen und nach deutscher Sitte mit des Geliebten Leibe verbrennen. So bin ich bei ihm für ewig. Meinem Vater, meinen Brüdern wurde Sühne, der Ehre wurde Genüge, — die Blutrache schweigt; denn todt sind alle Walen und kein Schimpf befleckt ihre Schilde."

Es lag in Bissulas Rede eine gewisse tragische Größe. Sie saß hochaufgerichtet, mit blitzenden Augen, schwelgend im Genusse gestillten Rachedurstes.

Einen ergreifenden Gegensatz zur düsteren Schönheit der Heidin bildete die hehre Erscheinung des Heiligen. Während Bissulas Mienenspiel in leidenschaftlicher Heftigkeit zuckte, leuchtete ein himmlischer Friede in seinem Angesicht. Mit seinen strahlenden Geistesaugen sah er hinab in die Tiefe, wo die Fürstin schmachtete in Banden heidnischen Wahnes. Verstockt fand er sie und abgeneigt, seine rettende Hand zu ergreifen und diese Ueberzeugung goß einen rührenden Schmerz über sein Wesen.

„O wie jammervoll!“ sprach er bewegt. „Du könntest so beneidenswerth und glücklich Deine Zukunft gestalten, wolltest Du von den Mächten des Unheils Dich abwenden. Vithimer liebt Dich so wahr und innig, sein Herz ersehnt Deinen Besitz, mit den Armen zärtlicher Hingebung will er Dich als Gatte umfangen für das ganze Leben, — und Du brütest Verderben dem edlen Manne! Höre mein Flehen, Fürstin Bissula: — steige empor aus dem Abgrunde heidnischer Barbarei in das beseligende, rettende Licht des Christenthums! Verlasse diese Stätte des Blutes und grausiger Frevel, wo die Schlangenbrut des Hasses Dich umstrickt hält. Fliehe von hinnen und lebe in trauter Wonne an der Seite

Deines edelsinnigen Gatten Vithimer im Lande der Tribokker."

„Schweige, — bei Odin, — schweige!" rief sie heftig. „Zum Herzen dringt Deine Zunge, und Deine Worte sind verlockend süß, wie Honig. Fürwahr, Du könntest mich bereden, das Blut der Walen zu verläugnen! Vithimer liebe ich, wie gar nichts mehr auf Erden, — doch größer, als die Liebe, ist die Sühnepflicht und die Ehre."

Der Diakon erkannte die Unmöglichkeit, heidnischen Starrsinn mit Erfolg zu bekämpfen, und erhob sich.

„Ich beklage mein Unvermögen, für den Weg des Heiles Dich zu gewinnen, edle Fürstin! Allein der Hoffnung entsage ich nicht, der barmherzige Gott werde von Deinen Augen die Binde nehmen, und Dein Herz öffnen für das Licht der Wahrheit."

Ein gezwungenes stolzes Lächeln spielte um ihren Mund.

„Mein Standpunkt hat für Deine Wünsche keinen Dank!" sprach sie.

„Dennoch bitte ich, von dem Wohlwollen meiner Absichten überzeugt zu sein," sprach sanft der Heilige.

„Ich bin es! An Dir ist keine falsche Ader. Du bist mir hold gesinnt, ehrenfester Martin! Und dann," fuhr sie mit einiger Ueberwindung fort, bestimmt durch jene Regeln des Anstandes, welche sie im Verkehr mit der christlichen Fürstenfamilie gewonnen, „möchte ich bitten, öfter mich Verlassene zu besuchen, — das heißt, wenn Dich meine rauhe Art nicht abgestoßen. Du hast Vithimer vertheidigt, seinem kränkenden Benehmen die verletzende Spitze abgebrochen, und verdienst meinen Dank."

Sie geleitete ihn bis zur Halle, wo sie von ihm schied.

Eustach hatte seinen Herrn im Hofe erwartet und schritt nun an dessen Seite den Hügel hinab. Er fand im Benehmen des Heiligen sorgenvolle Trauer und errieth deren Ursache.

„Darf ich meinen gütigen Herrn fragen, ob Fürstin Bissula eine Ausnahme bildet von der Hartköpfigkeit suevischer Heiden? Hatte sie offene Ohren für die Botschaft des Heiles?"

„Wären Gottes Erbarmungen nicht größer, als die Herzenshärtigkeit der Menschen, — wer möchte gerettet werden?" antwortete St. Martin.

„Ich verstehe, — trübe Aussichten!" sprach ungehalten der Bärtige. „Bei den Chatten entgingen

wir durch ein Wunder dem Tode; — die Sueven sind nicht besser, als die Chatten. Aber es fragt sich, ob der Herr ein zweites Wunder wirkt, suevischen Mordbeilen uns zu entreißen. Deßhalb meine ich, wir sollten aufbrechen und die Reise fortsetzen, so lange wir noch Beine haben. Ich fürchte die heiligen Schnüre, die allenthalben in dieser Waldwüste liegen können, und deren Berührung man büßen muß mit Händen und Füßen. Ein schreckliches Land!"

„Wer im Schutze des Allerhöchsten wohnt, der weilt im Schirm des Allmächtigen," entgegnete der Diakon mit den Worten des Psalmisten. „Mit seinen Schultern wird er Dich decken, und sicher wirst Du sein unter seinen Flügeln."

„Dies wohl! Aber man hat doch Beispiele in Menge, daß Glaubensboten von Heiden erschlagen wurden," erwiederte Eustach. „Wie ich vom Gesinde da droben hörte, steht uns ein gleiches Schicksal bevor. Die blinden Barbaren halten meinen ehrwürdigen Herrn für einen argen Zauberer, für einen Feind der Götter, den sie fürchten und hassen. Blodmenn Farro habe gesagt, erzählten sie, Martin wolle den Väterglauben zernichten, Odin vertreiben und dem Christengott Altäre bauen. Deßhalb habe Farro

gesagt, müsse der Fremdling todt geschlagen werden. Und mir sagten die drohenden Mienen der Sueven, daß sie mit Farros Ansicht vollkommen einverstanden seien."

„Ueber Schlangen und Nattern wirst Du hingehen, zertreten wirst Du Löwen und Drachen," fuhr der Heilige mit den Worten des Psalmisten fort. — „Wie oft soll ich Dir wiederholen, mein Bruder, sei ohne Furcht und Zagen? Mit Deinen Augen wirst Du Gottes Barmherzigkeit schauen und der Frevler Vergeltung. — Könnte ich sie doch Alle retten, die in Finsterniß sitzen und in Todesschatten! — — Höre, — welches Lärmen und Getöse! Ihre wüsten Gelage beschimpfen die Herrlichkeit dieses duftigen Frühlingsmorgens, und das Streiten der Würfelspieler wiederhallt an den Bergen."

„Was sollen die Frilinge thun, als zechen, würfeln, streiten und sich zur Abwechselung die Schädel einschlagen?" versetzte Eustach im Tone leichten Hohnes. „Geschmack und Lust von Barbaren."

„Und ich sage Dir, mein Bruder, die Lehre unseres Herrn Jesu wird auch diese Entarteten zur Gesittung führen! Das Christenthum wird die Wildniß deutscher Barbarei in einen reizenden Garten

verwandeln, darin Jesus Christus, der himmlische Gärtner, die köstlichsten Blüthen und Früchte pflanzt. Zögern wir nicht, zu jenem Garten der Zukunft den Boden nach Kräften zu bearbeiten."

Er ging rascher und nahte einem Gehöft, wohin vom Wege ab ein Pfad führte. Eine Strecke von den Gebäuden entfernt, saßen am Rande des Weges zwei erwachsene Mädchen in eifrigem Geplauder. Die herabwallenden Haare, die Linnenhemden und die Unthätigkeit, verriethen die Töchter eines Freien. Um die Lenden trugen sie lederne Gürtel, an denen winzige Glöcklein hingen. Diese Schellen verkündeten, nach urdeutscher Sitte, die Mannbarkeit der Mädchen, sowie deren Bestreben, sich zu verheirathen[1]).

Sie hatten die Herankommenden nicht bemerkt und erschracken heftig beim Anblicke des mächtigen Zauberers. St. Martin winkte ihnen freundlich zu, aber seine Liebenswürdigkeit vermochte es nicht, den Schrecken seines Rufes zu bannen. Die Mädchen sprangen empor und rannten schnellen Laufes nach dem Hause, begleitet von lebhaftem Geklingel der Schellen. Mit jähem Aufschrei stürzten sie in den Hof, wo erbitterter Zank die zechenden Männer ent-

1) Arnkiel, S. 291.

zweite. Die Stifter des Streites, die Würfel, lagen auf der blanken Seite einer Kuhhaut am Boden und sahen mit ihren schwarzen Augen schadenfroh in den Lärm. Trinkhörner lagen umher, theilweise zertreten, und kräftige Faustհiebe gaben dem Wortgefechte Nachdruck. Waffen wurden noch keine geschwungen, aber in nahe Aussicht stellte der wachsende Grimm Wunden und Todtschlag. Vor dem Eingange des Hauses standen schmutzige Weiber und Kinder, den Faustkampf wie ein genußreiches Schauspiel betrachtend. Da klingelten die Glöcklein und die schreckensbleichen Mädchen stürmten in den Hof.

„Der Zauberer, — der fremde Zauberer, der Martin!“ riefen sie.

Wie eine Bannformel wirkten die Worte. Der Streit ruhte, die Zornesflammen der Augen erloschen, und Bangen malte sich in den rauhen Gesichtern.

„Wo ist er?“ frug ein Blutender.

„Er kommt den Walenweg herunter, — fort, — fort!“ schrieen die Heirathlustigen, mit hastiger Eile weiter flüchtend.

Sämmtliche Weiber und Kinder ergriffen sofort die Flucht.

Noch standen die Männer zögernd und erwartungsvoll, nach der Richtung hin lauschend, wo der Pfad, zwischen Haus und Scheune hindurch, nach dem Walenwege führte. Von der geheimnißvollen Macht des Fremdlings überzeugt, und von urdeutschen Begriffen erfüllt über die Geneigtheit des Zauberers zu jeglicher Unthat, verging den Zagenden aller Muth. Als nun der Furchtbare um die Ecke des Hauses bog, da liefen Alle mit solcher Hast davon, daß sie sogar die Waffen im Stiche ließen.

Betrübt sah der Heilige den Fliehenden nach.

„Eine Arglist des Teufels!“ sprach er. „Damit die Armen Gottes Wort nicht hören, erfüllt er sie mit abergläubischem Schrecken.“

Eustach sah die laufenden Sueven, die flatternden Haarbüsche, und konnte ein Lachen nicht unterdrücken.

„Wirklich sehenswerth!“ rief er. „So jählings flüchteten die Alemannen nicht bei Straßburg vor dem Schwerte der Römer und Bataver. Indessen, — der Zauberer hat Frieden gestiftet. Siehe nur, die Schelme waren eben daran, sich die Schädel einzuschlagen,“ — und er deutete auf die Blutspuren am Boden.

Martin warf einen Blick in das öde Haus, verließ den Hof und betrat den Weg, welcher durch die weitgedehnte Gemeinde führte.

Die Flüchtlinge standen auf einer Anhöhe und beobachteten aus sicherer Ferne den Zauberer. Zuweilen erhoben sie jenen dumpfen, eintönigen Schrei, welchen die Germanen bei drohender Feindesnähe auszustoßen pflegten. Das gegebene Zeichen verkündete Allen die Gegenwart des Gefürchteten, es verscheuchte sogar die arbeitenden Sklaven aus der Nähe des Weges.

„Man flieht uns, wie etwas Böses!“ sagte Eustach. „Niemals werden Menschen auf Dein Wort hören und Deine Güte begreifen, welche Dich meiden, wie das wandelnde Verderben. — Trübe Aussichten!“

Der Heilige erwiederte nichts; er betete.

Die Sueven wiederholten in kurzen Pausen ihren Warnungsschrei, bis die Fremden hinter einer Wendung des Thales verschwunden waren.

Bald wurden die Betrachtungen des Diakons durch den Wiederhall erregter Stimmen gestört. Drei Männer standen mitten im Wege, einem Gehöfte gegenüber, in lebhaftem Verkehr. Die Unterhaltung

trug zwar nicht das Gepräge des Feindseligen, aber die rauhen Stimmen machten bedeutenden Lärm. Einer der Sueven war Merkado, Büffels Freund und Martins Geleitgenosse aus dem Gau der Chatten.

„Hat Deine Tochter Cotawina nicht die Schellen am Gürtel getragen?“ schrie Einer Merkado an. „Falk hat zu uns gesagt: Cotawina ist schön, sie gefällt mir! Ich gehre sie zum Weibe; entführt mir die Holde! — So hat Falk gesagt. Und wir haben Cotawina entführt, ganz nach Brauch und Sitte. Jetzt kommen wir zu Dir und heischen den Kaufpreis für Deine Tochter. Du aber fährst uns an, wie ein grimmiger Wolf; — ist das recht gethan?“

„Du sollst den Handel nicht verdrehen, schlauer Otter!“ entgegnete Merkado. „Meine Cotawina trägt Schellen, weil sie heirathen will, — gut! Aber es fragt sich, ob sie den Falk zum Manne will.“

„Warum sollte sie ihn nicht wollen?“ rief Otter entgegen. „Reich, jung, stattlich ist Falk. Wald und Weide, Feld und Sklaven, Haus und Hof und Heerden besitzt er. Solch einen Mann verschmäht keine Jungfrau. — Du bist wunderlich, Merkado, — höchst wunderlich!“

„Wenn ein Vater sein Kind fragen will, ob sie

den Falk mag, so ist das nicht wunderlich," entgegnete Merkado. „Sie könnte ja Minne hegen zu einem Anderen, — den Falk könnte sie hassen. Mir aber steht's frei, meine Tochter zu verkaufen, an wen ich will. Und ich werde sie Keinem verkaufen, den sie nicht mag."

„Horch, das sind neue Reden, — unerhört in allen deutschen Gauen!" rief der Andere. „Wer eine Jungfrau raubt, oder rauben läßt, in der Absicht, selbe zum Weibe zu nehmen, — dem gehört sie. Der Vater hat nichts weiter zu schaffen bei der Sache, als den herkömmlichen Preis zu fordern. So ist's Recht, Sitte und Gesetz!"

„Nicht wahr ist's!" rief Merkado heftig. „Die Einwilligung des Vaters muß dabei sein. Ich aber gebe meine Einwilligung nicht, bevor ich nicht weiß, Cotawina sei hold dem Falk."

„Sie ist ihm hold!" versicherte Otter.

„Hören will ich's aus ihrem eigenen Mund! Bringt sie her zu mir, damit ich sie frage. Heischt sie das Bündniß mit Falk, — gut! Bin's zufrieden und will mit meiner Sippe zur Hochzeit kommen."

„Es soll eine lustige Hochzeit werden!" sagte Otters Genosse. „Veleda, die weise Frau, ist eben bei

Falk gewesen und hat gesagt, sie wolle ihren besten Zauber sprechen, damit die Nachkommenschaft gerathe. Auch hat sie gesagt, Falk solle ja nicht vergessen, die Walen einzuladen; denn er sei noch weitläufig gesippt mit den Adelingen."

„Falk gesippt mit den Walen?" sprach Merkado erstaunt. „Dies hab' ich nicht gewußt."

„Falk hat's selber auch nicht gewußt, — aber die weise Frau weiß Alles," entgegnete Otter.

„Gut, — abgethan!" sagte Merkado, der Verbindung weit günstiger gestimmt durch Falks hohe Verwandtschaft. „Meldet dem Friling meinen Gruß und meinen Wunsch, den er nicht abschlagen kann."

„Wer kommt da des Weges? — Bei Odin, — der Zauberer!" sagte Otter, sichtlich erschreckt durch Martins Nahen.

„Ihr seid Alle nicht gescheidt!" rief Merkado unwillig. „Ein heiliger Mann ist der Fremdling, kein böser Zauberer."

„Schon recht!" entgegnete der Andere, von einem lebhaften Drange ergriffen, davon zu laufen. „Du hast ja selber gesehen, was er bei den Chatten für Dinge gethan. Für meinen Theil gehe ich ihm aus dem Wege."

„Ich auch!“ sagte Otters Begleiter, und Beide schritten eilig in entgegengesetzter Richtung von dannen.

Merkado stand auf dem Wege und erwartete den Gefürchteten.

„Siehe da, mein Bruder Merkado! Gott sei mit Dir!“ grüßte liebevoll der Heilige. „Ich habe doch nicht Deine Freunde verscheucht?“

„Du nicht, — ihre dumme Furcht hat's gethan. Sie halten Dich für einen bösen Zauberer und weichen aus. Büffel und ich haben es ihnen schon hundertmal gesagt, Du seist ein heiliger Mann, — kein Zauberer. Sie glauben's nicht. — Hier ist mein Haus. Komme und raste!“

Freudig folgte St. Martin der Einladung. Sie schritten nach dem Gehöfte, von Hunden angebellt, die sich auf ihres Herrn Gebot knurrend zurückzogen. Ein Schwarm nackter Kinder, die im Sande des Hofes spielten, betrachteten die nahenden Fremden und verschwanden eilig im Hause.

„Mir ist es überaus schmerzlich,“ sagte der Diakon, „vor den Leuten in einem so schlimmen Lichte zu erscheinen. Was thue ich nur, diesen schädlichen Wahn zu tilgen?“

„Farro steckt dahinter!“ berichtete Merkado. „Er

hetzt die Leute gegen Dich auf und erzählt gruselige Dinge von Deinen Künsten. Du wärest ein Christ, sagt er, und die Christen seien Feinde der Götter. Jedermann solle Dir ausweichen, sagt er, und nicht hören auf Deine Reden. Donar werde nicht säumen, sagt er, beim nächsten Wetter seinen Hammer nach Dir zu schleudern. Und wer es Donar zuvor thue, der bekomme einen Ehrensitz in Walhalla, wenn er Dich todtschlage. — So redet der Blodmenn. Laß Dich's nicht kränken, ehrenholder Martin! Du bist im Frieden der Walen, und kein Sueve wird handeln an Dir, wie ein Bube. Donars Feuerhammer brauchst Du gleicherweise nicht zu fürchten. Hab' ja gesehen mit meinen eigenen Augen, daß Dein Gott mächtiger ist, als Odin und Donar und Tyr."

Sie traten über die Schwelle und befanden sich in der weiten, rauchgeschwärzten Wohnung urdeutscher Freiherren. Die Kinder hatten sich in einen entfernten Winkel geflüchtet, und lugten scheu nach den kleinen, fremden Männlein. Merkados Frau saß mit zwei erwachsenen Töchtern beim Spinnrocken; sie hatten Mühe, ihre Fassung beim Erscheinen des verrufenen Zauberers zu bewahren. St. Martin

grüßte freundlich die Verschüchterten und sprach zu ihnen traute Worte. Sie aber saßen starr und stumm.

„Sieh', Weib," sagte Merkado mit Selbstgefühl, „das ist der heilige Mann, von dem ich euch so Vieles erzählte. Betrachtet ihn doch, wie sonnenhell und licht seine Art ist! Mehr Glück und Segen bringt er in's Haus, als sämmtliche Elben und Schlangen. — Jetzt rühre Dich, Weib, — sei keine Gans, — übe Gastfreundschaft!"

Er geleitete die Gäste nach einem Tische. Die Frauen trugen Speisen auf, Schinken, Hirschbraten, Käse und Brod. Dann kreiste das Trinkhorn. St. Martin genoß von Allem, in dem Bestreben, den Gastgeber zu ehren. Er sah nach den schüchternen Kleinen in der Ecke, die mit ihren glänzenden Augen fortwährend den Fremden betrachteten. Der Diakon lächelte ihnen zu. Es entstand zwischen ihm und den Kindern ein stiller Verkehr durch Blicke und Mienenspiel. Die Kleinen hatten für Unschuld und Liebenswürdigkeit des Heiligen ein merkwürdiges Verständniß. Sie begriffen auch, daß er ihnen gut sei, daß er sie herzinnig liebe. Es schwand ihre Scheu, sie lächelten ihm zu. Dies geschah, während Eustach die Vortrefflichkeit des Hirschbratens, die Kraft des

Bieres lobte, und sein Rühmen durch die That bewahrheitete.

„Dein Herr denkt nicht wie Du," sagte Merkado; „denn er ißt nicht und trinkt nicht."

„Ich habe nach Bedürfniß getrunken und gegessen, mein Bruder," versetzte Martin. „Ich bin ja nicht hieher gekommen in dieses Thal, um zu essen und zu trinken, sondern euch eine unermeßlich große Freudenbotschaft zu verkünden."

„Ist etwa Kaiser Julian gestorben?" frug hastig der Sueve.

„Weßhalb meinst Du, Kaiser Julian sei gestorben?" frug überrascht der Diakon.

„Weil Du gesagt hast, eine unermeßliche Freudenbotschaft wollest Du verkünden," antwortete Merkado. „Nach der Schlacht bei Straßburg mußten wir jenem Kaiser Frieden geloben und schwören, keine Fehde zu erheben. Das ist hart, — sehr hart! Wir müssen stille liegen und die Schwerter rosten lassen. Stirbt aber Julian, so hat der Friede ein Ende. Kein Schwur bindet mehr und verbietet uns, über den Rhein zu gehen. Siehst Du, deßhalb wäre die Kunde von Julians Tod für alle Sueven, Chatten und Alemannen die größte Freudenbotschaft."

„Du täuschest Dich, mein Bruder!" entgegnete Martin. „Kein Mächtiger dieser Erde hat mich gesandt zu euch, sondern Gott, der Herr und Schöpfer Himmels und der Erde. Seinen heiligen Willen soll ich euch verkünden. Unterweisen soll ich euch in Allem, was er geoffenbart durch seinen göttlichen Sohn Jesus Christus, was er den Guten verheißen und den Bösen angedroht. Den Weg soll ich euch zeigen, der zum Himmel führt, zur Stätte ewiger Freude und Seligkeit. O wie herrlich ist es im Himmel! Odins Walhalla ist ein wüster Ort, ein schauerliches Blutfeld gegen Gottes Paradies, wo Ströme endloser Wonne die Guten beglücken."

Und er begann, die Schönheiten des Himmels und das Glück der Seligen in einer Weise zu schildern, wie es nur ein Heiliger vermag. Den Sueven fesselte die farbenreiche Darstellung in solchem Maße, daß er sogar sein Trinkhorn vergaß. Die Frauen standen am Herde und lauschten athemlos den Worten des heiligen Mannes, dessen Angesicht strahlte im Widerschein des Empfundenen. Die Kleinen, deren Unschuld für Göttliches und Himmlisches so empfänglich ist, horchten mit weit geöffneten Au-

gen und Sinnen. Was sie hörten, das wehte sie an, wie Kunde aus überirdischer Heimath; denn angeboren ist jeglichem Menschen das Ahnen des Uebernatürlichen, und diese Anlage lebt kräftig in der Kindesseele, weil grobe Vergehen die innere Stimme des Schöpfers an sein Geschöpf nicht betäuben. Darum hatten die Suevenkinder ein ganz erstaunliches Verständniß für die einfache, ergreifende Heilsbotschaft. In den Zügen, in der Haltung prägten sich die empfangenen Eindrücke aus. Sprach St. Martin von Gottes Allmacht und Heiligkeit, so standen die Kleinen ernst, in kindlicher Würde. Pries er Gottes Liebe, oder Schönheit und Liebenswürdigkeit der Engel, so lächelten sie. Verbreiteten seine Worte, bei Schilderung der Wohnungen Gottes für die Menschen, gleichsam einen himmlischen Duft durch den schmucklosen Raum, so geriethen die Kleinen in Entzücken. Ihre Augen glänzten sehnsuchtsvoll, eine geheimnißvolle Gewalt zog ihre Herzen an, und Gottes Einladung: „Lasset die Kleinen zu mir kommen; denn ihrer ist das Himmelreich," — schien aus dem Munde des Heiligen an sie gerichtet. Als er geendet, trat plötzlich ein draller Knabe, von etwa fünf Jahren, hervor und stellte sich stramm vor den Diakon.

„Ich will auch in den Himmel, wo es so schön ist!“ sagte er.

Der Vater sah höchlich erstaunt auf den ernsten Knaben; der Mutter am Herde traten Thränen in die Augen. St. Martins Angesicht strahlte in unbeschreiblicher Freude. Er zog den Knaben an sich, streichelte ihm das goldene Haar und küßte ihn auf die Stirne.

„Die Himmelsthüre will ich Dir öffnen, mein liebes Kind!“ sprach er. „Zuvor aber ist nothwendig, daß Du den Weg zum Himmel kennen lernst. Willst Du zu mir kommen nach der Alfenhöhle, damit ich den Weg Dir zeige?“

„Wenn Sinda und Walterich mitgehen, will ich zu Dir kommen.“

„Nun, Kinderchen, wollt ihr nach der Alfenhöhle kommen?“ frug der Heilige mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit.

„Ja, wir gehen mit Liudrat,“ sagte Walterich, ein älterer Knabe. „Wir fürchten uns gar nicht vor Dir, weil Du so hold bist.“

St. Martin umschloß die Kinder mit seinen Armen, wie Erstlinge des Heiles. Er sprach zu ihnen und liebkoste sie. Dann erhob er sich zum Abschied.

„Auf Wiedersehen, mein Bruder!“ sagte er, Merkado die Hand reichend. „Sollten die Kleinen ihr Versprechen morgen vergessen haben, so mahne sie.“

„Vergessen? Dies wäre!“ sprach mit gewichtigem Kopfnicken der Vater. „Mit Wort und Handschlag haben sie's versprochen, — das muß gehalten werden.“

Nach dem Scheiden der Gäste, kehrten die Kinder nicht zu ihren Spielen zurück. Sie saßen, gegen ihre Gewohnheit, ruhig im Hofe und redeten beständig von dem, was sie gehört.

„Es ist doch merkwürdig,“ sagte am Abend der Sueve zu seinem Weibe, „wie unsere Kinder auf einmal so zahm geworden sind! Hat sie jetzt schon der heilige Mann verwandelt, was mag geschehen, wenn sie bei ihm einkehren und lernen?“

„Das ist auch ein Mann!“ entgegnete das Weib. „Ist mir's doch selber breiweich um's Herz geschlichen, wie er so Wundersames erzählte. Den ganzen Tag könnt' ich ihm zuhören.“

Culturkeime.

Die Frühlingssonne warf ihren mildesten Schein auf den freien Platz vor der Alfenhöhle, wo St. Martin lehrend in Mitte der Kinder saß. Im Verkehr mit den Kleinen wurde er selber Kind und kleidete religiöse Wahrheiten in einfache, leicht verständliche Formen. Von Erschaffung der Welt erzählte er ihnen, von den ersten Menschen, vom Paradiese, von Satans Tücke und vom Sündenfalle. Die Kinder lauschten mit gespanntester Aufmerksamkeit und stellten am Schlusse des Unterrichtes endlose Fragen.

Die kleinen Wilden zu ergötzen und ihnen die Mühen des Lernens zu versüßen, griff der Diakon in die Saiten der Lyra und spielte zarte Weisen. Die jugendlichen Barbaren hatten niemals ein musikalisches Instrument gehört. Sie kannten nur das rauhe Dröhnen der Hörner und die schrillen Töne der Pfeifen und Schalmeien. Grenzenloses Erstaunen und berauschendes Entzücken überkam sie nun, bei

den sanften harmonischen Klängen. Und als Martin, nach einleitendem Vorspiel, zu singen anhob, und zwar mit einer Stimme, die selbst musikalisch gebildete Ohren bestach, da standen die Suevlein in regungsloser Verzückung. Der Heilige aber sang:

„Alles in der Welt hat Gott gemacht:
Die Blumen in den Feldern,
Des Himmels Sternenpracht,
Die Thiere in den Wäldern,
Die Vöglein in der Luft,
Die Menschen all' auf Erden,
Die Gräser in der Kluft."

Beim Ausklang der letzten Akkorde löste sich die Spannung der Hörenden in einem Ergusse urkräftigen Naturdranges. Die Kinder der Wildniß klatschten in die Hände, jauchzten laut auf und drehten sich im Kreise, wie ein Wirbelwind. Und dann bedurfte es wiederholter Mahnung, die freudig Erregten zur Heimkehr zu bewegen.

„Morgen kommt ihr wieder, Kindlein!" sprach zärtlich St. Martin. „Wenn ihr morgen noch wißt, was ich euch heute erzählt habe, dann sollt ihr noch viel schönere Geschichten hören."

Am folgenden Tage hatten sich den Kindern Merkados jene Büffels beigesellt. Wieder fesselte St.

Martins Lehrweise und Liebenswürdigkeit die Kleinen. Sie erzählten im Dorfe, was sie gehört, und wie der heilige Mann gar schön singe und mit ihm kleine Vöglein, die im Kästlein säßen.

Die Neugierde sämmtlicher Kinder wurde lebhaft angeregt. Nach wenigen Tagen saßen fünfzig Lernbegierige um den Diakon. Er begann einen regelmäßigen Schulunterricht, bei dem religiöse Belehrung nicht der einzige Gegenstand blieb. Er lehrte sie zählen und suchte auf alle Weise das schlummernde Denkvermögen zu wecken. Glaubenswahrheiten faßte er in kurze Lieder zusammen, erdachte hiezu kindliche Weisen und sang ihnen dieselben vor. Als er seltene Anlagen für das Lied gewahrte, übte er die jugendlichen Kehlen durch die Tonleiter. Nach kurzer Zeit hallte fröhlicher Kinderchor zu Thal, wo die Sueven lauschend standen, und über das Wunder staunend die Köpfe bewegten.

Unerschöpflich war die Geduld und aufreibend die Anstrengung des Lehrers. Allein er sah die Fortschritte und Gottes Segen ruhen auf seinem Werk, und freute sich der ersten Keime christlicher Cultur im suevischen Urwald.

Dagegen betrübte ihn der Mangel jeglichen Sin-

nes für Reinlichkeit, und die körperliche Nacktheit der kleinen Wilden verletzte sein Schicklichkeitsgefühl. Vergebens rühmte er das Hübsche der Sauberkeit und schilderte das Häßliche des Schmutzes. Nach dem Geschmack der Barbarenkinder war Schmutz keineswegs häßlich, und dieser Geschmack war eine natürliche Folge ihres urgermanischen Daseins. Ihre Mütter gingen einher in rußigen, schmierigen Hemden und in Gesichtern von gleichem Anstrich. Schmutzig war der dürftige Hausrath, schmutzig der Lehmboden der rauchgeschwärzten Wohnung, schmutzig die Lagerstätte, schmutzig der sonnenwarme Koth des Hofes, in dem sich die Nackten so gerne wälzten, — warum sollten sie den steten Gefährten ihrer Kindheit nicht lieben, — den Schmutz [1])?

Als Martin für Reinlichkeit weder Sinn, noch Gehör fand, versuchte er, durch den Augenschein zu wirken. Er wusch Liudrat in der Quelle, vom Kopfe bis zu den Füßen. Die Mühe war nicht klein. Hartnäckig vertheidigte der Schmutz ein Gebiet, das er seit Jahren besetzt hielt. Die Kinder saßen oder standen umher und schauten zu, wie germanische Tünche allgemach römischer Seife das Feld räumte.

1) Tacitus, Germ. XX.

Die natürliche Weiße der Hautfarbe trat blank hervor und die gekämmten Haarlöckchen schimmerten im Sonnenschein, wie lauteres Gold. Neben den gewaschenen Liudrat stellte Martin dessen schmutzigen Bruder Walterich, — ein Kothschweinchen neben ein glänzend reines Kind.

„Nun sagt mir doch, liebe Schäflein, wer ist hübscher, Liudrat oder Walterich?“ frug der Heilige.

„Walterich ist hübscher!“ riefen die Suevlein aus einem Munde.

Eustach, welcher seinem Herrn bei der Abwaschung beigestanden, lachte hell auf über das Gutachten.

„Weßhalb sollten junge Schweine den Schmutz nicht hübscher finden, als Reinlichkeit?“ sagte er in lateinischer Sprache.

„Nein, Kinder,“ sprach väterlich ernst der Diakon, „Liudrat ist hübscher, weil er sauber und reinlich ist. Auch die Engel im Himmel sind rein und sauber, wie Liudrat. Die bösen Geister in der Hölle sind aber schmutzig und häßlich. Darum sollt auch ihr einhergehen, wie die Engel, und nicht wie die Teufel. Dies fordere ich von euch, meine Schäfchen! So oft ihr herauf kommt, sollt ihr blank und reinlich sein, wie Liudrat!“

Und die Kleinen brachten das Opfer; denn sie liebten St. Martin mit der vollen Neigung ihrer kindlichen Herzen. Bevor sie zur Alfenhöhle emporstiegen, sprangen sie regelmäßig in den Fluß und putzten sich. Kehrten sie aber heim, so streckten sie die Glieder in den Sand und wälzten sich behaglich im Koth. — Dem Heiligen war diese Kriegslist nicht entgangen.

„Sinda," frug er beim Unterricht ein Mädchen, „wo ist der liebe Gott?"

„Ueberall!" antwortete das Kind.

„Sieht er auch Alles?"

„Ja!"

„Warum sieht der liebe Gott Alles?"

„Weil er allgegenwärtig ist."

„Sieht auch der liebe Gott, wenn ihr euch bei der Heimkehr im Schmutze wälzet und euch garstig macht?"

„Ja!" antwortete Sinda aufrichtig, und alle Kinderköpfe senkten sich schuldbewußt.

„Also, meine Schäflein, dürft ihr auch im Geheimen nichts Unerlaubtes thun; denn Gott sieht auch in das Verborgene."

Dies half. Vor Gottes Angesicht gestellt, mieden

die Suevlein den Schmutz, — ein Beweis, daß nicht einmal die bescheidensten Anfänge der Gesittung ohne Gottes Betheiligung möglich sind.

Auch die körperliche Nacktheit der Kleinen überwand der christliche Glaubensbote.

Bei einer Reise nach Straßburg, kaufte er von römischen Handelsleuten Kindertuniken, mit kurzen Aermeln und grellen Farben. Freudig empfingen und trugen des Heiligen Zöglinge die bunten Gewänder, ängstlich auf deren Erhaltung und Reinheit bedacht.

Noch größere Lust erweckten ihnen die glänzenden Metallkreuzchen, welche St. Martin den Fleißigsten und Folgsamsten seiner Schüler zum Geschenk machte. Es gab einen erstaunlichen Wetteifer, den lockenden Preis zu verdienen, bis Alle das Zeichen der Erlösung über der Brust trugen.

„Bist Du endlich versöhnt mit der Eigenart der Germanen, mein Bruder?" frug St. Martin seinen deutschfeindlichen Diener. „Mit welcher Ausdauer diese Kleinen lernen! Welche Gemüthstiefe ihnen innewohnt, — welcher Zug und Drang nach dem Ewigen und Göttlichen! Wer kann es läugnen, daß die deutsche Kindesnatur gemüthreicher sei, als die

römische oder griechische? Welche köstliche Früchte werden reifen an den vormals wilden Bäumen deutscher Urwälder, wenn ihnen der göttliche Gärtner das veredelnde Reiß eingepfropft! Wenn die Germanen wandeln im Lichte christlicher Lehren, in der Kraft göttlicher Gnadenmittel, — folgend der Stimme des himmlischen Hirten!"

„Nun ja, -- aus Steinen mag Gott Kinder Abrahams erwecken, warum nicht aus germanischen Sümpfen?" versetzte der unverbesserliche Eustach.

„Ach, — welches Entzücken für Himmel und Erde," rief der Heilige strahlenden Angesichtes, „wenn Vater Justinus von Straßburg herüberkommt und meine Schäflein durch die geheimnißvolle Wiedergeburt der Taufe einführt in das Reich Gottes! — O Du mein Heiland, wie groß ist Deine Güte, — wie unermeßlich Deine Erbarmung!"

Weil aber die Finsterniß das Licht und die Lüge die Wahrheit bekämpft, seitdem und so lange es einen Fürsten dieser Welt gibt, darum fand Martins segensvolles Werk erheblichen und drohenden Widerspruch.

Farro hatte sich mit Veleda verbündet, und beide schürten Haß in den Gemüthern gegen den christ-

lichen Glaubensboten. Die Kinderschule des Heiligen war Veleda ein Gräuel und Farro ein Aergerniß. Sie sahen das Reich des Christengottes entstehen, und die einflußreichen Diener Odins ballten grimmig die Fäuste. Durch Ueberredungen und Drohungen suchten sie die Eltern zu bestimmen, den Kleinen jenen gefährlichen Unterricht zu verbieten. Allein die Sueven hatten urdeutsche Begriffe von Elternrechten und einen Freiheitsinn, den russisches Knutenregiment nicht gemaßregelt und getrübt hatte.

„Warum soll ich meinen Kindern verbieten, zu dem heiligen Mann zu gehen?" sagte Büffel. „Hat er sie nicht aus Koboldden in hübsche Lichtelfen verwandelt? Bei Schwert und Lanze! — seit meine jüngsten Kniemagen der heilige Mann unterweist, tragen sie etwas gar Holdes und Liebliches an sich. Sie verhalten sich stille, gehorchen auf's Wort und treiben mich nicht mehr in Zorn."

„Du aber treibst Odin und Tyr in Zorn, weil Du geschehen läßt, daß ein Christ Deine Kniemagen von den Göttern abwendig macht. Odin zürnt und wird Dich strafen!" drohte Farro.

„Den Odin fürchte ich nicht!" erwiederte Büffel. „Hab' ja gesehen, daß Odin vor dem heiligen Martin

und seinem Gott gerade so ist, wie ein waffenloser Mann."

Aber nicht alle Sueven dachten, wie Büffel. Manche verboten ihren Kniemagen die Alfenhöhle, und erstickten durch Schläge den Drang, welcher die Kleinen nach dem Kinderfreunde zog. Andere blieben neutral. Sie entschieden sich weder für Martin, noch für Farro und ließen den Kindern freien Lauf.

Auch viele Erwachsene trieb Neugierde, die Dinge bei der Alfenquelle zu sehen und zu hören. Während die jugendlichen Katechumenen auf den Rasenbänken um ihren Lehrer saßen, standen im Dickicht der nächsten Umgebung Männer und Frauen und hörten zu. Der Diakon bemerkte, daß sie unbeachtet sein wollten, und that rücksichtsvoll ihren Willen. Nur Büffel und Merkado durchbrachen die Schranken befangener Zurückhaltung, traten in den Kreis der Katechumenen und hörten aufmerksam das Lehrwort des Heiligen.

Bissula beehrte gleichfalls die Schule mit ihrer Gegenwart. Als sie mit Hermanreich erschien, erhoben sich grüßend Martins Zöglinge, und betrachteten ohne Geschrei und wilden Lärm die stolze Fürstin. Schweigend standen sie, wie artige Kinder,

und lasen vergnügt in den Mienen ihres geliebten Lehrers Zufriedenheit über ihr Verhalten.

Hermanreich, der wiederholt den Heiligen besucht und eine warme Neigung für ihn gewonnen hatte, trat auf den Lehrenden zu und reichte ihm die Hand. Der Diakon grüßte Bissula mit einer Verbeugung strenger Förmlichkeit, und sie nickte gnädig mit dem Haupte.

„Du hast es schon erstaunlich weit gebracht mit den Wildlingen," rühmte sie. „Aber ich fürchte, die Rauheit des Urwaldes wird nach Deiner Abreise die zarten Culturkeime bald erstickt haben."

„Ich theile nicht Deine Besorgniß, edle Fürstin! Der gütige Gott hat diese Kleinen zu sich gerufen, er wird sie behüten und schirmen in seinen Vaterarmen."

Sie betrachtete mit wachsendem Antheil die Kinder.

„Du bist dennoch ein Zauberer, trauter Martin!" sprach sie lächelnd. „Völlig verwandelt sehe ich Knaben und Mädchen. Die Wildheit ihres Benehmens ist fort mit ihrer Nacktheit und dem garstigen Schmutz. Lieblich glänzen die Kinderaugen und heiter leuchten ihre Gesichter. Man meint wahrhaf-

tig, sie seien in der strengen Zucht römischer Bildung aufgewachsen, wovon Fürst Vithimer viel erzählte."

„Schreibe nicht Wirkungen der göttlichen Gnade auf Rechnung meines geringen Vermögens, erlauchte Fürstin!" erwiederte bescheiden der Heilige.

„Verzeihe die Unterbrechung deiner Unterweisungen," sprach sie. „Fahre fort, damit auch ich höre von dem Christengott."

Sie trat zurück und ließ sich auf ein bemoostes Felsstück nieder.

St. Martin schilderte das Leiden und Sterben des Welterlösers. Hermanreich und die Kinder folgten mit ungetheilter Aufmerksamkeit der ergreifenden Darstellung. Bissula hingegen saß theilnahmlos und kalt, wie ein Mensch, dem eine gewaltige Leidenschaft die Sinne für alles Uebrige verschließt. Im Schatten der Tannen warf der silberne Reif um ihr Haupt trüben Schimmer, und düster leuchteten ihre sinnenden Augen. Zuweilen hob sie vom Boden den Blick nach dem Heiligen, indem eine drängende, ungeduldige Spannung durch ihre Züge glitt.

Der Diakon war endlich zum Schlusse gekommen.

Er senkte in den empfänglichen Boden warmer Eindrücke die Keime sittigender Früchte.

„Ihr habt nun gehört, meine Schäfchen, wie bitter unser göttlicher Heiland gelitten wegen unserer Sünden. Dies Alles hat Jesus gethan aus übergroßer Liebe zu uns. Darum liebet ihn wieder durch frommen Sinn und beleidigt ihn nicht durch Sünden. — Zum Schlusse für heute, liebe Kindlein, singen wir das hübsche Lied: „O Bethlehem!"

Er nahm die Lyra vom Aste des Baumes, griff in die Saiten und spielte die bereits eingeübte Melodie. Die Kinder standen ungeduldig und konnten es kaum erwarten, bis das Zeichen zum Gesange gegeben wurde. Und jetzt klangen die trefflich geschulten Stimmen der Suevlein so freudig und hell, und sangen so liebliche Weisen durch die rauhe Wildniß, daß ringsum die Bergwände verwundert lauschten. Die Kinder aber sangen:

„O Bethlehem, o Bethlehem,
Du gnadenvolle Stadt!
Die sich der kleine Jesus
Zur Wieg' erkoren hat.

Fein Jesuskind, fein Jesuskind,
Wir lieben Dich gar sehr!
Dir sind wir hold in Treue
Und sündigen nicht mehr!"

Auf Bissula machte das Lied der Kinder einen seltsamen Eindruck. Klagetöne und eine wehmüthige Stimmung sangen die heiteren Weisen in ihre Seele hinein. Tief bewegt saß sie da, es zuckte schmerzlich um ihren Mund, und ein feuchter Schleier zog über die weitgeöffneten Augen.

Die Kinder hatten ihre Bänke verlassen und eilten zu Thal. Hermanreich redete mit dem Diakon. Bissula erhob sich mit einem leisen Stöhnen. In dem Bestreben, eine plötzlich angeflogene Schwäche zu bemeistern, nahte sie dem Standpunkte der beiden jungen Männer.

„Du bist wieder in Straßburg gewesen?“ hob sie an.

„Wie Du sagst, erhabene Frau! Gestern Abend kehrte ich zurück und wollte nach dem Schlusse der Schule zur Burg hinüber kommen, im Auftrage des edlen Fürsten Vithimer.“

„Du hast ihn gesehen, — gesprochen?“ frug sie mit unsicherer Stimme.

„In Straßburg, beim ehrwürdigen Bischofe Justinus,“ antwortete St. Martin. „Der Fürst läßt Dich grüßen und dringend bitten, ihm seine Annäherung zu ermöglichen.“

Sie senkte den Blick und wurde leichenblaß. Dann hob sie stolz das Haupt und ein jäh aufleuchtender Blitz schoß hervor aus ihren Augen.

„Ich danke Dir, Martin!“ sprach sie mit erzwungener Fassung. „Vithimer kennt bereits den einzig möglichen Weg erwünschter Annäherung. Einen anderen gibt es nicht für die Ehre der Walen.“

„Du bist unbarmherzig und hart, Bissula!“ versetzte vorwurfsvoll der jugendliche Adeling. „Vithimer liebt Dich so innig und traut, — einen minnewürdigeren Mann gibt es nimmer auf Erden. Aber Dein Starrsinn zerbricht ihm das Herz und raubt mir den Freund.“

„Und mir gebietet die Pflicht der sühnenden Rache, einen Preis der Minne zu stellen,“ erwiederte sie.

„Vithimer kann den geforderten Preis nicht zahlen ohne Eidbruch an seinem Gott, — Du weißt es! Heische nichts Unmögliches!“

„Ich entsage dem Unmöglichen und darum auch Vithimer,“ entgegnete sie mit klangloser Stimme.

„Ich bitte, erlauchte Frau, in Geduld der göttlichen Leitung zu harren,“ sprach der Heilige. „Gott vermag Alles; denn er ist allmächtig. Er will das

Wohlergehen seiner Geschöpfe; denn er ist allgütig. Mithin wird er auch den finstern Bann von Deinem Geiste nehmen, welcher Dein Herz verschließt gegen das Licht."

„Du versprichst viel, heiliger Mann!" erwiederte sie, und im Tone ihrer Stimme klang es, wie leiser Hohn.

„Weil ich Alles von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes hoffe," sprach ernst St. Martin.

„Was mich beschämt bei dieser traurigen Geschichte," rief Hermanreich, „das ist der große Dank, den wir Vithimer und seiner Sippe schulden. Von Kindesbeinen auf lebten wir mehr in der Burg der Tribokkerfürsten, als in Walenheim. Ohne die Eindrücke der Bildung und Gesittung, welche ich dort empfing, wäre ich so unbändig und roh, wie alle Sueven. Weit mehr verdankt meine Schwester der milden Zucht jener christlichen Fürstenfamilie. Und jetzt diese Spaltung und Trennung!"

„Vithimer ist wirklich ein edelsinniger Mann, hochherzig und freigebig!" rühmte der Diakon. „Mir gab er die Mittel, für meine Schäflein die Tuniken zu kaufen. Gestern versprach er dazu, für schneeweiße Taufgewänder zu sorgen und den ehrwürdigen

Vater Justinus zur Tauffeierlichkeit herüber zu geleiten. Ein großmüthiger Fürst!"

„Wie freue ich mich, den edlen Vithimer zu sehen!" rief Hermanreich. „Geschieht dies bald?"

„Nach einigen Wochen glaube ich, die Kinder hinlänglich vorbereitet zu haben," antwortete St. Martin.

„Auch die Truhen unseres Hauses bergen Linnen, rein und weiß, wie Schnee," sagte Bissula. „Du sollst mich ebenso freigebig finden, wie den Fürsten Vithimer. — Für heute lebe wohl!"

Der Diakon geleitete die Walen bis unterhalb der Quelle. Als er schied, sagte Bissula mit halb abgewandtem Gesichte: „Reitest Du inzwischen nach Straßburg und begegnest Vithimer, so vergiß nicht, ihn herzinnig von mir zu grüßen."

Eine urdeutsche Hochzeit.

Merkado steht in Mitte seines Hofes, die beste Hirschhaut umgethan, das Haupt mit dem prachtvollen Geweih eines Vierundzwanzigenders geziert. Das Schwert hat er umgürtet, am linken Arm den Schild, die hoch ragende Lanze in der Rechten. Ihm zu beiden Seiten stehen sein Weib und die erwachsenen Kinder. Auch die wehrfähigen Söhne sind mit Schwert und Lanze und Schild ausgerüstet und tragen als Kopfzierden gekrümmte, spitzige Büffelhörner. Die Frauen sind heute nicht schmutzig. Sie prangen in frischen Linnenhemden und ihre goldenen Haare im Fett urdeutscher Pomade. Um die freiherrliche Sippe haben sich im Halbkreise die Sklaven und Sklavinen geschaart, nackte Gestalten, deren ganze Tracht in einer Schürze um die Hüfte besteht.

Das Thal herab zieht ein lärmender Haufe, die Sippe des Frilings Falk. An der Spitze des Zuges marschiren einige Hornbläser und Pfeifer, deren In=

strumente eine ganz entsetzliche Musik hervorbringen, die jedoch mit dem Gejauchze urwaldlicher Kehlen würdig zusammenstimmt. An die Musikanten schließen sich ein Paar fetter Ochsen, ein angeschirrtes Pferd und zwei Sklaven, Lanze, Schild und Schwert tragend. Die Thiere sind bekränzt mit Eichenlaub, und an der Lanzenspitze flattert ein Tüchlein als Fahne. Dann folgt Falk, in tadelloser Bewaffnung und mit freiherrlichem Selbstbewußtsein einherschreitend. Als Mantel trägt er eine zottige Bärenhaut und hat den Kopf des Thieres, wie eine Kapuze, über sein Haupt gezogen. Ihm zur Seite geht Cotawina, Merkados entführte Tochter. Die Jungfrau ist hübsch, von riesigem Wuchse und gewaltigen Gliedmaßen. Sie trägt ein sauberes Linnenhemd und darüber einen wollenen Ueberwurf von grellen Farben, — ein Handelsartikel des römischen Marktes, und ein Gegenstand des Neides für alle Jungfrauen, denen Glöcklein am Gürtel hängen.

An die Brautleute schließen sich die Gesippten Falks, bewaffnete Männer in Thierfellen, Weiber, Mädchen und Jünglinge. Dagegen fehlt heute das Geleite der Kinder, deren Geschrei bei solchen Anlässen den Lärm kräftig zu unterstützen pflegte. St.

Martin hütet die Kleinen in seiner weihevollen Nähe, damit nicht der zügellose Geist heidnischer Hochzeitgebräuche die Keime christlicher Cultur schädige.

Hörner und Pfeifen schwiegen, als die Spitze des Zuges den Hofraum betrat. Merkado stand hoch aufgerichtet, in schweigender Erwartung. Seine Tochter und Falk traten ihm gegenüber. Einen weiten Kreis bildeten die Gesippten.

„Da sind wir, Merkado, das Brautmal zu halten!“ hob Falk an. „Nach suevischem Brauch hab' ich Deine Tochter Cotawina rauben lassen, weil sie Glöcklein trug, weil sie mir gefiel und hold war. Hier zahle ich nach Herkommen den Preis für Deine Cotawina, — nämlich zwei Ochsen, die schönsten im Thal, — ein geschirrtes Roß, ein Schwert, eine Lanze und einen Schild. Nimm, was Dein ist, und gieb mir, was mein ist[1]).“

Merkado bemühte sich, eine höchst wichtige Haltung anzunehmen. Demzufolge dehnte er die riesigen Glieder noch mehr in die Höhe und Breite, stellte das linke Bein weit vor und streckte den rechten Arm aus, indem er den Lanzenschaft in den Boden stieß.

1) Cantu, B. IV. S. 649.

„Dein Begehren hab' ich gehört, Friling, — jetzt höret das meinige!“ sprach er. „Gelobst Du, meine Cotawina zu halten in Ehren und Rechten Deines Eheweibes?“

„Ich gelobe es bei Schwert und Lanze!“ antwortete Falk.

„Cotawina, ich frage Dich, willst Du Falk zum Manne?“ fuhr der Vater fort.

„Ja, ich will ihn!“ antwortete sie.

Merkado zog einen Ring hervor und steckte selben an Cotawinas Finger.

„Der Ring soll Dich allzeit mahnen, Deinem Falk eheliche Treue zu halten,“ sprach er. „Jedem freien Teutmannen ist zwar gestattet, mehrere Weiber zu haben, und Du sollst nicht schmähen, sofern Dein Falk von solchem urdeutschen Rechte Gebrauch macht. Das Weib aber darf neben ihrem Manne keinen zweiten haben, ansonst trifft sie Schmach und Tod. Dies merke Dir, Cotawina!“

Merkado sprach würdevoll, wie ein Priester; denn jeder Hausvater war zugleich Priester in seiner Sippe.

Der Kreis öffnete sich auf Merkados Wink.

Zwei zusammengejochte Rinder wurden in den Ring geführt.

„Dieses Witthum gebe ich euch in's Haus," fuhr er fort. „Zusammengejocht sind die Thiere, was bedeutet, daß ihr Zwei im Joche der Ehe zusammengehen sollt in Freud und Leid. Wie zwei zusammengejochte Rinder ziehen an einem Wagen, so sollt auch ihr die Lasten und Schwerlichkeiten des Lebens miteinander theilen und tragen. — Demnach seid ihr zusammengethan als Mann und Weib, — lebet lange und glücklich [1])!"

Die Hörner und Pfeifen bliesen, die Gesippten schlugen die Waffen zusammen und riefen: „Lebet lange und glücklich!"

Unter stetem Getöse der Hörner ordnete sich der Zug, dem sich Merkado mit seiner Sippe anschloß. Jauchzend und lärmend bewegte sich die Schaar durch das Thal nach Falks Gehöfte. Die Sklaven auf den Feldern ließen ihre Hände ruhen und betrachteten die stattlichen Sippen der Frilinge. Zuweilen erscholl ein grüßendes Jauchzen von den Feldern, aber höchst selten; denn deutsche Sklaven trugen ihren Zwingherren keinen holden Sinn. Kam der Braut-

1) Tacitus, Germ. XVIII.

zug an Häusern vorbei, wo Frilinge beim Zechen lagen, so wurden Trinkhörner geschwungen und nach ausgeschrieener Widmung auf das Wohl der jungen Eheleute geleert. Beim Gehöfte Falks angelangt, begannen sofort die sinnbildlichen Hochzeitgebräuche.

Ueber dem offenen Eingange des Hauses hing ein blankes, scharfgeschliffenes Schwert. Cotawina wurde unter die dräuende Waffe gestellt, bekannt unter dem Namen „Eheschwert" [1]).

„Meine Tochter," sprach ernst mahnend Merkado, „betrachte das schneidige Eheschwert! Siehe doch, wie es grimmig blitzt über Deinem Haupte! Es ruft Dir zu: „Cotawina, halte in Treue den Ehebund, ansonst gebe ich Dir den Tod!"

Falk nahm die Hand seines jungen Weibes und geleitete es in das Haus. Dort führte er Cotawina dreimal um den Herd, indem er sprach: „Schalten sollst Du hier und walten als Hausfrau, in Züchten und Fleiß [2])!"

Darauf wurde ein Zuber mit Wasser gebracht. Cotawina ließ sich auf einen Stuhl nieder und stellte die Füße in das Wasser. Eine gesippte Frau wusch ihre Füße.

---

1) Arnkiel, S. 291. — 2) Ibid.

Nach der Fußwaschung tauchte Merkado einen grünen Lindenzweig in den Zuber und besprengte mit dem Fußwasser das Brautbett, alles Hausgeräth, und schließlich jeden Gesippten. Dann wurde ihm ein hölzerner Teller mit Honig gereicht. Merkado strich Honig um den Mund der Braut und mahnte: „Süße Worte soll Dein Mund reden zu Deinem Manne, aber keine bitteren[1]."

Bei dieser Ceremonie lächelten Manche der Männer und warfen bedeutsame Blicke nach ihren Weibern.

Jetzt wurde mit einem Tuche das Haupt der Braut verhüllt. Merkado ergriff sie bei der Hand und führte sie an die verschlossene Hausthüre, sowie an die Thüren der Ställe, der Scheune und der Sklavenhütten. Jede Thüre stieß Cotawina mit dem rechten Fuße, wobei die Frauen mit vollen Händen Gerste, Hafer, Korn und Bohnen über sie ausstreuten. Merkado aber sprach mit lauter Stimme: „An Getreide soll Dir nicht mangeln, so Du mit Fleiß waltest im Hause[2]."

Cotawinas Haupt wurde enthüllt. Falk umarmte und küßte sein Weib. Die Gesippten brachten ihre Glückwünsche dar.

1) Arnkiel, S. 292. — 2) Ibid.

Wieder dröhnten die Hörner und gellten die Pfeifen. Der Zug ging nach dem weitgedehnten Anger hinter dem Hause. Dort braunte ein mächtiges Feuer um Drehspieße und Pfannen, und der Bratenduft von allerlei Fleisch kitzelte die Gaumenlust der Hochzeitgäste. Thierfelle waren über den Rasen ausgebreitet, von Trinkhörnern und Bierfässern umgeben. Weiterhin waren auf eingerammten Pfählen frischgeschnittene Diehlen festgenagelt. Das Ganze bildete eine lange Tafel, von Stühlen und Bänken umstellt. Diese Tafel war im Grunde eine Neuerung und Abweichung von alter Sitte; denn am Boden, auf Thierfellen, pflegte geschmaust und gezecht zu werden. Allein der Tisch bürgerte sich allgemach ein, und Cotawina hatte für den Hochzeitschmaus die Nothwendigkeit eines solchen hervorgehoben.

„Ich kann mir nicht denken," hatte sie gesagt, „daß Bissula, die herrliche, am Boden liegt. Also müssen wir einen Tisch haben."

Die gesippten Männer hingegen mieden den Tisch. Sie warfen sich zur Erde nieder, lagen behaglich auf den Fellen und begannen, aus inhaltsreichen Trinkhörnern den Durst zu löschen.

Die Frauen hasteten geschäftig zwischen Haus und

Anger, trugen hölzerne Teller herbei und besetzten die Tafel mit den kostbarsten Geschirren des Frilings, nämlich mit eingeölten Schädeln erschlagener Feinde. Manche dieser schauerlichen Trinkgefäße hatten silberne Einfassung und in den Augenhöhlen buntfarbige Steine.

Ueber den Anger hin herrschte ein lebendiges Treiben. Jünglinge warfen Speere mit stumpfen Spitzen nach einem aufgesteckten Ziele, oder übten sich in Ringkämpfen. Nackte Kinder wälzten sich im Grase oder trieben spielend umher. Auch Hunde und andere Hausthiere fanden sich in der Absicht ein, von dem Schmause Nutzen zu ziehen. Es erregte Scherz und Lachen, wenn Hund oder Katze mit erhaschter Fleischbeute davonliefen, verfolgt von einer schmähenden Sklavin. Um die Bierfässer wurde es immer lauter, und die gut bewirtheten Hornbläser und Pfeifer säumten nicht, durch ihre Musik die Feier des Festes zu erhöhen.

„Wo bleiben die Adelinge, mein herzenstrauter Magen?“ frug Merkado den glücklichen Bräutigam.

„Meine Gesippten werden kommen, — sie haben's versprochen,“ antwortete der Friling.

„Zeit wär's, daß sie kommen,“ entgegnete Mer-

kado. „Die Sonne will nach Westen und mein Weib sagte, die Braten seien gar."

„Hei, — wie man den Wolf nennt, kommt er gerennt!" rief Falk froh, nach dem Hofe deutend, wo eben Hermanreich, Bissula und Ganna von den Pferden stiegen.

„Die Walen kommen!" verkündete eine Stimme, der Lärm schwieg und achtungsvolle Stille verbreitete sich über den Anger.

Als nun Bissula einherschritt in Kraftfülle und Schönheit, da huldigten selbst die lagernden Zecher ihrer Macht. Sie erhoben sich, griffen zu den Waffen und empfingen die Vielbewunderte mit dem ehrenvollsten urdeutschen Gruße, indem sie kräftig Schilde und Schwerter zusammenschlugen. Bissula grüßte mit freundlichem Kopfnicken, und Hermanreich empfand mit brüderlichem Stolze die Huldigungen für die Schwester. Falk hielt seine Neuvermählte an der Hand und erwartete, von seinen nächsten Magen umgeben, die Fürstenkinder. Auch die Zecher, und was sonst auf dem Anger umhertrieb, nahte dem Punkte, wo sich der höchste Glanz des Festes entfaltete.

„Seid uns willkommen, Adelinge!" grüßte Falk.

„Meiner Sippe könnte eine größere Ehre gar nicht begegnen, als durch euren Besuch."

„Deine Einladung hat uns erfreut, ehrenfester Friling!" entgegnete die Fürstin. „Wir kommen, euch Glück zu wünschen und den Segen der Götter zu eurem Ehebund. Verharret in Treue und Minne bis in das höchste Alter! — Zum Andenken an diesen heiteren Tag, bitte ich, eine geringe Brautgabe von uns anzunehmen."

Sie wandte sich an ihre Zofe Ganna, empfing einen schweren Pack gebleichter Leinwand und übergab dieselbe Cotawina.

„Von mir selbst gesponnen und gewebt!" fügte sie mit weiblichem Selbstgefühl bei.

„Ich danke recht herzlich für die werthvolle Brautgabe!" sagte Cotawina.

„Und was ist das Köstlichste an diesem Linnentuche?" frug Merkado seine Tochter. „Das Köstlichste daran ist die Arbeit einer Adeling. Darum halte das Tuch in hohen Ehren, wie eine Mahnung zu gleichem Fleiße."

Falk geleitete die Walen nach dem Tische, wo ihnen der Ehrensitz eingeräumt wurde. Die Weiber, Jungfrauen und alte Männer ließen sich gleichfalls

am Tische nieder. Die jungen Männer kehrten zu ihren Trinkhörnern zurück, fortwährend Bissula bewundernd und besprechend, deren seltene Schönheit durch den einfachen Anzug siegreicher hervortrat. Sie trug nämlich heute weder goldene Armspangen, noch einen silbernen Reif um das Haupt, und auch keine fürstlichen Gewänder. Sie erschien, mit einziger Ausnahme eines enge anliegenden Kleides, in der Tracht freier Jungfrauen. Um das Haupt trug sie ein weißes Band, welches die herabwallende goldene Haarfluth zusammenhielt, — aber am Gürtel klingelten keine Glöcklein. In natürlicher Hoheit saß sie da, Alles um sich her verdunkelnd, — an Körperkraft und Vollendung der Formen die reizende Verwirklichung urdeutschen Frauenideals.

„Eine hübschere Maid gibt es nimmer auf Erden, als Bissula!“ versicherte ein Sueve seinen Trinkgenossen. „Augen hat sie, so strahlend, wie Odins Auge, und die Weiße ihrer Haut verdunkelt den Schnee. Und welche Gliedmaßen! Ich glaube gerne, was man von ihr sagt, — daß sie den stärksten Mann im Ringkampfe niederwerfe.“

„Und auch im Kampfe mit Lanze und Schwert!“ versetzte ein Anderer. „Da sie noch ein kleines Mägd-

lein war, warf sie schon Speere, ritt die wildesten Pferde und übte sich mit ihren Brüdern im Schwertkampfe. So wollte es ihr Vater, der edle Viderich! Hörte ihn oft sagen, den alten König: „Unsere Frauen sollen auf der Wahlstatt nicht allein die Zungen, sondern auch die Waffen gebrauchen können, wenn's noth thut. Das ist urdeutscher Brauch, daran müssen wir festhalten.“ — In solchem Sinn hat der Adeling seine einzige Tochter groß gezogen. Man kann sagen, in der Burg droben wurde Bissula gezogen, wie ein Mann, und drüben bei dem Tribokkerfürsten wurde sie angeleitet zu weiblichen Züchten und Arbeiten.“

Von der Feuerstätte wanderten Riesenbraten nach dem Tische und nach den Lagerplätzen am Boden. Ein gewaltiges Essen hob an. Jegliches Thier in Wald und Feld war vertreten. Hirsche und Rehe und Ochsen lieferten saftige Rückenstücke, der Bär glänzte mit seinen Tatzen, Hammel und Kalb gaben ihre Keulen, fette Gänsebraten dufteten neben anderem Geflügel, und das Reich der Gewässer war vertreten durch Aale und Forellen. Aber Gewürze und gaumenreizende Zuthaten kannten urdeutsche Köche nicht. Nur das schwarze Salz behauptete sein Recht, und Alles

war geröstet und gebraten mit unverfälschter Butter. Eines Reizes der Eßlust bedurfte es auch nicht. Erstaunlich war die Vertilgungsfähigkeit der Sueven und die Thätigkeit ihrer Zermalmungswerkzeuge. Ein Zerlegen der Gänse, Enten und Hühner kannte man nicht. Jeder nahm das Ganze vor und machte es rasch verschwinden. Bei Manchem steigerte sich das Speisen zum förmlichen Verschlingen, eine Lebensart bei Tische, die nur Riesen wohl ansteht. Auch das Trinken war riesig. Eine Bierfluth ergoß sich aus Hörnern und Todtenschädeln. So ging es fort in mächtiger Arbeit der Zähne und bei völlig stockender Uebung der Zungen, bis den anspruchsvollen Bedürfnissen Genüge geschehen. Jetzt begann ein lebhafter Verkehr, eine lärmende Unterhaltung. Es wurde gescherzt, gesungen und gelacht. Auch die Musikanten ließen sich hören, indem sie mit ihren Hörnern und Pfeifen Kriegsgesänge begleiteten.

Am Tische, wo die Frauen und alte Männer saßen, bewegte sich die Unterhaltung in gemessenen Formen. Bissula verkehrte zwar eifrig mit der nächsten Umgebung, allein ihre Haltung und Gegenwart wirkte zügelnd auf das natürliche Anstandsgefühl der Tischgenossen. St. Martin würde Eustach gegenüber

aus dieser Wahrnehmung gefolgert haben, daß die Germanen keine geborene Barbaren, sondern nur verwilderte Menschen seien, deren schlummernde Fähigkeiten für Anstand schon durch Bissulas Beispiel geweckt wurden. Dagegen verläugnete auch hier die Fürstin den wotanischen Geist germanischer Gattung nicht. Erzählte ein redseliger Greis ruhmvolle Kriegsthaten der Väter, dann folgte sie aufmerksam den Worten, und auch ihre Augen blitzten beim Preisen der Helden.

Als die Abendsonne mit goldenem Saum die Bergrücken verbrämte, die Köpfe enger und die Herzen weiter wurden, da betrat eine Schaar Jünglinge den Plan, ein sehr beliebtes urdeutsches Schauspiel aufzuführen. Ein Theil von ihnen trug scharfe Schwerter und spitzige Lanzen. Diese stellten sich in verschlungenen Doppelreihen auf, die Waffen gegeneinander ausstreckend. Einige der Jünglinge, völlig nackt, begaben sich in den schmalen Raum zwischen den ausgestreckten Schwertern und Lanzen. Die Hörner und Pfeifen bliesen kriegerische Weisen, und die Nackten begannen einen wilden Tanz. Mit staunenswerther Geschicklichkeit, und nicht ohne Zierde der Bewegungen, tummelten sich die Tanzenden zwi-

schen den allenthalben drohenden Waffen. Das Spiel war gefährlich; denn ein unbedachter, zufälliger Sprung genügte, Lanze- oder Schwertspitze in den Leib zu bohren. Es gehörte eine bedeutende Schärfe des Blickes und eine große Sicherheit der Bewegungen dazu, in den engen Gassen und gewundenen Linien den allenthalben gezückten Waffen zu entrinnen. Und weniger die Geschicklichkeit der Tanzenden erweckte das Ergötzen und den rauschenden Beifall der Zuschauer, als Muth und Todesverachtung der Jünglinge [1]).

Am Schlusse wurde den Schauspielern allseitiges Lob. Falk dankte in herzlichen Worten für die ergötzliche Kurzweil und geleitete die Jünglinge nach einer Stätte des Angers, wo der Hochzeitschmaus ihrer harrte.

Noch redete man über das gelungene Spiel, als im Dämmer des Abends Veledas hagere Gestalt auftauchte. Das Erscheinen der Alrune erregte Verwunderung; denn selten beehrte sie öffentliche Versammlungen dieser Art mit ihrer Gegenwart, und wenn dies geschah, war es jedesmal von bedeutungsvollen Umständen begleitet. Nicht ohne Beklommen-

1) Tacitus, Germ. XXIV.

heit begrüßte Falk die Zauberin, welche einen kleinen Bündel im Arm trug. Der Bündel war eine Wolfshaut, die einen Gegenstand verhüllte.

„Ihr seid verwundert, weil Veleda zur Hochzeit kommt," sprach das häßliche Weib in die entstandene Stille. „Dir zum Segen komme ich, Friling! Veleda selber wird euch das Brautessen kochen. Da sehet her!

Sie öffnete theilweise die Wolfshaut und ließ einen gewissen unaussprechlichen Körpertheil eines Ziegenbockes sehen. Dieses Unaussprechliche wurde als Gericht für die Brautleute bereitet, eheliche Fruchtbarkeit zu erzeugen [1]).

Die Alrune ließ sich an Bissulas Seite nieder und that kräftige Züge aus dem dargereichten Todtenschädel.

„Ein Römerkopf!" sagte die Alte. „Klein und schwächlich neben dem Schädel eines Teutmannen. Unsere Väter tödteten die Römer, — wir beherbergen sie."

Eine dunkle Gluth schoß über Bissulas Gesicht.

„Dein Stichwort trifft nicht, Veleda!" sagte sie. „Unsere Väter tödteten Römer in Waffen gegen uns,

1) Arnkiel, S. 292.

nicht aber wehrlose Fremdlinge, denen man Gastfreundschaft schuldet."

„Du redest, wie ein Kind!" versetzte grinsend das Weib. „Kein Römerkopf ist ungefährlich den Germanen, — es sei denn, wir trinken daraus. Aber meine Worte sollten Dich keineswegs strafen," fügte sie in wohlwollendem Tone bei. „Die christlichen Tribokker haben germanisches Denken Dich verlernt, und ich will es Dich wieder lehren."

„Wäre Dein Tadel berechtigt, Veleda, so würdest Du in diesem Stücke eine folgsame Schülerin an mir haben," sagte Bissula.

„Mein Tadel ist berechtigt; denn Veleda hat sich niemals getäuscht," entgegnete das Weib. „Und weil ich Dir hold bin, wird mein Zauber Dir ein Gericht vorsetzen, welches den römischen Nebel aus Kopf und Herz vertreiben soll."

Verwundert ruhte ihr Auge auf der Alrune, die sich erhob.

„Harre meiner Wiederkehr!" sprach sie in gebietendem Tone und schritt nach dem Hause.

„Was könnte sie mir wohl zugedacht haben?" frug Bissula ihren Tischnachbar. „Veleda ist heute noch geheimnißvoller, als gewöhnlich."

„Sie wird Dir ein Zauberessen kochen," sprach der Alte. „Das ist eine hohe Gunst und bedeutet viel."

„Ich habe keine Lust, von dieser hohen Gunst Gebrauch zu machen," entgegnete die Fürstin.

„Und ich rathe Dir, Veledas Zauberessen ja nicht abzuweisen, — es möchte Dir übel gerathen!" warnte der Mann. „Dein Abweisen würde sie als Geringschätzung betrachten und einen Zorn gegen Dich fassen. Gar Manchen hat ihr Grimm schon verdorben. Sie möchte böse Runen über Dich sprechen, in ein Thier Dich wandeln, oder eine gelbe Haut Dir zaubern, oder irgend ein Uebel Dir zufügen. Deßhalb hüte Dich wohl, ihre Zauberkost zu verschmähen!"

Bissula bemühte sich, in urdeutschem Geiste zu glauben und zu streben, und zweifelte nicht an Veledas Künsten. Ebenso entging ihr nicht, daß Einfluß und Macht der Alrune sie verderben könnten, auch ohne Anwendung von Zaubermitteln. Sie beschloß daher, Veledas Bemühen als Gunstbezeugung zu betrachten und von dem Gerichte zu genießen.

Die Alrune war in das Haus getreten, wo völlige Oede herrschte. Sie gestattete zwar, daß einige

Weiber auf dem Herde Feuer anschürten und die nothwendigen Kochgeräthe darreichten, dann aber trieb sie Alle hinaus und verschloß die Thüre. Sie öffnete die Wolfshaut, zog das Unaussprechliche des Bockes hervor, zerschnitt es in kleine Stückchen, schüttete es in eine Pfanne, that Salz und getrocknete Kräuter dazu, rührte einen Brei von Milch und Mehl und goß ihn über das Bocksfleisch.

Sie enthüllte weiter das Fell, bis eine schwarze, übelriechende und ekelerregende Masse zum Vorschein kam, — das geräucherte, in kleine Theile zerschnittene Herz der Hexe Madala. Mit Kräutern und Wurzeln war es vermengt, und hatte bereits eine lange Stufenleiter des Runenzaubers durchlaufen. Sie legte die Masse in eine zweite Pfanne und stellte sie neben dem Brautessen über das Feuer. Mit einem Löffel rührte sie abwechselnd in den Pfannen und murmelte Zaubersprüche, während die flackernden Flammen eine rothe Gluth über ihre Häßlichkeit ausgossen.

Da klang in einiger Entfernung das Geschrei einer Eule. Das Weib lauschte. Das Eulengeschrei wiederholte sich.

„Er naht!“ sprach sie kopfnickend, trat zum Fenster

und spähte in die mondhelle Nacht hinaus. Dann kehrte sie an den Herd zurück.

Nach kurzer Weile tauchte außen vor der Fensteröffnung eine Gestalt auf, die unbeweglich stand und die Alrune beobachtete.

„Veleda!" sagte eine gedämpfte Stimme.

Die Angerufene wandte sich und öffnete die Thüre. Der Mann trat rasch ein. In der Hand trug er einen Speer, am Rücken auffallender Weise keinen Schild, und an der Seite ein langes Schwert, dessen Spitze unter der Bärenhaut hervorsah. Das Haupt hatte er durch Hereinziehen des Felles dermaßen vermummt, daß nur zwei blitzende Augen sichtbar waren.

„Tritt heran, Billing Katuwald, und siehe!" sprach Veleda, auf die Pfannen deutend. „Hier schmort das Herz der Hexe, seit vielen Tagen geräuchert mit Zauberholz und geweiht mit Runensprüchen. Bissula wird davon essen und Dich ebenso lieben müssen, wie sie jetzt Dich ingrimmig haßt."

Der Adeling betrachtete mit scheuen Blicken den brodelnden Zauber.

„Wird's lange brauchen, bis der Liebesbissen wirkt?" frug er.

„Länger nicht, als ein abgeschossener Pfeil braucht, um sein Ziel zu erreichen," antwortete Veleda.

„Du meinst also, die Schönste aller Frauen werde in die Entführung willigen?"

„Zum Scheine wird ihr stolzer Sinn widerstreben, allein ihr Herz wird einwilligen," antwortete das Weib. „Darum wirst Du ohne Gewalt sie nicht heimführen."

„An Gewalt soll's nicht mangeln; denn stark sind meine Arme," sprach der Riese.

„Auch Bissula ist stark; — siehe Dich wohl vor!"

„Wer im Ringkampfe noch keinen Bezwinger gefunden, wird auch die stärkste Maid vergewaltigen," entgegnete stolz der Adeling. „Nach Deinem Rathe hab' ich Alles hergerichtet," fuhr er fort. „Etwa vierhundert Schritte von hier, liegen meine Mannen mit den Pferden verborgen. Hat Bissula gegessen, dann will ich ihr nahen und mich für einen Boten Vithimers ausgeben. Ich werde sie bei Seite führen, nach der Richtung hin, wo meine Gefolgschaft harrt. Darauf enthülle ich mein Gesicht, erkläre Minne und heische Minne. Verschmäht sie stolz mein Werben, wie beim Thing, — dann Raub und gewaltsame Entführung."

„Ganz, wie ich gerathen!“ versetzte beifällig die Alrune. „Es muß gelingen. Inzwischen halte Dich bei Seite, damit Niemand Dich erkennt. Alle sind zwar schon berauscht und haben trübe Augen, — Vorsicht schadet aber nicht.“

Sie schob mit einem Löffel den Inhalt der Pfannen auf zwei hölzerne Teller und schritt nach dem Anger. Katuwald folgte von Ferne und blieb hinter einem Baume stehen.

In der Haltung düsterer Feierlichkeit, stellte die Zauberin den Teller vor Falk und Cotawina.

„Genießet den Brautbissen und seid fruchtbar!“ sprach Veleda. — „Dies für Dich, glänzender Sprößling der Walen!“ fuhr sie fort, den zweiten Teller vor Bissula stellend. „Esse Minne zu germanischen Herzen und Haß gegen das Fremde.“

Unter Lachen und derben Scherzen der Umsitzenden, genossen die Brautleute das urdeutsche Gericht.

Bissula betrachtete das fremdartige Gehäcksel, ohne dessen Widerlichkeit im Mondschein zu erkennen. Sie aß von der gräulichen Speise und schob den Teller zurück; denn unbeschreiblicher Ekel ergriff sie nach einigen Bissen.

„Mir ist es nicht möglich, mehr zu genießen!“ sagte sie. „Aber ich danke für Deine Güte.“

„Hättest Du auch nur einen einzigen Bissen verschluckt, der Zauber würde doch gewirkt haben,“ entgegnete das Weib. „Minne hast Du gegessen, — Minne wirst Du geben, — Minne wirst Du finden.“

Kaum hatte Veleda ihre Worte in weissagendem Tone gesprochen, als von irgend einem Punkte des Angers der Schreckensruf erscholl: „Managarm, — der Mondwolf!“

Die Sueven vernahmen kaum die Laute, als sie in ganz außerordentliche Bewegung geriethen. Alle sprangen empor und sahen mit schreckensvollen Blicken nach dem Monde, der eben in den Schatten der Erde trat.

Von Mondsfinsternissen hatten nämlich die Germanen ganz wunderliche Vorstellungen. Sie meinten, der dunkle Erdschatten sei der Wolf Managarm, welcher den Mond jage, mit ihm kämpfe und ihn verschlingen wolle. Dieser Managarm oder Mondwolf war, nach urdeutschem Glauben, ein Sohn des riesigen Zauberweibes Jarnwidiur. Sie gebar viele Kinder, alle in Wolfsgestalt. Der Mächtigste dieses Geschlechtes war Managarm. Er wurde gesättigt

mit dem Fleische aller Menschen, die da sterben. Auch dem Monde stellt er nach und möchte ihn verschlingen. Der Mond wehrt sich und kämpft mit dem Riesenwolf. Dereinst aber wird Managarm den Mond überwinden, verschlingen und mit dessen Blut den Himmel und die Luft überspritzen, so daß sich die Sonne verfinstert und wüthende Stürme rasen[1]).

Die erschreckten Gäste liefen um Veleda zusammen, von deren Zaubermacht sie Schutz hofften. Voll Entsetzen schauten sie nach dem wachsenden, furchtbar drohenden Mondwolfe, dessen Rachen bereits einen Theil des leuchtenden Körpers verschlungen hatte. Eine bange Stille lag über dem Anger. Da erhob die Alrune ihre krächzende Stimme und sang folgendes Lied der Wöluspa oder Weissagung:

„Oestlich saß die Alte im Eisengebüsch
Und fütterte dort Fenrirs Geschlecht.
Von ihnen allen wird eins das schlimmste:
Des Mondes Mörder, übermenschlicher Gestalt.

Ihn mästet das Mark gefällter Männer,
Der Seligen Saal besudelt das Blut.
Der Sonne Schein dunkelt in kommenden Sommern,
Alle Wetter wüthen: wißt ihr, was das bedeutet[2])?“

1) Simrock, S. 25. — 2) Wöluspa, 32, 33.

Während noch die Zauberin sang, hallte von verschiedenen Seiten durch das Thal ein wildes Geschrei und Waffengetöse, in das sofort die Sueven auf dem Anger einstimmten. Wie nämlich deutsche Weiber in der Schlacht durch Geschrei zur Tapferkeit anspornten, so pflegten die Germanen, durch Schreien und Waffengetöse den Kampf des Mondes mit dem Wolfe zu unterstützen [1]).

„Mond siege, — Mond siege!“ schrieen sie ohne Unterlaß, die Waffen zusammenschlagend. „Ringe ihn nieder, o Mond, den grausigen Wolf! Uebermanne den bösen Managarm! Mond siege, — Mond siege!“

Als endlich der Erdschatten zurücktrat, entstand ein stürmisches Siegesgeschrei, das brausend an den Bergwänden dahin fuhr.

„Er siegt, — er siegt, — der Mond siegt! Der Wolf flieht, — er weicht! Seht doch, wie er läuft, — der schreckliche Managarm!“

Als noch der Kampf zwischen den beiden Streitern am Himmelsgewölbe unentschieden schwankte, fühlte sich Bissula an der Schulter berührt. Sie schaute zurück und gewahrte einen Mann, der zwei

1) Wirth, B. I. S. 183.

Schritte von ihr entfernt stand und lebhaft winkte, ihm zu folgen. Sie hielt den Unbekannten für einen der Hochzeitgäste, der mit ihr sprechen wolle, sich aber wegen des Lärmens nicht verständlich machen könne. Sie folgte ihm deßhalb etwa zwanzig Schritte von der Gruppe.

„Nun, was gibt's?“ rief sie ihm zu.

Katuwald blieb stehen. Dumpf hallte seine Stimme unter dem Bärenfell hervor.

„Ein Bote Vithimers bin ich und habe Dir Geheimes zu melden. Gehen wir noch eine gute Strecke bei Seite; denn meine Botschaft ist nur für Dich, für Andere nicht.“

In der freudigen Erwartung, vom Geliebten eine Kunde zu erhalten, gehorchte sie dem Ansinnen des Fremden. Bereitwillig ging sie neben dem vermeintlichen Boten her, nach der Richtung hin, wo Katuwalds Mannen verborgen lagen. Nach etwa zweihundert Schritten hielt sie ihn fest.

„Hier sind wir unbelauscht, — rede!“ sprach sie.

Der Vermummte stand vor ihr, und seine Blicke glühten, wie die Augen eines Raubthieres, unter der Kopfhaut des Bären hervor.

„Wirst Du endlich reden?“ drängte sie, als sich der Billing bei ihrem Anblicke zu vergessen schien.

„Fragen läßt der Adeling, ob Du ihm noch jetzt ergeben seiest in treuer Minne?“ begann Katuwald.

„Eine höchst überflüssige Frage!“ antwortete sie im Tone der Kränkung. „Weßhalb zweifelt Vithimer? Welchen Anlaß gab ich ihm?“

„Zürne nicht, herrlichste Maid! Frage Dein Herz, ob es nicht einem anderen Adeling gewogener ist, als dem Christen Vithimer.“

„Bist Du etwa hergesandt, mich zu schmähen, Mensch? Zu welchem Adeling sollte ich Minne tragen?“

„Zu mir, viel schöne Bissula!“ antwortete er, das Bärenfell vom Kopfe zurückwerfend.

Der Todfeind ihrer Sippe stand vor ihr, mit leidenschaftlich funkelnden Augen und einem plumpen Lächeln in den rauhen Zügen. Sie wich einen Schritt zurück, und hochauf wirbelte die Flamme des Hasses in ihrer Brust. Augenblicklich hatte sie die gegenwärtige Absicht des verschmähten Werbers errathen, aber kein Merkmal von Zagen oder Aengstlichkeit zeigte ihre Haltung in dieser bedenklichen Lage. Ihrer Stärke bewußt und vertrauend, stand sie da, unwillkührlich die Fäuste ballend und den

Verhaßten mit Feuerströmen ihrer flammenden Augen überschüttend. Ein wilder Grimm dehnte ihre Glieder, und sie empfand ein Drängen, sich auf den Billing zu stürzen und ihren gemordeten Magen ein Sühnopfer zu bringen.

Mit einigem Erstaunen betrachtete er die Gewaltige, vergeblich nach einem Zeichen von Huld spähend. Mit eigenen Augen hatte er gesehen, wie sie verzauberte Minnespeise gegessen, und jetzt gewahrte er keine Spur von Neigung, sondern Zeichen des Hasses.

„Bissula, trägt wirklich Dein Herz keine anhebende Minne zu mir?“ frug er im Tone der Bitte.

„Alle Drachen und Schlangen der Hel hasse ich mehr nicht, als Dich, den verruchten Billing, — befleckt mit dem Blute meines Vaters, meiner Brüder,“ sprach sie mit bebender Stimme.

„Und ich liebe Dich mehr, als jegliches Ding auf Erden, versicherte er. Du wirst mein Weib, Holdselige!“

„Zurück! Entehre nicht mein Kleid durch Deine Hand!“

„Bissula, herrlichste der Frauen, sei mir hold, — ertrage das Werben meines Herzens, das nur von trauter Minne geleitet wird!“ versetzte er leiden=

schaftlich. „Dich zu entführen, kam ich her. Nur List war meine vorgebliche Botschaft. Ergebe Dich in Güte, Minnereiche! Zwinge mich nicht zur Gewalt; denn es könnte Dir zufällig ein Wehe geschehen. Eher lasse ich vom Leben, als von Dir."

„Und ich hasse den Tod weniger, als Dich, elenden Jungfrauenräuber!" sprach zürnend aus ihr ein Funke christlichen Empfindens.

„Dein Schmähen ist ganz ohne Sinn, Schönste der Frauen! Ich werbe um Deine Hand nach Vätersitte, — bin also kein Elender. Bin auch gerne bereit, meine Kühnheit mit dem höchsten Preise zu bezahlen. Sträube Dich länger nicht, — komme!"

Er griff sie bei der Hand. Sie aber stand mit einer blitzschnellen Bewegung hinter ihm und schlang ihre Arme um seinen Leib. Er ließ den Speer fallen und versuchte, der Umarmung zu entrinnen. Mit äußerster Kraftanstrengung dehnte und reckte er die Glieder, den ehrenen Ring zu sprengen. Es gelang ihm nicht. Wie eine zweite Brunhilde rang Bissula mit dem Recken, der nicht einmal einen seiner umschlossenen Arme zu befreien vermochte. Grimm und Wuth gegen den Würger ihrer Sippe steigerten noch ihre gewaltige Stärke. Immer fester um-

schlossen ihre Arme den Billing, so daß ihm die Rippen krachten, das Blut heiß nach dem Kopfe strömte und ihm die Sinne zu schwinden begannen. Aber sie wollte nicht den Tod des Adelings, sondern Schlimmeres, dessen Schande. Als er schmerzlich stöhnte und sie die ermattende Abspannung seiner Glieder empfand, hob sie ihn empor und trug ihn nach dem Anger.

„Bissula,“ flehte er, „zerdrücke mich, doch spotte meiner nicht! Ich schwöre bei Odin, Dir zu entsagen, so Du mich frei gibst. O Bissula, Du starke Maid, — stehe ab von Deinem argen Sinnen!“

Sie achtete nicht seiner Bitten und erstickte wiederholte Befreiungsversuche durch die Kraft ihrer Arme.

Der Wolf war spurlos am Himmel verschwunden und der Mond goß sein Licht über den Anger. Die Gruppe der Hochzeitgäste löste sich eben auf. Da erschien Bissula mit ihrer Last. Sie wurde von den staunenden Sueven umringt. Als sie den Billing erkannten, seines Werbens und Drohens beim Thing gedachten, da begriffen sie Alles. Ein Strom von Spott und Hohngelächter, vermischt mit schneidigen Worten, überfluthete den Adeling. Bissula winkte Ruhe.

„Vernehmet eine hübsche Mähr!“ hob sie an. „Dieser kühne Adeling Katuwald, dessen Werben ich beim Thing verschmähte, hat durch List und Gewalt mich rauben wollen. Ich bezwang ihn, und stelle einen Mann vor euere Augen, der eine Jungfrau zum Weibe begehrt, die ihn verachtet.“

Ein weithin schallendes Jubelgeschrei zerriß die Luft.

„Heil Bissula, der Starken!“ riefen die Sueven. „Ehre der Siegerin, — Ruhm Bissula!“

Nicht minder kräftig waren die Schmähungen und Verachtungsbezeugungen gegen Katuwald.

„Schande dem Billing! Ein Weib hat ihn bewältigt, — Schmach ihm! Futsch ist Deine Mannheit, — futsch Deine Ehre! Eine Maid überwand Dich, — Männer stoßen Dich aus, — gehe zu wehrlosen Jungen!“

Der Adeling stand gesenkten Hauptes und ließ alle Schmähungen widerspruchslos über sich ergehen.

„Und mein Zorn ist nicht gesättigt durch Deine Schande!“ rief ihm Hermanreich zu. „Rede sollst Du mir stehen für Deine Frechheit!“

Katuwald erhob das Haupt und sein Blick ruhte traurig auf Bissula.

„Ist Deinem Grimme Genüge, Du Herrliche und Gewaltige? — Dann erlaube mir, zu gehen.“

Sie antwortete mit einer Bewegung des Abscheues.

„Gaugenossen,“ fuhr Katuwald fort, „hätte mich eine gewöhnliche Maid bezwungen, euer Spott wäre verdient. Bissula ist jedoch keine gewöhnliche Maid. Asenblut fließt in ihren Adern, und Asenkraft stählt ihre Glieder. Wer von euch im Ringkampfe sie bemeistert, der mag immerhin meiner spotten. — Dich aber, göttergleiche Bissula, liebe ich weit inniger, als zuvor; denn zu Deiner unvergleichlichen Schönheit gesellt sich männerbezwingende Stärke. Zweimal mißlang mein Werben, — vielleicht gelingt es das dritte Mal.“

Er verbeugte sich vor ihr und schritt von dannen.

Arminius Lupus.

Eustach saß vor der Alfenhöhle und flocht an einem Korbe. Der Diakon hatte eben seine Katechumenen entlassen und schritt nach der Clause. Da rief eine Stimme „Salve Martine!"

Beim Klange der lateinischen Laute blickten Martin und sein Diener verwundert zur Seite. Zwischen den Stämmen hervor trat langsam ein hochbejahrter Sueve, halb deutsch, halb römisch gekleidet. Er trug das römische Sagum, Sandalen und germanische Beinkleider von Hirschleder, um die Hüfte das kurze Römerschwert, in der Rechten den deutschen Speer und auf dem Kopfe den suevischen Haarbusch. Die Haut des Alten war von der Sonne des Südens stark gebräunt. Die Wildheit des germanischen Blickes hatte sich in den Ausdruck hinterlistiger Schlauheit verwandelt. Um seinen Mund spielte ein stark hervortretender Zug kalten Hohnes, und die ganze Erschei-

nung machte den Eindruck des Unheimlichen und Abstoßenden.

„Ave amice!" hatte der Diakon freundlich erwiedert.

„Meine Sueven sind noch nicht da, wie ich sehe; — ich kann warten!" fuhr der Alte in lateinischer Sprache fort.

Er ließ sich neben Eustach auf der Bank nieder und betrachtete forschend den Heiligen.

„Du bist also das Menschengewächs, von Vielen als heiliger Mann verehrt, von den Meisten als böser Zauberer gefürchtet und gehaßt! — Die dummen Sueven!" schloß er mit einem Lächeln der Geringschätzung.

Eustach hatte den werdenden Korb bei Seite gestellt und musterte neugierig den seltsamen Menschen.

„Deine Sprache ist zwar römisch, aber Dein Gliederbau ist deutsch," sagte er.

„Und Du möchtest gerne wissen, wie ein Sueve zu einer römischen Zunge kam," entgegnete der Alte.

„Dies möchte ich allerdings, mit Deiner Erlaubniß," versetzte trocken der Bärtige.

„Das Ding ist sehr einfach und hat sich begeben ohne Wunder und Zeichen," sprach der Unbekannte,

mit einem spöttischen Seitenblick auf den Heiligen. „Gewachsen bin ich auf germanischem Grund und Boden, nämlich in Walenheim. Mit zwanzig Jahren trat ich unter die germanischen Hilfstruppen des Kaisers Constantin. Vierzig Jahre lang trug ich römische Waffen in Asien, Afrika, Griechenland und Italien. In diesen vierzig Jahren hab' ich Vieles gesehen und gelernt. Ich habe Datteln gegessen in Afrika, Feigen in Griechenland, Trauben in Italien, und esse nun wieder Bohnen und Bärentatzen in Germanien. Aus silbernen Bechern trank ich feurigen Wein, und jetzt trinke ich suevisches Bier aus Büffelhörnern und Menschenschädeln. Die Pracht des Südens hat mich ergötzt, den Glanz der Städte, Villen, Paläste und Tempel hab' ich geschaut, — nirgends aber einen deutschen Wald gefunden. Was die Leute denken und reden im Süden, wie sie das Leben einrichten und genießen, hab' ich erfahren, und dabei gelernt, so viel ich konnte. Mit sechszig Jahren nahm ich meinen Abschied und kehrte heim, dort zu sterben, wo ich geboren wurde. — Das ist in Kürze die Lebensgeschichte des Arminius Lupus."

„Es freut mich, Deine Bekanntschaft zu machen, bester Arminius Lupus!" sprach der Heilige.

„Und mich trieb Neugierde, einen Menschen kennen zu lernen, der so thöricht ist, sein Leben für den gekreuzigten Juden von Nazareth in die Schanze zu schlagen," versetzte Arminius. „Gestern kehrte ich nach längerer Abwesenheit von einem Besuche zurück, höre von dem Narren in der Alfenhöhle, steige empor und finde, — was? Ein hübsches, junges Männchen, mit einem lockigen Knabenkopf und einem Kindergesicht."

Eustach fuhr empört vom Sitze.

„Aber Lupus," rief er entrüstet, „dies soll die Sprache eines alten Soldaten sein, der Vieles gesehen und gelernt hat? Wo ist Dir jemals im Süden eine solche Grobheit unter anständigen Leuten begegnet?"

„Auf eine Grobheit war's gerade nicht abgesehen," entgegnete Arminius Lupus. „Uebrigens könntest Du, als fein gebildeter Römer, auch eine Grobheit dem deutschen Barbaren nicht verargen," fügte er mit spöttischem Augenzwinkern bei. „Nur die Wahrheit wollte ich sagen. Einfältig bist Du, die Wahrheit als Grobheit zu nehmen."

„Die Wahrheit? Nun, — das ist ja noch ärger!"

„Ja, die Wahrheit!" wiederholte Arminius Lu-

pus. „Was wollt ihr im rauhen Schwarzwalde? Die Bildung des Südens gedeiht nicht in dieser rauhen Luft. Laßt die Germanen leben nach ihrer Art, — sie tragen kein Verlangen nach römischer Bildung und Gesittung, — befänden sich auch gar nicht wohl dabei. Und schließlich bleibt es ein vergebliches Bemühen, der deutschen Eiche das schwächliche Reiß des Lorbeerbaumes einpfropfen zu wollen."

„Genau meine Ansicht!" versetzte Eustach. „Längst sagte ich meinem edlen Herrn, es sei vergeblich, rauhen Menschen des Urwaldes und der Sümpfe feine Gesittung einzuprägen. Fühlen sich die Germanen behaglich im Schmutze ihrer Hüttenwohnungen, im Dunstkreise ihrer Moräste, im Genusse von Menschenfleisch und in der Uebung schauerlicher Gebräuche, — dann soll man sie darin nicht stören."

„Willst Du etwa einen Tadel gegen deutsche Art und Gesittung aussprechen?"

„Nur die Wahrheit wollte ich sagen, — und ich habe sie gesagt!"

„Ja, Du hast sie gesagt!" erwiederte Lupus. „Als Gegendienst höre von mir die Wahrheit über die feine Bildung der Südländer. — Du hast mit einem Ausdruck des Ekels das Menschenfressen der

Deutschen hervorgehoben, — sind hierin die Gebildeten Italiens und Griechenlands besser, als die deutschen Barbaren? Die feinen Römer röſten allerdings keine Menschenbraten, aber sie mästen ihre Fische mit geschlachteten Sklaven und lassen sich die also gemästeten Fische vortrefflich schmecken. Ist hier ein bedeutender Unterschied zwischen römischer und deutscher Menschenfresserei? — Die Römer liegen allerdings nicht in schmutzigen Hütten auf Bärenfellen, aber sie schwelgen und prassen in Palästen auf üppigen Polstern, — hat hier nicht der urwüchsige Barbar einen Vorzug vor dem entnervten Schwächling? — Die freien Römer entleeren überladene Magen durch künstliche Mittel, — der rohe Deutsche trinkt einige Bierhörner zu viel und erreicht denselben Zweck. — Der Römer schwört bei Jupiter, der Germane schwört bei Odin, und der deutsche Eid ist so fest, wie der römische, sintemal sich Odin ebensogut auf seinen Vortheil versteht, wie Jupiter. Die Römer singen zwar hübsch, machen niedliche Musik, und tanzen gar zierlich, — den Germanen gefällt aber das Heulen ihrer Kehlen, das Gedröhne ihrer Hörner und das wilde Springen ihrer Tänze ebensogut. Und so ist's in allen Stücken. Man lasse Jeden leben nach sei-

nem Geschmack. Und schließlich haben die Römer vor den Germanen keinen Vorzug."

„Vielleicht gebührt sogar den Germanen ein Vorzug vor den Römern," entgegnete Eustach. „Die Deutschen haben ja eine Merkwürdigkeit, einen staunenerregenden Gebrauch, der sich im gebildeten Süden nirgends findet. Ich meine jenen großen Mantel, der Alles zudeckt, Alles ausgleicht, Alles schlichtet, — das Wehrgeld. Hat Einer den Anderen todtgeschlagen, so zahlt er einfach der Sippe des Ermordeten das gesetzliche Wehrgeld für den Todtschlag, und die Sache ist abgethan. Hat Einer das Weib des Anderen geschändet, so sühnt das Wehrgeld den Frevel und die Schande. Wer zahlen kann, dem ist Alles erlaubt. Diese Wohlthat und Sühnekraft des Wehrgeldes besitzen allerdings nur die Germanen."

Lupus betrachtete forschend den Bärtigen, ob er etwa deutsche Sitte verhöhnen wolle. Aber keine Spur von Spott fand sich im Mienenspiele Eustachs.

„Die Römer genießen deßhalb nicht die Wohlthat des Wehrgeldes," belehrte Arminius Lupus, „weil ihnen die Religion der Deutschen fremd ist; denn eine göttliche Einrichtung ist das Wehrgeld."

„Eine göttliche Einrichtung?" frug Eustach ver-

wundert. „Dies wäre ja noch das Merkwürdigste am Wehrgeld.“

„Freilich, — eine göttliche Einrichtung!“ versetzte Lupus. „Odin, Tyr, Loki und alle männlichen Götter sind gar lustige Frauenjäger, zahlen jedoch den herkömmlichen Jagdpacht und genießen ohne weiteren Anstand das Vergnügen. Ist es verwunderlich, wenn die Germanen einen so hübschen Brauch ihrer Götter eingeführt haben? Der römische Jupiter ist zwar auch ein vielerfahrener Buhle, dabei aber heimtückisch und diebisch. Nur ein einziger deutscher Gott, der Loki, hat mit Jupiter hierin einige Aehnlichkeit. Höre nur, was Loki für ein Schelm ist! — Einmal bereitete Angir den Asen ein Mahl. Wie nun die Asen beisammen lagen und zechten, da höhnte Loki den Tyr und rühmte sich, mit dem Weibe des Tyr einen Sohn erzeugt und dem geschädigten Ehegemahl hiefür kein Wehrgeld bezahlt zu haben[1]). — Schändlich ist das! Aber es gibt nicht wenige Germanen, die sich in gleichem Falle auf Loki berufen. Was ein deutscher Gott thut, kann zwar nicht undeutsch sein, — ein Schelmenstück bleibt's aber doch. Da nun die römischen Götter noch größere Schelmenstücke treiben,

1) Schwenk, Mythologie der Germanen, B. VI. S. 42.

so haben sie kein Recht, den germanischen Göttern deßhalb Vorwürfe zu machen."

„In diesem Punkte hast Du Recht, Arminius Lupus!" sprach ernst der Heilige. „Das römische Heidenthum ist ebensoviel werth, wie das deutsche Heidenthum."

„Mithin bist Du ein Thor, römisches Wesen in germanischen Boden pflanzen zu wollen, und für dieses Wagniß Dein Leben in die Schanze zu schlagen," sprach der Sueve.

„Nicht römisches Wesen predigen wir, sondern christliche Wahrheiten," entgegnete St. Martin.

„Das Christenthum ist aber doch römisch!" hielt Arminius entgegen.

„Nein!" widersprach der Diakon. „Das Christenthum ist weder römisch, noch griechisch, sondern göttlich; denn Quelle und Stifter des Christenthums ist Jesus Christus, der Sohn Gottes."

Arminius lachte geringschätzend.

„Mir kannst Du so etwas nicht aufbinden!" rief er. „Jesus Christus war ein Jude aus Nazareth."

„Du redest wahr, Lupus!" entgegnete St. Martin. „Das ewige Wort nahm die menschliche Natur an im Schooße einer hoch begnadeten Jungfrau, Maria

geheißen, aus dem Geschlechte Davids. Der Herr Jesus aber ist nicht allein Mensch, sondern auch Gott, der Ewige, der Unendliche, der Allmächtige. Hätte die Annahme der menschlichen Natur das Können Jesu überstiegen, dann wäre er nicht allmächtiger Gott!"

„Das ist ganz richtig; denn ein Gott muß Alles können!" versetzte Arminius Lupus. „Mag also darüber mit Dir nicht streiten. Willst Du jedoch die Lehren Deines Gottes Jesus Christus den Germanen verkünden, so bist Du abermals ein Thor; denn was für Asien paßt, das paßt nicht für Germanien. In Asien wachsen Feigen, in Deutschland wachsen Eicheln. Versuche es doch, — pflanze einen Feigenbaum in diese Erde, ob er gedeiht! Absterben wird er, weil ihm deutscher Boden zu kalt, suevische Luft zu rauh ist. Geradeso verhält es sich mit Lehren, die asiatisches Gewächs sind. Unsere Sueven, Chatten, Alemannen finden selbe ungesund, gar nicht nach ihrem Geschmack und speien sie aus."

„Deine Bilder sind vortrefflich, mein Freund!" erwiederte der Heilige. „Wenn nun aber die Naturgesetze auf das Christenthum keine Anwendung finden? Wenn die Lehren Jesu Christi Wurzeln schla-

gen in den Herzen aller Nationen der Erde? Wenn die christliche Heilsbotschaft geeignet ist für alle Völker, und von allen empfunden wird als eine Quelle des Segens und edler Gesittung? Liegt hierin nicht schon der Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums?"

„Wenn, — wenn, — wenn! Deine „Wenn" werden alle nicht zutreffen," rief Lupus. „Edle Gesittung? Dummes Zeug! Seit vielen hundert Jahren wohnen die Germanen in Deutschlands Thälern und Wäldern, und sie leben seit uralten Zeiten geradeso, wie heute. Natürlich, — wie das Land, so dessen Bewohner! Die Südländer sind heiter, zierlich, sangreich, kunstreich, weil sie nach ihrem Lande sich gebildet haben. Die Germanen sind Riesen, kriegerisch, tapfer, rauh, — weil ihr wildes Land sie dermaßen erzogen. Auf dieser Stufe bleiben die Germanen naturgemäß stehen. Das ist urdeutsche Art, urgermanische natürliche Entwickelung. Kannst Du aus Sümpfen und Wäldern Germaniens eine reizende Landschaft Süditaliens machen? Nun, — ebensowenig wirst Du sicilische Art den Deutschen beibringen, — wäre auch überflüssig und nichts dabei gewonnen."

„Deine Rede enthält abermals viel Wahres," entgegnete St. Martin. „Bliebe urdeutsches Wesen nur auf sich angewiesen, niemals käme es aus der Wildheit heraus. Aber ich sage Dir, Arminius Lupus, das Christenthum wirkt Wunder! Vom Himmel herab stieg Gott, der Herr, mit dem Lichte der Wahrheit, mit dem Segen göttlicher Gnadengaben. Und dieses himmlische Licht wird nicht allein die entarteten Südländer sittlich bilden und adeln, es wird auch die Urwälder Germaniens durchleuchten, die Sümpfe austrocknen, die Barbaren zu gesitteten Menschen erziehen. Und weil bei Gott kein Ding unmöglich ist, so dürften christlich deutsche Handwerke und Künste dereinst sogar die Kunstfertigkeit der Griechen und Römer überflügeln."

Arminius lachte hell auf.

„Horch, Martin, wer die Pracht griechischer und römischer Tempel und Paläste gesehen, wie ich, der findet Deine Behauptung unsinnig."

„Unsinnig findest Du meine Rede, weil Dir ein Blick in die schöpferische Tiefe christlichen Geistes versagt ist," sprach der Heilige. „Lebt und schafft dereinst das Christenthum in deutschen Gemüthern, dann werden sich Tempel im Rheinstrome spiegeln, deren

Hoheit und Pracht die Heidentempel der Griechen und Römer weitaus überragen."

„Tolles Zeug!" rief Arminius Lupus. „Aber da kommen meine Sueven! Nimm Dich jetzt wohl zusammen, kindischer Martin! Ich sehe schneidige Waffen blitzen, — geschliffen für Dich!"

Wie St. Martin streitet mit Blodmenn Farro.

Aus dem Walde hervor traten gegen zwanzig Germanen, Farro, der Blodmenn, an ihrer Spitze. Ihre Schilde trugen sie nicht am Rücken, sondern am linken Arm, wie zum Kampfe bereit. Die rauhen Gesichter waren vom Frühgelage stark geröthet, und manches Auge hatte jenen glotzenden Glanz, der anhebende Berauschung verräth. Vielleicht hatten sie ängstliches Unbehagen niedertrinken wollen; denn Martins Zauberwerke bei den Chatten waren noch nicht vergessen. Ohne Zweifel hatte Farro seinen ganzen Einfluß aufbieten müssen, die Sueven zu feindlichen Absichten gegen den mächtigen Zauberer zu bestimmen.

„Betrachte Deine Mörder, christlicher Martin!“ sagte Lupus in lateinischer Sprache. „Dein Schädel ist bereits vergeben. Blodmenn Farro wird sich Räusche daraus trinken. Ist Dein Gott mehr, als ein gekreuzigter Jude, so mag er Dir helfen.“

Diese Worte des Alten waren keine leere Drohung. Verhaltener Grimm blitzte in den Augen der Sueven. Farros Gesicht glühte vor Haß und Blutdurst. Dem Heiligen entging dies nicht. Dennoch blieb er ruhig und erwartete die unheimlichen Gäste in der Haltung eines Menschen, der sich göttlicher Hut bewußt ist.

Nicht so Eustach. Er eilte in das Innere der Höhle, kehrte mit seinem Speer zurück und beobachtete scharf jede Bewegung der Sueven.

„Bin kein Heiliger," murmelte er, „und deßhalb nicht gesonnen, wie ein Schaf mich abschlachten zu lassen, das seinen Mund nicht aufthut. Mein Speer soll Einige dieser Bärenhäuter in den Sand strecken, bevor die Uebrigen ihr Siegesgebrüll heulen über meiner Leiche."

Der Blodmenn war drei Schritte vor dem Diakon stehen geblieben, den er mit finsteren Blicken musterte.

„Bist Du Martin, der Christ?" frug er barsch.

„Ich bin Martin, der Christ, und heiße Dich mit Deinen Genossen in meiner Behausung willkommen," antwortete freundlich der Glaubensbote.

„Blodmenn Farro nimmt Deinen Willkomm nicht

an," erwiederte stolz der Mann in der weißen Pferdehaut. „Ueberhaupt hast Du kein Recht, hier Jemand willkommen zu heißen. Ein Fremdling bist Du, ein Römer, den wir hassen. — Was willst Du hier? Weßhalb kommst Du in unser Land?"

„In der besten Absicht, Blodmenn Farro! Ein Bote des Heiles bin ich euch, ein Prediger der Wahrheit, ein Verkünder des Wortes Gottes."

„Deine Rede klingt ächt römisch, — voll Anmaßung und Frechheit!" entgegnete Farro. „Dich haben wir so wenig gerufen, wie jene Römer, die seit vierhundert Jahren in unser Land kommen und dasselbe besitzen."

„Du täuschest Dich, Farro! Meine Sendung hat mit römischer Herrschaft gar nichts zu thun. Ich komme nicht, euch zu bekriegen, zu berauben, sondern euch zu retten, zu beglücken. Ich komme zu euch im Namen unseres Herrn Jesu Christi, welcher befohlen hat: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker, lehret sie Alles halten, was ich euch geboten habe." — Erkenne deßhalb in mir nicht einen römischen Sendling, sondern einen christlichen Glaubensboten."

„Wer ist dieser Herr Jesus?" frug Farro, wohl

in der arglistigen Absicht, den Christen zur Schmähung der Götter und die Sueven zur Blutthat an dem Götterverächter zu verleiten.

„Jesus Christus ist Gott, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde,“ sprach mit Ruhe und Würde der Heilige. „Jegliches Ding, das kleinste, wie das größte, hat er geschaffen aus dem Nichts. Was auf Erden lebt und sich regt, vom Menschen bis herab zum winzigsten Thier, was leuchtet am Firmament, die Sonne, den Mond, die Gestirne, Alles hat Gott aus dem Nichts hervorgerufen durch sein bloßes Wort. Er allein ist der Herr und Schöpfer der Welt. Weil aber die ersten Menschen frevelten und abfielen von Gott, darum sprach die Gerechtigkeit des Herrn über die ganze Erde den Fluch, — daher Jammer und Elend hienieden. Auch im Jenseits würden alle Seelen zur Hölle hinabfahren, hätte sich Gottes Liebe nicht erbarmt. Der Herr Jesus Christus wurde nämlich Mensch und starb als Sühnopfer für alle Sünden der Menschen. Er hat den Zorn der göttlichen Gerechtigkeit versöhnt und alle Schuld der Menschen getilgt in seinem Blute. Er hat den Himmel uns geöffnet durch sein bitteres Leiden. Er ist eingegangen, als der erste unseres

Geschlechtes, in den Himmel, wo er sitzet zur Rechten Gottes, voll Macht und Herrlichkeit. Und vor seinem Tode hat der Herr Jesus eine große Christengemeinde gestiftet, die man katholische Kirche nennt. Darin hat er Priester und Bischöfe eingesetzt mit der Vollmacht, der ganzen Welt Gottes heiligen Willen zu predigen. Nach demselben Auftrage Gottes bin ich zu euch gekommen, suevische Männer! Hier bin ich, Gottes Offenbarungen euch mitzutheilen, Gottes Lehren euch zu verkünden, Gottes Gebote euch an das Herz zu legen, damit ihr hienieden gut und jenseits selig werdet. Also bitte ich euch, in mir keinen Feind, keinen Römer zu erkennen, sondern einen Boten des Herrn, eueres Gottes. Licht bringe ich euch und Wahrheit, und einen sicheren Weg zum Himmel."

Die Sueven hatten aufmerksam den Worten gelauscht, die gar sanft und lieblich über des Heiligen Lippen flossen. Auch sie wußten, wie das ganze Heidenthum, daß Gott den Menschen zürne, und deßhalb brachten sie Opfer, zur Versöhnung des göttlichen Zornes. Sie begriffen daher den Sühnetod des Welterlösers und freuten sich der Botschaft. Farro hingegen, der in seiner boshaften Erwartung sich ge=

täuscht sah, entbrannte in heftigem Zorne, als er den Eindruck der Rede auf seine Begleiter gewahrte.

„Du bist ein Lügner und Betrüger!“ rief er. „Wie magst Du behaupten, Dein Gott Jesus Christus habe Himmel und Erde gemacht? Du willst Andere belehren und weißt selber nichts. Ich will Dir sagen, Dummkopf, wie Alles geworden ist,“ — und der Blodmenn nahm eine Haltung an, die hochmüthig auf die Unwissenheit des Christen herabsah. „Odin, Vili und Ve erschlugen den Riesen Ymir,“ begann er, die Schöpfungsgeschichte nach urdeutschem Glauben zu enthüllen. „Aus dem Blute des Riesen schufen sie das Meer und alles Wasser, aus seinem Fleische die Erde, aus seinen Knochen die Berge, aus seinen Zähnen die Felsen und Klippen. Dann nahmen sie Ymirs Schädel und machten daraus den Himmel, und aus den Funken von Muspellheim schufen sie die Sterne. Des Riesen Hirn warfen sie in die Luft und machten daraus die Wolken. Dann gingen Odin, Vili und Ve zum Meeresstrand, wo sie zwei Bäume fanden. Aus den Bäumen erschufen sie zwei Menschen, Askr und Embla: Odin gab den Menschen Geist und Leben, Vili gab ihnen Witz und Gefühl. Ve gab ihnen Angesicht, Sprache, Gehör

und Gesicht[1]). — — So ist Alles geworden, — aber nicht, wie Du sagst in Deiner Dummheit."

„Willst Du mir einige Fragen erlauben, Blodmenn Farro?" sprach der Heilige im Tone der Bitte.

„Frage immerhin, damit die Sueven hier sehen und erkennen, daß Einer nicht Lehrer sein kann, der einer Unterweisung bedarf."

„Du hast gesagt, Odin, Vili und Ve hätten den Riesen Ymir erschlagen, — woher kamen Odin, Vili und Ve, woher Ymir?"

„Das will ich Dir kund thun!" antwortete Farro gelehrt. „Odin, Vili und Ve sind die Söhne von Börr und Bestla. Börr aber ist der Sohn von Buri."

„Und Buri, — wessen Sohn ist er?" frug St. Martin.

„Buri ist keines Gottes Sohn, — vielmehr entstand er so! Die Weltkuh Antumbla leckte salzige Eissteine. Darauf kam hervor eines Mannes Haar, dann eines Mannes Kopf, endlich der ganze Mann. Schön, groß und stark war er und hieß Buri."

„Und woher die Weltkuh Antumbla?" frug der Heilige.

„Antumbla ist geworden aus dem tropfenden

1) Jakob Grimm, deutsche Mythologie I. 525.

Eis, geradeso wie der Riese Ymir entstand aus Hitze und Wasser [1])."

„Woher die Hitze und das Wasser?" sprach St. Martin. „Du hast doch vorhin gesagt, Odin, Vili und Ve hätten das Wasser erst geschaffen aus dem Blute des Riesen Ymir."

Farro stand betroffen. Die Sueven bemerkten seine Niederlage und staunten.

„Du hast ferner gesagt," fuhr der Heilige in seiner milden Weise fort, „Odin sei ein Sohn Börrs, Börr sei ein Sohn Buris, und Buri sei geworden aus dem Lecken einer Kuh. Mithin stammt Odin von einer Kuh. Eine Kuh aber ist ein Thier. Wie mag nun ein Thier durch Lecken ein höchstes, göttliches Wesen hervorbringen? Findest Du eine solche Lehre nicht abgeschmackt?"

„Du schmähest unsere Götterlehre, frecher Christ!" rief zornig der Blodmenn.

„Ich schmähe nicht," antwortete gelassen St. Martin. „Aber ich möchte Dir nahe legen, daß ein Wesen doch unmöglich Gott sein kann, das von einem

---

1) Stehen jene Gläubigen moderner Wissenschaft, welche das Werden aller Dinge aus der Materie behauptet, nicht auf dem Standpunkte urdeutscher Barbaren?

Thiere abstammt. Ebenso unmöglich ist es, daß ein Thier entstehe aus Eis. Vielmehr ist Alles erschaffen aus dem Nichts durch den allmächtigen Gott. Gott aber ist niemals geworden, er ist von Ewigkeit, ein unendlicher Geist, dessen Weisheit ebenso grenzenlos ist, wie seine Macht. Alle Dinge und Wesen sind geworden durch ihn. Im Anfange erschuf er Himmel und Erde," — und jetzt begann der Heilige die biblische Schöpfungsgeschichte in einer Weise vorzutragen, welche die lauschenden Sueven fesselte, deren Neuheit sie überraschte. Und selbst diese rohen Gemüther empfanden lebhaft die Hoheit göttlicher Wahrheiten neben den Albernheiten heidnischer Anschauungen.

„Das war hübsch!" gestand ein Sueve, als der Diakon mit dem ersten Menschenpaare geschlossen. „Ein Gott, der von Ewigkeit ist durch sich selbst, gefällt mir besser, als Götter, die von Kühen und Eis abstammen."

Farros Augen flammten vor Wuth.

„Siehst Du, Elender, was Du anstellst?" rief er ingrimmig. „Abwendig machst Du die Sueven von den Göttern."

„Wenn ich die Sueven abwendig mache der Lüge

und sie gewinne der Wahrheit, so bin ich der Sueven Freund und Wohlthäter," sprach der Diakon.

„Lüge, — was ist Lüge?" schrie Farro.

„Was Gott widerspricht und seinen Offenbarungen."

„Demnach hältst Du unsere Götter für Lügner?" frug der Blodmenn, eine drohende Haltung annehmend.

Der Heilige bemerkte zwar die gewaltthätige Absicht Farros und sah die möglichen Folgen einer aufrichtigen Antwort voraus. Dennoch zögerte er keinen Augenblick, der Wahrheit Zeugniß zu geben.

„Es gibt nur einen einzigen Gott," antwortete er. „Dieser eine, ewige und heilige Gott hat sich geoffenbart in der Fülle der Zeiten durch Jesus Christus, seinen Sohn, gleichen Wesens mit dem Vater und dem heiligen Geiste."

„Was?" donnerte Farros Stimme. „Den Christengott nennst Du den einzigen Gott? Das sagst Du mir in's Gesicht? Mir, dem Blodmenn der Götter? Wenn Odin, Tyr, Donar und sämmtliche Asen keine Götter sind, — was sind sie dann?"

„Wahngebilde und Blendwerke der Hölle!" antwortete St. Martin.

Ein wildes Feuer schoß hervor aus den Augen des Sueven. Sein starker Arm holte weit aus und blitzschnell fuhr seine breite Hand auf den Mund des Heiligen. So wuchtig war der Hieb, daß Martin zurücktaumelte und Blut hervorquoll. Und jetzt schwang Farro seinen langen Stock nach dem Haupte des Verhaßten, in der augenscheinlichen Absicht, ihn zu erschlagen. Eustach aber sprang dazwischen und fing mit seinem Speerschaft den Streich auf.

„Schäme Dich, Erwart, einen wehrlosen Mann zu mißhandeln!“ rief der Bärtige. „Die Sueven hier sind Zeugen, daß Du den Gast der Walen geschlagen und das Heiligthum germanischen Gastrechtes verletzt hast.“

Eustach hatte die richtige Seite angeschlagen. Farro ließ den Arm sinken, und der Grimm seines Gesichtes verwandelte sich in stolzen Hohn.

„Mich willst Du Sitten lehren, Fremdling?“ rief er. „Nichts habe ich verletzt, — gehandelt hab' ich nach Recht und Fug. Kein Herzog, kein König darf einen freien Germanen schlagen, — aber ich darf es, und jeder Blodmenn darf es. Wenn wir nun freie deutsche Männer schlagen dürfen, sollten wir nicht

das Recht haben, einen frechen Christen zu schlagen, welcher die Götter schmäht[1])?"

„Mein edler Herr hat nicht Deine Götter geschmäht, er hat nur in Freimuth Dein Fragen beantwortet."

„Geschmäht hat er und ich habe ihn gezüchtigt! Und nicht Schläge, — den Tod verdient er! Was steht ihr faul?" fuhr er die Sueven an. „Wozu traget ihr Waffen? Weßhalb stoßt ihr den Götterfeind nicht zu Boden? Seid ihr etwa heraufgestiegen, von dem Christen euch bethören zu lassen? — Höret! — höret!" rief er im Tone der Aufforderung. „Wer einen Ehrensitz in Walhallas Göttersaal verdienen will, der morde diesen Hundsmagen[2])!"

Allein die Sueven, gefesselt durch Haltung und Benehmen des Heiligen, zeigten keine Lust, der Aufforderung des mordsüchtigen Farro nachzukommen.

Den Streich hatte St. Martin ohne Murren, mit Ergebung hingenommen, und die Hoheit des christlichen Dulders verklärte sein Wesen. Er hatte das

---

1) Tacitus, Germ. VII. — 2) „Hundsmagen" bedeutet den Verwandten eines Hundes, in welchem Sinne heute noch dieser Ausdruck als Schimpfwort in manchen deutschen Gegenden gebraucht wird.

rinnende Blut mit einem Tüchlein abgewischt und das Zeichen des Kreuzes über den Mund gemacht. Sofort versiechte der Blutfluß. Den Sueven war dies nicht entgangen. Ein Schauer durchrieselte ihre Gebeine, das sich steigerte, als der Diakon seine Hände zum Himmel erhob und das Angesicht des Betenden zu leuchten begann.

„Mein Herr Jesus Christus," betete er laut, „ich danke Dir, daß Du mich Armen gewürdigt hast, um Deines heiligen Namens willen geschmäht und geschlagen zu werden."

„Da hört den Narren, der seinem Gott für Schläge dankt!" höhnte Farro. „Wenn Dein Gott stark ist, weßhalb hat er die Maulschelle nicht abgewehrt?"

„Stark ist mein Gott, und allmächtig!" antwortete Martin. „Berge verrücket er und hinweg von ihrem Platze schüttert er die Erde. Die Himmel spannt er aus und der Sonne gebeut er und sie strahlt nicht. Mit dem Hauche seines Mundes bläst er fort die Sterne alle vom Himmelsgewölbe und sein Athem trocknet aus alle Tiefen der Meere."

„Glaubet ihm nicht, — er prahlt mit seinem

Gott!" rief der Blodmenn. „Wo ist die Macht Deines Gottes? Er zeige sie uns!"

„Gehe hinüber zu den Chatten und sie werden Dir sagen, welche Wunder mein Gott gethan!"

„Nicht Dein Gott, Deine Zauberei hat's gethan," behauptete Farro. „Du sagst, Dein Gott befehle der Sonne; — er mache uns an der Sonne ein Zeichen, damit wir sehen, ob er so ist, wie Du ihn herausstreichest."

Ein Lächeln der Ueberraschung glitt über Martins Angesicht.

„Du redest gerade, wie jene ungläubigen Juden, welche zum Welterlöser sagten: „Mache uns ein Zeichen am Himmel!" Viele Wunder wirkte Jesus Christus. Kranke, Blinde, Taube, Stumme heilte er, Todte erweckte er zum Leben, wilden Stürmen gebot er Ruhe und dem tosenden Meere, — Alles gehorchte seiner Allmacht. Als jedoch die Juden ein Zeichen am Himmel begehrten, so entsprach er nicht diesem Ansinnen, weil Gottes unendliche Majestät menschlichem Vorwitz und menschlicher Laune niemals dienstbar wird. Die Juden hatten viele Wunder gesehen und Gelegenheit, die Wahrheit zu hören, — dies genügte. Dem bösen Willen macht Gott

niemals ein Zugeständniß. Ich frage Dich, Blodmenn, wenn Gott der Herr in diesem Augenblick die Sonne verfinsterte und den Tag in Nacht verwandelte, — würdest Du glauben an den Gott der Christen und Deinen Göttern abschwören?"

„Ich meinen Göttern abschwören? Willst Du eine zweite Maulschelle, frecher Geist?" rief zornig der Blodmenn. „Verfinstert Dein Gott die Sonne, so weiß ich, daß er Sköll ist, der Sonnenwolf, — ein rechter Voland [1])!"

„Wozu also ein Wunder, Blodmenn?" frug St. Martin.

„Genug ist's! Ich streite mit Dir nicht länger! Glatt bist Du, wie ein Aal, hast Honig auf den Lippen. Hütet euch vor ihm!" warnte er die Sueven. „Den Schädel dieses Götterfeindes habt ihr mir versprochen, — löset euer Versprechen, — heute oder morgen!"

Er wandte sich ab und verließ mit heftigen Schritten den Platz.

„Meine Brüder, meine Freunde, sinnet doch nichts Böses in euren Herzen wider mich!" bat der Heilige. „Oeffnet eure Ohren der Stimme Gottes, die euch

1) Simrock, S. 24 f. — „Voland" bedeutet „Teufel."

rufet. Entsaget der Finsterniß und gehet ein in die Herrlichkeit des Lichtes. Kommet zu mir, lasset euch belehren, empfanget die Botschaft des Heiles."

„Höret nicht auf ihn!" klang Farros Stimme aus dem Walde. „Odins Zorn über euch! Höret nicht, — gehet!"

Die Sueven murmelten Unverständliches, traten zurück und verschwanden im Gehölze.

Arminius Lupus war bisher auf der Bank gesessen und hatte mit Genuß den Lauf der Dinge beobachtet.

„Für heute behälst Du Deinen Kopf!" sprach er in seiner spöttischen Weise. „Farro aber schnaubt Rache, er wird sie stillen in Deinem Blute. Deßhalb sei klug und schere Dich von hinnen. Suevenland ist kein Boden für christliches Samenkorn."

„Du warst Soldat, Arminius Lupus! Hast Du jemals Deinen Posten feige verlassen?" frug der Heilige.

Der Alte zuckte die Achseln und erhob sich.

»Vale!« sprach er, und schritt langsam den Pfad hinab.

St. Martins Unterweisungen blieben nicht fruchtlos. Die heimkehrenden Sueven erzählten das Vernommene und Geschaute. Sie rühmten des Heiligen

sanfte Milde und leuchtendes Wesen. Sie äußerten Bedenken über Götter, die von einer Kuh abstammen, und erweckten gleiche Zweifel in Anderen. Daher kam es, daß die Zahl Jener sich mehrte, die im Gehölze standen und dem Unterrichte der Katechumenen aufmerksam folgten.

Einziger Rettungsweg.

Der heilige Martin hatte wiederholt den Bischof Justinus in Straßburg besucht und ihm berichtet über den Erfolg seines schwierigen und gefährlichen Unternehmens. Bei dieser Gelegenheit fand er den Fürsten Vithimer regelmäßig im Hause des greisen Oberhirten. Es wüthete nämlich eine furchtbare Leidenschaft in der Brust des Adelings, zu deren Heilung er den Rath und Beistand des Bischofes suchte. Aber keine Mahnungen, keine Trostworte dämpften die Gluth. Und vor dem Heiligen schüttete er bittere Klagen aus über die Unerträglichkeit seines Zustandes. St. Martin hörte mit inniger Theilnahme den Unglücklichen, erkannte die Gefahr eines Abfalles vom Glauben, gab ihm genaue Verhaltungsmaßregeln, deren letzte eine Einladung zu längerem Besuche in der Alfenhöhle war.

Eines Abends saß der Heilige betrachtend vor der Höhle. Tiefe Stille lag um den Felsen, kaum

unterbrochen durch das Geplätscher des Quells, der seine klare Fluth über Steingeröll zu Thal sandte. Zuweilen schallte von Ferne Geschrei oder ein rauher Gesang zechender Sueven. Von der Walenburg herüber glänzte Lichtschein, und durch die offenen Eingänge der Hütten und Häuser glühte das Herdfeuer im Dunkel. Da rauschten schwere Tritte im Laube. Eine hohe Gestalt trat vor den Diakon. Der Wanderer trug auf dem Kopfe einen römischen Hut, um die Schultern einen langen Mantel und in der Hand einen Speer.

„Gott sei mit Dir, Freund Martin!“ sprach er.

Beim Klange der bekannten Stimme sprang der Begrüßte empor und umarmte Vithimer.

„Sei mir herzlich willkommen, erlauchter Freund! Welche Ueberraschung, welche Freude!“

„Ich folge Deinem Rathe, — hier bin ich!“ sprach er im Tone einer trostlosen Stimmung. „Es hat Alles nichts gefruchtet. Gerungen habe ich und gebetet. Gott rief ich an und seine Heiligen, — es wurde nicht besser. Vermagst Du nicht, die Drachenzähne meiner Leidenschaft auszubrechen, — dann folgt Niederlage, — Abfall, — Verderben!“

„Ein christlicher Fürst soll nicht an Niederlage

denken," sprach ermuthigend St. Martin. „Frei ist der Christ, — ein Herr seiner Handlungen und Herzensneigungen, niemals deren Sklave. Die Freiheit der Kinder Gottes sei auch ein köstliches Gut meines erlauchten Bruders Vithimer. — Doch hievon sei jetzt keine Rede! Du bist ermüdet vom weiten Wege, Dich hungert und durstet. Wie es mich freut, einen so lieben Gast bedienen zu dürfen!"

Und mit emsiger Geschäftigkeit war er um den Fürsten thätig. Er nahm den Speer aus seiner Hand, den Mantel von dessen Schultern, sowie einen dicken Bündel, den Vithimer an einem Riemen um den Nacken trug.

„Einige Kleidungsstücke und Wäsche!" sagte er. „Auch dieses stelle bei Seite, — es bedarf wohl anderer Waffen," fuhr er fort, das Schwert überreichend.

Die Kettenrüstung hingegen, die ihn vom Kopfe bis zu den Füßen bedeckte, legte er nicht ab.

St. Martin eilte mit den Dingen in das Innere der Höhle.

Vithimer saß auf der Bank und sah hinüber nach der Walenburg, wo Lichtschein aus den Fenstern

schimmerte. Er unterschied die Kammern, wo die Geliebte weilte und seufzte schwer.

Des Heiligen Tritte hasteten über den Felsboden, er rappelte mit hölzernen Gefäßen und erschien jetzt mit dem Besten seiner Vorrathskammer. Um den Fürsten auf die Bank stellte er Schinken, Käse, Eier und Brod.

„Siehst Du, mit welchem Ueberflusse mich die guten Sueven beschenken! Sie würden mich ersticken in Speisen. Vieles würde verderben, ohne den Beistand meiner Schäfchen."

Der Adeling belächelte die Anspruchslosigkeit seines geschäftigen Wirthes, der mit einem Krüglein nach der Quelle schritt und aus der kühlen Fluth schöpfte.

„Bier habe ich leider keines," sagte er. „Allein dieses Wasser ist ganz vortrefflich."

Vithimer aß und trank.

„So ausgezeichnet hat es mir lange nicht geschmeckt," sprach er.

„Dies kommt von der Anstrengung der Reise," sagte der Diakon. „Du hast eine weite Strecke durchwandert."

„Unbedeutend war die Fußwanderung," entgegnete Vithimer. „Ich ritt bis zur Gemarkung Walenheims,

schickte den Knecht mit den Pferden zurück, hüllte mich in den Mantel und schlich in der Dunkelheit herauf. Hätte mich ein Sueve gesehen und erkannt, Bissula würde heute noch meine Anwesenheit erfahren haben. Ich soll ja verborgen hier weilen, in Abgeschiedenheit und heißen Kämpfen, — wie Du sagtest."

„In Verborgenheit und Kämpfen!" wiederholte St. Martin.

„Darf ich nun bitten, mir den angedeuteten Rettungsplan klar zu enthüllen?" sprach der Fürst. „Du hast in Straßburg dunkel geredet und mir unverständlich. Weil ich jedoch Deiner einsichtsvollen Leitung vertraue, und aus dem Verderben keinen Ausgang finde, darum folgte ich Deiner Einladung. — Jetzt lasse mich klar sehen."

„Dank für Deine Hochschätzung meiner Wenigkeit!" sprach St. Martin. „Einen sicheren Weg gibt es allerdings zu Deiner Rettung. Es fragt sich jedoch, ob Du ihn gehen willst; denn überaus schwierig, alle Körperkräfte und Herzensneigungen verzehrend, ist der Weg."

„Zeige mir diesen einzigen Rettungsweg! Führt er auch zum Tode des Leibes, — bewahrt er nur

das Leben der Seele, — ich gehe ihn!" sprach entschlossen der Adeling.

„Dein Muth läßt zwar hoffen, — bedenke ich aber die Heftigkeit Deiner Leidenschaft, dann kommt banges Zagen über mich. Auch Dir ist vor allen Dingen klare Erkenntniß Deines Zustandes nothwendig; denn ohne Selbsterkenntniß gibt es keine Heilung der kranken Seele. Darum betrachte Dich selber und Deine Gesinnung! Du hast wiederholt mir vertraut, ewiges Verderben schrecke Dich keineswegs; denn mächtiger, als Höllengrausen, sei Deine Liebe zu Bissula."

„So ist es!" gestand er niedergedrückt. „Ich weiß es, ohne Abfall von Gott, ohne Abtrünnigkeit vom Glauben, kann ich Bissula nicht besitzen. Das Höllenthor sehe ich offen, den Frevler zu empfangen, — es schreckt mich nicht. Was der Glaube lehrt von ewigen Peinen, ist nicht stark genug, den Zwang meines Herzens zu brechen. Taub bin ich gegen alle Schrecknisse! Sähe ich im Abgrunde die unvergleichlich Schöne meiner harren, — hinab zöge es mich in ihre Arme."

„Nicht allein taub, auch gefühllos bist Du und blind gegen die Liebe Deines Gottes," sprach in ge-

linder Strenge der Heilige. „Auch dies muß Dir recht klar werden. Bedenke, aus dem Nichts hat Dich Gott hervorgerufen, geschaffen hat er Dich für ein ewiges, grenzenloses Glück, das Du erkämpfen sollst durch freie Entscheidung Deines Willens für das Gute. Du aber verläugnest Deinen Schöpfer um des Geschöpfes willen. Du entsagst den ewigen Wonnen des Himmels, um den eiteln, vergänglichen Preis sinnlicher Liebe. — Erwäge ferner! Das Endziel der ganzen Schöpfung ist Gott. Auch die Bestimmung des Menschen ist Gottes ewiger Besitz. Ohne dieses Ziel wäre jedes Menschenleben sinnlos, — die ganze Welt ohne Inhalt, ein Haus der Thorheit. Gott allein ist der belebende, einzig befriedigende und beglückende Inhalt vernünftiger Wesen. So hat es der Allmächtige geordnet und gewollt. Du aber stürzest die göttliche Ordnung für Deinen Theil über den Haufen. Du empörst Dich wider den Allerhöchsten und sagst: „Bissula diene ich, — Dir nicht! Bissula will ich besitzen, — Dich nicht!“ Und welche Antwort hat Gott auf Deine tolle Vermessenheit? Vernimm seine Worte aus dem Munde des Propheten Isaias: „Höret ihr Himmel, und Erde merke auf; denn es redet der Herr! Söhne habe ich auferzogen

und erhöhet, sie aber haben mich verachtet." — O mein Freund, wie frevelst Du!"

„Den Frevel erkenne ich, — meine Bosheit erkenne ich, — mein verdientes Elend im Jenseits erkenne ich, — aber keine Erkenntniß schützt gegen die Gewalt einer wilden Leidenschaft," entgegnete finster der Adeling. „Wie habe ich gestritten, — gebetet, — Alles umsonst! Der Kampf enthüllte nur meine Ohnmacht."

„Betrachte weiter den schwarzen Undank gegen Deinen liebevollen Erlöser!" fuhr der Heilige fort, indem er den Leidensweg Jesu in ergreifender Weise zu schildern begann. „Seinen letzten Blutstropfen hat Dein Heiland dahingegeben als Lösegeld für Deine Seele," schloß er. „Um den Preis einer langen Reihen der qualvollsten geistigen und körperlichen Peinen hat er Dich erkauft. Sein Eigenthum bist Du. Gegenliebe bist Du ihm schuldig. Treue hast Du ihm gelobt. Du aber hast kein Erbarmen mit der Liebe Deines Heilandes. Du brichst ihm die schuldige Treue, und geschworene Eide hältst Du nicht."

Der Fürst machte eine heftige Bewegung und erstickte Laute fuhren über seine Lippen. Hätte nicht

Dunkelheit sein Angesicht bedeckt, dasselbe würde die Merkmale eines namenlosen Schmerzes gezeigt haben.

„Nur noch einen letzten Blick auf Dich, mein armer Freund!“ sprach sanft der Heilige. „Betrachten wir Dich beim letzten Gerichte. Der große, die ganze Weltgeschichte abschließende und erläuternde Tag ist da. Die Gräber sind offen. Das Fleisch ist aufgestanden. Alle Nationen der Erde harren bange der Ankunft des göttlichen Richters. Alles Denken, Streben, Wollen und Thun der Menschen soll offenbar werden. Auch Du bist unter den Harrenden. Weit hinter Dir liegt dieses Leben mit seinen Täuschungen, mit seinen Sinnengenüssen, mit seinen eiteln Freuden und Ehren. Wie Rauch und Wind ist Alles vergangen. Dein ganzes Leben war nur ein Tag, — aber ein Tag der Aussaat, und was Du gesäet hast, das sollst Du jetzt ärnten. — Da stehest Du, für eine ganze Ewigkeit Dein Urtheil zu hören, — Dein verdientes Urtheil. Gebeugt stehst Du, seufzend unter Deiner Sündenlast, in Schrecken aufgelöst, von Schuldbewußtsein zermalmt, und rufest: „Ihr Berge fallet über mich, ihr Hügel bedecket mich!“ Aber die Berge fallen nicht über Dich, — sie beben und wanken und mit ihnen die ganze Erde; denn es naht in

großer Macht und Herrlichkeit Jesus Christus, der Richter der Lebendigen und der Todten. Der Glanz des Himmels umstrahlt ihn, die Engel des Lichtes umgeben ihn. Siehe doch seinen Thron, errichtet auf der Höhe der Weltgeschichte! Er läßt sich nieder, und alles Geschaffene liegt zu seinen Füßen. Er richtet die Lebendigen, und sein Gericht macht offenbar vor allen Augen die Herrlichkeit der Kinder Gottes. Auch Dir wird ein Blick gestattet in die ewigen Wonnen des Himmels, welche Du verloren. Was, empfindest Du hiebei? Was nur kannst Du empfinden? Verzweiflung über den Verlust ewiger Güter, unendlicher Seligkeit. Was rufst Du? Flüche über Deine Thorheit, flüchtigen Sinnengenuß ewigen Himmelsfreuden vorgezogen zu haben. — Und Dein furchtbares Schicksal, unabänderlich für eine ganze Ewigkeit? Höre es aus dem Munde des richtenden Gottes: „Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinem Anhange bereitet ist!" — Und eingehen wirst Du in die ewige Pein!" schloß klagend der Heilige.

Vithimer saß tief erschüttert; denn fest stand in seinem Glauben die Thatsache des künftigen Weltgerichtes.

„In flüchtigen Umrissen haben wir Dein Wollen

und Thun hienieden, Dein Loos im Jenseits betrachtet," fuhr St. Martin nach einer kurzen Pause fort. „Auf Erden bist Du ein Abtrünniger vom Glauben, ein Meineidiger gegen Gott, ein Bluträcher, ein Mörder, ein Bösewicht, — und in der Ewigkeit ein Verdammter. Ich frage, was macht Dich hienieden zum frevelnden Verbrecher und jenseits zum Verworfenen? Du nennst es Liebe, — Minne! Wie kann aber Liebe und Minne sein, was den Menschen gottlos macht und verworfen vor den Augen des Herrn? Eine wahnsinnige Leidenschaft ist diese Minne, — ein Grab zeitlichen und ewigen Heiles! — Ach," sprach schmerzlich der Heilige, „wie Viele verschlingt dieses Grab, die sich zu Sklaven sinnlicher Neigung herabwürdigen! — O mein Vithimer, raffe Dich auf, ermanne Dich und rette Deine Seele!"

Er saß unbeweglich und schweigend. Plötzlich sprang er empor.

„Wehe mir, — wie soll ich Jammervoller dem Verderben entrinnen?" rief er heftig. „Gibt es für mich keine Rettung? Muß ich untergehen?"

„Entsage einer Neigung des Verderbens!" antwortete St. Martin.

„Entsagen? — Kann ich?" rief er in wach-

sender Aufregung. „Was nützen Vorsätze und Entschlüsse, die unsere Ohnmacht für die Zukunft nicht zu halten vermag? Sage doch einem Narren: — werde verständig! Sage einem Kranken: — werde gesund! Sage einem Blinden: — werde sehend! Was hilft dem Blinden die Schilderung seines Unglückes? Macht sie ihn sehend? Nein! Die Schilderung wird sein Elend nur vermehren. In demselben Falle bin ich. Du zeichnest in scharfen Zügen die Folgen meiner wahnsinnigen Leidenschaft, tiefer empfinde ich mein Elend; — bin ich deßhalb geheilt? O nein! Was Du mir vorgestellt: — Treubruch, — Entehrung, — Verwilderung, — Barbarei, — Verlust des Himmels, — Höllenpein, — Alles prallt wirkungslos ab am ehernen Panzer meiner Leidenschaft. Ohnmächtig sind die Herrlichkeiten des Paradieses, — ohnmächtig die Schrecken des Abgrundes! Alles bezwingt Bissulas Macht und die Gluth meines Herzens. Oh — oh — die Liebe, — was ist sie? Ein fressend Feuer, — verzehrende Flammen! — Toll bin ich, — verrückt, — blind, — wahnsinnig!"

„Das ist der Mensch im Sklavenjoche des Bösen!" sprach der Heilige. „Ein jammervolles Bild ohnmächtiger Schwäche, eine Beute des Elendes."

„Und ich frage: — wo ist die rettende Hand jenes liebenden Gottes, wie ihn das Christenthum lehrt?“ rief der Adeling. „Was hilft Erkenntniß, wenn die Kraft versagt wird, das erkannte Uebel zu meiden, das erkannte Gute zu üben? Was hat der Christ dem Heiden voraus, der selig wird durch Blutrache? Der eingeht in Walhalla durch barbarische Sitten?“

„Fiunt, non nascuntur Christiani, — Christen erziehen sich, werden aber nicht geboren,“ antwortete St. Martin. „Ohne Kampf kein Sieg und keine Krone! Gott versagt dem Kämpfenden die Waffen nicht, aber an Dir liegt es, die Waffen zu gebrauchen. Getauft bist Du zwar, mein erlauchter Freund, aufgenommen bist Du äußerlich in die Gemeinschaft der Heiligen, — aber ein lebendiges Glied am Leibe Christi bist Du nicht. In Dir lebt ungebrochen die ungestüme Naturkraft heidnischer Germanen. Es beherrscht Dich jene Unbändigkeit zügelloser Begierlichkeit, die Selbstbeherrschung nicht kennt. Der deutsche Heide sucht und findet darin seine Kraft, keinem geistigen Zwange sich zu unterwerfen, — darum ist er der schwächste aller Menschen. Herren riesiger Leiber sind zwar die Germanen, nicht aber Herren ihrer

Entschlüsse, nicht Vollstrecker besserer Erkenntniß. Willensstärke ziert nicht den deutschen Heiden, ein Sklave heftig aufwallenden Blutes ist er, unfähig jeder Handlung, die achtsamen Fleiß, ausdauernde Haltung und Beharrlichkeit fordert. Geschwächt und verwüstet sind alle geistigen Gebiete. Daher Sittenverwilderung, unmenschliche Gebräuche, Barbarei. Das ist der Culturzustand jener Stämme, deren Sprosse Du bist, erlauchter Fürst! Allein Du erkennst Deine Schwäche, Deine Ohnmacht, und darin liegt die Möglichkeit Dei- Rettung."

Der Heilige schwieg und schien zu beten. Neben ihm saß unbeweglich die dunkle Riesengestalt des Germanen.

„Rede, — sprich, — was soll ich thun?" frug nach langer Pause der Adeling.

„Erstreite Selbstüberwindung durch Buße," antwortete der Diakon. „Hier gilt das Wort des Herrn: „Wenn ihr nicht Buße thut, werdet ihr alle zu Grunde gehen." — Auch die Stämme Germaniens können nur gerettet werden durch eine weise Bußdisciplin, welche die erziehende Mutterhand der Kirche ihnen auferlegt. Was der Zügel für ein wildes Roß, das ist Bußdisciplin für die Unbändigkeit roher Naturkraft."

„Buße, — was ist Buße?“ frug er.

„Gebet, — Betrachtung, — Fasten, — Kasteiung, — Entsagung, — das ist Buße,“ antwortete der Heilige.

Vithimer schüttelte ungläubig den Kopf.

„Stumpf sind alle diese Waffen!“ sprach er. „Gebet? Wie oft schrie ich vergebens zu Gott um Hilfe! — Fasten? Und wenn ich zum Gerippe meinen Leib zusammenschmelze, so lange noch ein Tropfen Blut zum Herzen rinnt, — er glüht für Bissula. Ohnmächtig ist auch die Buße.“

„Du kennst nicht, was Du verurtheilst, mein Freund. Glaube mir, die Buße wird Dich frei machen! Sie wird die Ketten Deiner Leidenschaft zerbrechen, Dich emporheben zu Gott und Deine Seele befähigen zur Empfängniß göttlicher Heilsgnaden. Denke nicht gering von der Buße, wie von einer leichten Sache. Oft magst Du in heißem Streite gestanden sein, kämpfend im Schlachtgewühl, mit Riesenkraft das Schwert führend, mit Löwenmuth den Feinden die Stirne bietend. Aber ich sage Dir, das Bußfeld, auf dem geistige Schlachten geschlagen werden, fordert weit mehr Tapferkeit, Ausdauer und Muth, als die blutigste Wahlstatt. Ein Held im Waf-

fenkampfe mag ein Schwächling, ein Feigling in der Buße sein; denn Selbstüberwindung ist größer, als die Eroberung einer ganzen Welt."

„Ich ahne es," sprach kopfnickend der Fürst. „Aber Bußwaffen zu führen, Bußwehr zu tragen, — das verstehe ich nicht."

„Dein Knappe und Kampfgenosse will ich sein im Streite, mein herzlieber Freund!" versicherte warm der Heilige, die Hand des Adelings erfassend. „Zeigen will ich Dir, wie man die Angriffe des Teufels abschlägt und die inneren Anfechtungen der bösen Neigung überwindet. Und nicht allein für Deine Rettung wollen wir muthig kämpfen, sondern auch für Bissula; denn sie ist in gleicher Nothlage."

„Welche Hoffnung erweckst Du in mir?" rief freudig überrascht der Fürst. „Glaubst Du, sie könnte für das Licht gewonnen werden?"

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich!" antwortete Martin. „Hast Du von Allem Dich losgerungen, was von Gott scheidet, hast Du bedingungslos dem Allerhöchsten Dich hingegeben, — weßhalb vermöchte Gottes Güte nicht, Dir Alles zu schenken? — Zunächst aber gehst Du nicht in den Kampf für Bissula, sondern für Dich selber. Du sollst Dich befreien aus

der Tyrannei einer rasenden Leidenschaft durch Buße und Bändigung Deines Blutes. Bist Du fest entschlossen, diesen einzigen Rettungsweg zu beschreiten, — meiner Leitung zu vertrauen?"

„Ja! Wie ein Schüler dem Meister, wie ein Verlorener seinem Retter, — so folge ich Dir!"

„Amen, — Gott walte!" sprach der Heilige, und man sah im Dunkel, wie er sein Angesicht zum Himmel hob und einige Minuten schweigend saß.

Auch der Adeling schwieg. Er mochte vielleicht mit Wehmuth einen Weg betrachten, auf dem er Bissulas Macht zu entrinnen strebte.

„Beschauen wir jetzt Deine Bußherberge, erlauchter Freund!" unterbrach in herzlichem Tone St. Martin das Schweigen. „Unsere Höhle ist ganz prächtig in ihrer Art, — ein Felsenpalast mit vielen Räumen und Gemächern. Auch nicht ohne Prunk. Wenn Lichtschein aufleuchtet, dann wirst Du staunen über den Glanz der Wände."

Sie erhoben sich und betraten die Höhle. Martin suchte im Finstern nach Feuerzeug. Da klangen eilende Tritte über das Gestein. Eustach war von einem Besuche Büffels heimgekehrt, hatte die ernste Unterhaltung nicht stören wollen und war bei Seite

im Gebüsch gestanden. Jetzt betrat er grüßend die Höhle und schlug Licht.

„Ein Kampfgenosse gegen Wotans finstere Macht und Tyrs barbarische Herrschaft," sagte Martin auf den Fürsten deutend. „Du wirst schweigen über seine Gegenwart."

„Ich werde schweigen, edler Herr!" versetzte gehorsam der Diener.

Er steckte den flammenden Span in eine Felsrisse, und ringsum glitzerte der Glimmer der Steinwände.

„Ist das nicht hübsch?" frug St. Martin.

„Feenhaft in der That!" antwortete Vithimer, überrascht durch zahllose blitzende Sternchen der Wände. Auch die Ausdehnung und Bildung der Höhle erregte sein Staunen. Da waren natürliche Säulen, welche das Gewölbe trugen, kleine und große Gemächer und Kammern, Nischen und Höhlungen, wie Schränke. Eustach hatte mehrere Späne angezündet und an verschiedenen Stellen in Spalten gesteckt, durch Beleuchtung der Höhle den Gast zu erfreuen.

„Wie weit es in den Berg hineingeht, wissen wir gar nicht," sagte er. „Das Ding sieht aus, wie der Eingang in die Unterwelt."

Auf seines Herrn Geheiß, bereitete er dem Fürsten das Nachtlager in abgesonderter Felskammer, die am Ende eines Seitenganges lag. Die fürstliche Ruhestätte bestand in zwei Bärenfellen, zu denen St. Martin ein drittes fügte, das er dem eigenen Lager entnommen.

„Ruhe in Gott!“ sprach der Heilige und begab sich nach einem inneren Theile der Höhle.

Der Adeling verrichtete ein kurzes Abendgebet, streckte sich auf die Felle nieder und sank in tiefen Schlaf.

Held Vithimer.

Am folgenden Morgen begannen die geistlichen Uebungen mit der Feststellung einer strengen Tagesordnung. Zweck und Folge der Tagesordnung erklärte eingehend der Exercitienmeister. Vithimer bewunderte die kluge Vertheilung der verschiedenen Uebungen, sowie deren weise berechnete Einwirkung auf das Seelenleben. Das Ganze dünkte ihm ein scharfsinnig erdachter Kriegsplan gegen die sinnliche Natur. Die eingeschobenen Betrachtungen ewiger Wahrheiten erhoben den Geist und gaben ihm Flügel, über die Niedrigkeit des Irdischen sich empor zu schwingen. Und für günstige Erfolge bürgten Verdienste und Erfahrungen eines Heiligen. Seit früher Jugend war auf diesem geheimnißvollen Gebiete St. Martin der führenden Hand einer höheren Leitung gefolgt. Er hatte in Einöden betrachtet und gefastet, ein strenges Büßerleben geführt, Abtödtungen und Selbstverläugnungen geübt, und war mühevoll,

unter steten Kämpfen, bis zur Höhe innigen Zusammenlebens mit Gott emporgestiegen. Alle Verführungskünste und Hemmnisse der sündigen Menschennatur kannte er, ebenso die listigen Kniffe jener finsteren Geistesmacht, die stets dem Guten den Besitz des menschlichen Herzens bestreitet. Bis in die Geisterwelt hinein drang sein Blick, er verkehrte nicht allein mit Engeln, auch Satan trat öfter in körperlichen Formen versuchend vor den Heiligen [1]).

Die mannigfachen Schwierigkeiten und Hindernisse, welche sich der Rettung Vithimers aus den Ketten einer gewaltigen Leidenschaft entgegenstellten, kannte Martin genau. Gleich nach dem Beginn des geistigen Befreiungskampfes sah er das Straucheln des Adelings und seinen Kleinmuth, der zagt und zweifelt an der Möglichkeit, die gestellte Aufgabe zu lösen. Mit scharfblickenden Geistesaugen überwachte der Heilige seinen Gang, und wenn er muthlos und ermattet niedersinken wollte auf dem Pfade der Läuterung, da stützte ihn Martins starke Hand und sein liebreicher Zuspruch half weiter.

„Vergiß nicht, mein Freund," sprach er, „daß

1) Sulpicius Sever. Dialogus II. V. XIII. Dialog. III. XI. XIII. XV.

Du eingetreten bist in einen Kampf mit grimmigen Feinden in Dir und außer Dir! St. Paulus schreibt an die Ephesier im sechsten Kapitel: „Wir haben nicht allein zu streiten wider Fleisch und Blut, sondern auch wider die Oberherrschaften und Mächte, wider die Geister der Bosheit in der Luft.“ — Doch fürchte nichts! Gott ist mit Dir. Harre aus, und Du wirst zur Freiheit der Kinder Gottes gelangen.“

Vithimer glaubte wirklich, Widerstand und Befehdung unsichtbarer Feinde zu empfinden. Verzagen und Muthlosigkeit überfielen ihn zuweilen mit erdrückender Macht. Bei solchen Anfechtungen dünkte ihm all sein Mühen und Ringen vergeblich. In den verlockendsten Formen ihrer reizenden Schönheit trat Bissula vor seine erregte Einbildungskraft, eine Gluth sinnlicher Lüsternheit erfüllte sein Herz, und es schien unmöglich, der Geliebten entsagen zu können. Selbst Glaubenszweifel überfielen ihn. Alle religiösen Stützen brachen zusammen. Abgeschmackt erschienen die übernommenen geistlichen Uebungen.

„Verachte diese Anfechtungen, mein Freund!“ ermuthigte St. Martin. „Lügenhafte Vorspiegelungen des Feindes dürfen einen Streiter Christi nicht verwirren. Nur immer vorwärts!“

Allein die Angriffe wurden heftiger. Wie eine Wahlstatt war seine Seele, auf der sich der Drang seines Herzens mit unheimlichen Gewalten vereinigte, das angestrebte Ziel zu vereiteln. Bereits elf Tage hatte er sich mühsam fortgeschleppt, aber ohne Gewinn, wie er glaubte.

„Was ist das in mir?" sprach er verwundert. „Mein ganzes Wesen ist aufgewühlt, — nirgends ein Halt, — Alles in toller Empörung."

„Kampfgetöse, mein Vithimer!" erklärte St. Martin. „Die Leidenschaft will ihren Gefangenen nicht frei geben, und der Menschenfeind von Anbeginn hat sich mit ihr verbündet, seine Beute festzuhalten. Erinnere Dich der Worte unsers Heilandes: „Das Himmelreich erleidet Gewalt, und nur Jene, die Gewalt brauchen, reißen es an sich."

„Wer mag selig werden, wenn nur solche Kämpfe die Seligkeit erringen können?" rief Vithimer aus. „Die Heftigkeit eines solchen Streites hätte ich niemals geahnt. Ohne Deinen Beistand hätte ich längst die Waffen gestreckt."

„Darum mahnt der Herr: „Betet und wachet, damit ihr nicht in Versuchung fallet!" erwiederte St. Martin. „Weil Du früher in Wahrheit nicht

gebetet und nicht gewacht, und Dein Herz der Leidenschaft geöffnet, daher Dein gegenwärtiger Nothstand."

„Betrachte meine Hände, meine Arme!" fuhr der Adeling fort, die abgemagerten Glieder ausstreckend. „Alles Fleisch hat die Strenge des Fastens hinweggenommen. Eingefallen sind meine Wangen, in tiefen Höhlen liegen meine Augen, alle Körperkraft ist gebrochen, — aber gezähmt, überwunden, ist meine Leidenschaft nicht. Wie soll dies enden?"

„Mit einem herrlichen Siege über Dich und Deine Feinde," versetzte der Heilige. „Das leibliche Fasten wäre ja nichtig, ohne geistige Abtödtung. Nur eine Krücke für unsere Schwachheit ist körperliches Entsagen, damit wir zur Krone der Selbstüberwindung gelangen. Und morgen wird ein starker Helfer bei Dir einkehren, — Christus, der Herr. Heute Abend gehen wir nach Straßburg. Du wirst vor dem frommen Bischof ein Sündenbekenntniß über Dein ganzes Leben ablegen. Darauf wirst Du den heiligsten Leib unseres Erlösers empfangen, der gesagt hat: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der lebt in mir und ich in ihm. Wer mich ißt, der wird leben durch mich." — Erquicken und

stärken wird Dich im Streite die gnadenvolle Einkehr des Herrn."

„Zur Quelle der Stärke möchte ich schon, — ich hätte sie nothwendig; aber auch in diesem Punkte ist mein Wille besser, als meine Kraft. Bin außer Stande, nach Straßburg zu gehen."

„Du reitest auf meinem Maulthier," entgegnete der Diakon. „Sobald es dunkel geworden, brechen wir auf."

„Es ist doch weit mit mir gekommen," sagte mit einem trüben Lächeln der Fürst. „Meine Körperkraft reicht nicht einmal mehr bis Straßburg."

„Deine Seele freut sich der Schwäche Deines Leibes; denn was den Körper züchtigt und bändigt, das verleiht dem Geiste Freiheit und Kraft. Daher schreibt St. Paulus: „Ich züchtige meinen Leib und bringe ihn unter die Dienstbarkeit des Geistes." — Dient der Leib dem Geiste, so ist das Ganze ein Mensch. Dient der Geist dem Leibe, so ist das Ganze ein Thier."

„Sehr wahr!" bestätigte kopfnickend der Adeling. „Aber das Thierreich wird keine Bestie aufzuweisen haben, die an Niedrigkeit, Wildheit und Grausamkeit dem verthierten Menschen gleicht."

„Diese Einsicht ist eine Frucht des klar sehenden Geistes, und Geistesklarheit ist eine Frucht des Fastens," sagte der Heilige.

„Und das Fasten macht Dich zu einem Räthsel vor meinen Augen," entgegnete Vithimer. „Mich erschöpft naturgemäß das Fasten, und Du blühst, wie eine Frühlingsblume, obschon Du weniger Brod genießest, als ich. Ist das nicht räthselhaft, oder gar wunderbar?"

„Mein Leib ist eine Pflanze des Südens," versetzte heiter St. Martin. „Dort gibt es Gewächse, die von einigen Wassertropfen im Laufe des ganzen Sommers leben. Gering sind unsere Bedürfnisse, und deßhalb gering unsere Verdienste des Fastens. Du hingegen bist eine starke deutsche Eiche, deren weitverzweigtes Wurzelwerk tief in der Erde haftet. Eine lockere Pflanze der Erde zu entreißen, hält nicht schwer; aber eine deutsche Eiche zu lösen von ihrer tiefgehenden Verbindung mit dem Erdhaften, das ist eine Heldenthat. Vollbringe sie, mein Vithimer!"

Nach der Rückkehr aus Straßburg verband der Heilige mit geistlichen Uebungen praktische Anwendungen und einschneidende Abtödtungen.

Als sich der Fürst beim Morgengrau vom dürftigen Lager erhob, um die alltäglichen Betrachtungen zu beginnen, trat eben St. Martin durch den Eingang der Höhle. In der Hand trug er eine schwungvolle Ruthe und in seinem Wesen unternehmenden Ernst.

„Danken wir dem Herrn, mein Bruder, für das Geschenk dieses Tages und weihen wir ihm auch heute alle Kräfte unseres Geistes und Leibes," sagte er, kniete nieder und sprach laut, wie gewöhnlich, ein warmes Morgengebet.

Dann saß er auf einem Steine und der Fürst ihm gegenüber, wie Beide täglich bei Betrachtungen zu thun pflegten.

„Wir haben seit vierzehn Tagen gebetet, gefastet, die vier letzten Dinge, Gottes Eigenschaften, die Bestimmung des Menschen und andere göttlichen Wahrheiten beherzigt," hob er an. „Ich hoffe, wir haben nicht vergeblich gerungen nach Licht und Freiheit."

Der Fürst nickte befriedigt mit dem Haupte.

„Die Stürme schweigen, — mein Inneres erfüllt eine angenehme Ruhe," sprach er. „Die Flamme der Leidenschaft zerfrißt mein Herz nicht mehr. Ohne Gemüthsbewegung gedenke ich Bissulas. Das Wehen

eines neuen Lebens geht durch meine Seele, ja, — es dämmert vor mir die Morgenröthe vollständiger Freiheit auf. Thorheit dünkt mir zuweilen das, was ich als höchste Seligkeit meines Daseins empfunden habe. — Ich danke für Deine Leitung, mein Freund! Du hast mich zu einem Standpunkte emporgeführt, von dessen Höhe betrachtet, alles Irdische klein und eitel erscheint. — Indessen," schloß er unsicher, „ich traue der Stille nicht. Vielleicht bedürfte es nur eines Begegnens mit Bissula, um die schlummernde Gluth abermals zu entflammen."

„Wer sich der Stärke rühmt, beweist seine Schwäche, — Mißtrauen in sich selber, ist Grundbedingung geistiger Kraft," erwiederte St. Martin. „Und weil Du mit Gottes Gnade zu erstarken anfängst, darum fordere ich Größeres von Dir, damit Größeres der Herr dem Strebsamen schenke. Legen wir die Axt an die Wurzeln des alten Menschen. Vormals bist Du nicht ein Gebieter Deiner Leidenschaften gewesen, sondern ihr Knecht. Mit fleischlichen Augen hattest Du ein Geschöpf angeschaut, bis zur Erblindung geistigen Sehens, bis zum Vergessen des Schöpfers. Deßhalb wurdest Du abhängig von sinnlichen Regungen und Begierden des Herzens. Du wurdest

unterworfen der Augenlust und Fleischeslust, bis zu unerträglicher Qual. Vormals war Dein Geist ein Gefangener Deines Leibes, — nun soll Dein Leib ein dienender Knecht Deines Geistes werden, damit Du eingehest zur vollkommenen Freiheit der Kinder Gottes. Dann wirst Du innerlich unabhängig, Deiner selbst mächtig und Alles wird Dir unterworfen sein. Bissulas näheren Umgang magst Du zwar möglichst fliehen; denn wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle. Aber ein Begegnen mit ihr wird Dich keineswegs zur früheren Botmäßigkeit herabdrücken. Im Besitze jenes beglückenden Seelenfriedens, den die Welt nicht geben kann, wie der Heiland sagt, wirst Du es abgeschmackt finden, die süße Himmelsgabe an täuschende Sinneseindrücke und eitle Formen wegzuwerfen. Deßhalb, mein herzenstrauter Freund, mache Dich auf, wappne Dich mit Vorsätzen und erflehe Gottes Beistand, die letzte Fessel der Abhängigkeit zu sprengen, damit Du ganz frei und stark werdest."

Er schwieg einige Sekunden. Der Adeling saß erwartungsvoll und neugierig, wohin diese Einleitung führen möge.

„Willst Du geistig erstarken, dann werde schwach vor dem Herrn; denn Gott ist mächtig in den Schwa-

chen," fuhr der Heilige fort. „Erkenne Deine vollständige Abhängigkeit vor dem Allerhöchsten, der gesagt hat: „Ohne mich könnt ihr nichts thun." Bekenne Dich vor Gott, wie ein Wurm im Staube, weßhalb es heißt: Siehe Herr, ein Wurm bin ich, kein Mensch! Ein Wurm aber ist sonder Hochmuth, — im Staube kriecht er und wird zertreten. Solch ein Wurm sei vor dem Allmächtigen und er wird Dich emporheben. Verachte Dich selbst, und Du wirst jede Erniedrigung ohne Murren erdulden. Siehe hier diese Ruthe," und er hob die Gerte empor, „zu Deiner Geißelung ist sie geschnitten. Du wirst Deinen Rücken entblößen, Du wirst Dich niederknieen und ich werde den Fürsten Vithimer schlagen mit der Ruthe. — Wozu dies? frägt Dein Blick. Weil Du Schläge vor Gott verdienst, mein Freund! Weil Du ein verachtungswürdiges Geschöpf bist, das sich auflehnte gegen den Herrn. Weil unter das Joch der Demuth Dein stolzer Sinn gebeugt werden muß. Und während die Ruthenstreiche auf Dich niederfallen, wird Dein Herz sich empören gegen die Büßung, wie gegen eine beschimpfende Mißhandlung. Deßhalb rüste Dich mit allem Muthe, diese Uebung bestehen zu können. Gedenke der Geißelung unseres

Herrn Jesu Christi, welcher gesagt hat: „Wer mein Jünger sein will, der verläugne sich selbst.“ Weshalb Selbstverläugnung? Weil sie das stolze Herz abtödtet und die Herrschaft erstreitet über das Sinnenleben und die anderen Naturtriebe.“

„Ich erkenne die Zweckmäßigkeit der Büßung und bin dazu bereit!“ sagte Vithimer, indem er sich erhob, das Gewand von seinen Schultern streifte und niederkniete.

Ergreifend war das Schauspiel und ganz erstaunlich. Da kniete ein Sprößling jener urdeutschen Dynastengeschlechter, die kein Strafrecht über sich erkannten, keinem Richter unterworfen waren und alle Rechtshändel mit Schwert und Keule zu entscheiden pflegten.

Ein Adeling, dessen hochfahrender Trotz pochte auf unbegrenzte Freiheiten seines Standes. Ein Glied jener Menschenklasse, deren ungezügelte Leidenschaftlichkeit sich in schrankenlosen Gebieten persönlichen Beliebens bewegen durfte, — kniete demüthig am Boden, Streiche zu empfangen, wie ein Sklave.

Ebenso ergreifend war die äußere Erscheinung des Fürsten. Leibliche Schönheit und Körperkraft, das unveräußerliche Erbtheil und der Stolz urdeut-

scher Adelinge, waren entstellt und gebrochen durch strenges Fasten. Die riesigen Gliedmaßen bestanden zwar noch, aber nur in einem reckenhaften Knochengerüste. So hatte Entsagung germanischen Hang zu Uebermuth und Trotz überwunden, den heißen Strom des Blutes gekühlt und gedämpft zu bedächtigem Laufe. Der Geist christlicher Zucht hatte Vithimer den Gewohnheiten, der Sinnesart und germanischer Unbändigkeit entrückt.

Was die Culturentwickelung von Jahrhunderten leistet durch allmälige Erziehung und Bildung von Barbarenvölkern, das vollbrachten christliche Einflüsse in wenigen Tagen, — freilich unter der Leitung eines Heiligen.

Während Vithimer gesenkten Hauptes, die Hände vor der Brust gefaltet, am Boden kniete und seinen Rücken der Ruthe darbot, erhob St. Martin seine Augen zum Himmel. Er flehte innig, wie ein Mensch, der sich vor die Entscheidung einer schwierigen Aufgabe gestellt weiß. Der Fürst erwartete gelassen die Geißelung, weil er die Wirkungen derselben auf sein Gemüth nicht kannte. Nicht so der Heilige. Er sah voraus, daß sich der letzte Rest ungebändigter Naturkraft, der noch im Germanen ver-

borgen lag, ergrimmt erheben und Alles in Frage stellen würde. Daher des Heiligen inniges Flehen zu Gott um Beistand für den Büßenden. — Jetzt erhob er die Ruthe.

„Herr Jesus," betete er laut, „der sich für uns hat freiwillig mit Ruthen schlagen lassen, — erbarme Dich unser!"

Vithimer hatte die Worte nachgesprochen. Da sauste es, und der erste Streich fuhr auf den entblößten Rücken des Adelings nieder. Die Wirkung des Schlages war in ihrer Stärke vielleicht auch dem Diakon unerwartet. Eine dunkle Gluth schoß in das Angesicht des Fürsten, und sein Körper zuckte krampfhaft zusammen. Er sprang empor, die zornsprühenden Augen auf St. Martin geheftet. Die Gerte war zum Zauberstab geworden, sie hatte die noch schlummernde Wildheit geweckt. Hochauf bäumte sich die Unbändigkeit des Germanen und teutonische Wuth schüttelte seine Glieder. Schnaubend stand er, wie ein Rasender, die geballten Fäuste über dem Freunde schwingend.

„Ha, — Elender!" rief er schäumend. „Wie einen Sklaven schlägst Du mich, — mich, den freien Mann, — den Adeling? Schurke, was hast

Du gethan? Beschimpft hast Du mich, — entehrt hast Du mich, — ein schändliches Spiel treibst Du mit mir! — — Und ich Thor nehme dies Alles ruhig hin? War die Züchtigung eines Sklaven nothwendig, mir den Verstand zurückzugeben? Bedurfte es der Schläge, damit ich zur Besinnung komme? Du Frecher, — Du Unverschämter, — weißt Du nicht, daß Jedermann stirbt, der einen Adeling schlägt?"

Er stampfte mit den Füßen und raste durch die Höhle.

St. Martin stand schmerzlich bewegt und sah ängstlich in das Tosen des Sturmes.

„Mein Herr Jesus," bat er leise, „erbarme Dich seiner! Herr Jesus, verhüte gnädig, daß Wetterstürme der Finsterniß die keimenden Früchte Deiner Gnade zerstören!"

„Zum Narren hältst Du mich? — Du sollst es büßen!" schrie der Adeling. „Mich schlagen, — ha! Wie einen Sklaven peitschen, — mich? Du Elender, — Du Frevelhafter!"

„Strafe mich, erlauchter Fürst!" sprach gelassen der Heilige. „Du hast Recht: — ein Elender, ein Frevelhafter, — ein Sünder bin ich, der Schläge

und Züchtigung verdient. Hier nimm die Ruthe, — laß mich büßen!“

Ungestüm entriß ihm der Tribokker die Ruthe. Flink streifte St. Martin das Gewand ab und bot dem Ergrimmten zur Züchtigung den entblößten Rücken. Weit aus holte er zum Schlage. Allein der Streich fuhr nicht nieder. Eine unsichtbare Hand schien den Arm festzuhalten. Unbeweglich stand Vithimer, wie in Stein verwandelt, und sah aus stier blickenden Augen auf den Rücken des Diakons. Dort kreuzten sich rothe und blaue Male in vielen Linien und Strichen. An manchen Stellen war die Haut aufgeschlagen, verkrustetes Blut bedeckte bis hinab unter das Gewand den Körper.

Da fiel es wie Schuppen von den Augen des rasenden Germanen.

Er bäumte sich auf gegen den ersten Ruthenstreich, — und hier sah er einen Leib, viel schwächer, als den seinigen, den tägliche Geißelung abtödtete und dessen Dienstbarkeit unter die Zucht des Geistes erzwang.

Der Fürst taumelte zurück, wie von einem Rausche plötzlich ernüchtert. Die Ruthe entfiel ihm, seine Hand fuhr nach der Stirne.

„Mein Gott, — wo war ich?" rief er betroffen aus. „Mir träumte wüst! Ein Nebel der Hölle verdüsterte meine Sinne!"

Rasch trat er auf den Knieenden zu, ergriff dessen Hand und zog ihn empor.

„Vergieb, mein Freund!" bat er. „Gebrauche die Ruthe! Treibe mit kräftigen Schlägen den Geist der Bosheit aus mir hinaus. Ich begreife, — o ich begreife den Augenblick der Entscheidung! Entweder ein Christ, — oder ein bluträchender Heide, — ein mordsüchtiges Ungeheuer, — ein Barbar! Martin, bester Freund, — vorwärts, schlage mich zum Christen!"

„Gott sei Dank!" sprach der Heilige, und geißelte den Adeling, dessen Haupt und Nacken sich immer tiefer beugten, bis er, das Angesicht in beiden Händen verhüllend, ausgestreckt am Boden lag.

„Ein Wurm bin ich vor Dir, o Gott, und kein Mensch!" betete halblaut der Germane. „Erbarme Dich meiner, o Herr, — sei mir Hilfe und Stärke!"

Dann lag er unbeweglich, wie ein Todter. Was von Selbstgefühl und hochfahrendem Trotz in dem Teutonen herrschte, war unter den Streichen eingesunken. Eine zermalmende Erschütterung ging durch seine

Seele, er fühlte sich wie vernichtet und herabgestürzt von der stolzen Höhe des Adelings in einen Zustand des Nichts.

St. Martin verstand und würdigte die Empfindungen des Büßenden. Er kniete neben ihm und betete. Dann griff er zur Leyer und begann ein Vorspiel, dessen ernste und erhebende Weise in Vithimers Seele tröstend und versöhnend nachklang. Zum Saitenspiel gesellte sich des Heiligen Stimme, welcher tief bewegt sang:

„Aus den Tiefen, o Herr, rufe ich zu Dir, höre mich!
Laß merken Deine Ohren auf meines Flehens Stimme!
Wenn Du, o Herr, Unbilden achtest, wer mag vor Dir bestehen?
Doch Sühne ist bei Dir, und meine Seele baut auf Dich!
Von der Morgenwache bis zur Nacht vertrauen wir dem Herrn,
Weil Erbarmen ist bei Gott und Errettung."

Gesang und Spiel verklangen, und immer noch lag Vithimer auf seinem Angesicht. Jetzt erhob er sich. Er nahte dem Heiligen, ergriff dessen Hand und küßte sie.

„Mein Freund, mein Retter, wie danke ich Dir!" sprach er. „Für Sklaven die Peitsche, und ich war ein Sklave meiner Leidenschaften. Ich hätte wahrhaftig niemals geglaubt, daß so innig mit dem Wesen des Menschen die Bosheit verwachsen ist. —

Jetzt aber ist mir leicht! Ich fühle mich verwandelt und neugeboren."

Dann scherzte er in munterer Laune über das wilde Thier, von Martins Ruthe im verborgensten Versteck seines Herzens aufgescheucht.

„Hoffentlich haben wir nun sämmtliche Unholde vertrieben, — meinst Du nicht, Bruder Martin?"

„Den Letzten schwerlich," antwortete sanft der Diakon. „Mit Gottes Hilfe sollen jedoch alle Drachen, die kleinen und die großen, erschlagen werden. Unter allen Umständen will ich Dir ein treuer Kampfgenosse sein. Wir harren aus in Wehr und Waffen, bis der letzte Feind aus seiner Stellung hinausgeworfen."

Schon am folgenden Tage zeigte sich die Berechtigung des Zweifels an Vithimers erstrittene Selbstbeherrschung.

Indeß Martin seine „Schäfchen" unterwies, pflegte Vithimer eingehend jene Stoffe zu betrachten, welche ihm kurz zuvor der Diakon nahe gelegt. Heute erwog er den Spruch Jesu Christi: „Selig sind, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott anschauen." In genialer Auffassung hatte ihm St. Martin das „Gottanschauen" der reinen Herzen ge-

schildert, und zwar in so reizender, verlockender Weise, daß er auf der gewiesenen Bahn immer tiefer eindrang. Er fand an sich selber, daß Verstand und Wille in engster Beziehung stehen, daß Kopf und Herz sich gegenseitig im Erfassen der Dinge ergänzen und bestimmen. Reine Herzen betrachten alle Gegenstände, körperliche Erscheinungen und geistige Wahrheiten oder Unwahrheiten, mit ganz anderen Augen, als unreine Herzen. Der Blick des reinen Herzens sucht Gott auch in natürlichen Erscheinungsformen, findet überall den Schöpfer in der Schöpfung. Selbst die Spuren der Verwüstung unterscheidet er, welche Sünde und Fluch über die ursprüngliche Vollkommenheit der Gotteswerke verhängten. Noch bestimmter schaut Gott das reine Herz auf geistigen Gebieten, im Reiche des Wissens, des Glaubens und der Kunst. Ein geheimnißvoller Zug bestimmt die Erkenntniß des Reinen, er leitet über die gefährlichsten Klippen des Zweifels und des Unergründlichen zur klaren Anschauung der Wahrheit; denn Gott ist die Wahrheit. — Unreine Herzen hingegen sehen und erkennen Alles durch unreine und getrübte Augen. Die Unreinheit des Herzens bestimmt das Schauen des Geistes, und weil das Herz abgewendet ist von Gott, darum findet der

Verstand selten die Wahrheit. Den Juden ist das Evangelium deßhalb ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit, weil die Sehlinie der gemeinten Juden und Heiden durch unreine Herzen hindurchgeht und die Wahrheiten verschleiert und trübt. Bevor sich Vithimer strengen Bußübungen unterzogen und die Reinigung seines Herzens angestrebt, schaute er alle Verhältnisse seines Daseins in ganz anderen Beziehungen. Die Liebe zu Bissula war ihm der reizendste Inhalt seines Lebens, das höchste Glück. Jetzt erkannte er die Täuschungen und Verkehrtheit seines Strebens. Er bewegte traurig das Haupt über seine Thorheit und schrack zusammen bei dem Gedanken, an die Bosheit und die schauerlichen Folgen seiner Verirrung. An den Rand des Verderbens hatte ihn das befleckte Herz gestellt. Getrübt und falsch war sein Erkennen, ohnmächtig sein Wille, sein Geist ein Sklave der Leidenschaft. Mithin, schloß Vithimer, beginnt das Gottanschauen des reinen Herzens schon hienieden und findet seine Vollendung in der seligen Unmittelbarkeit des Jenseits.

Während er so, nach Martins Anleitung, in den Gegenstand sich vertiefte, nahte der Schulunterricht seinem Ende. Der Fürst vernahm, wie aus weiter

Ferne, den Schlußgesang der Kinder und ein kurzes Geräusch des Aufbruches. Da klang plötzlich eine helle, wohltönende Stimme in die eingetretene Stille. Er sah durch den Höhleneingang und schrack zusammen. In Mitte des Platzes, das Angesicht ihm zugewandt und vom Lichte der Morgensonne übergossen, stand Bissula. Eine unwillkührliche Eingebung drängte ihn, die Augen zu schließen, oder sich in einen Winkel der Höhle zurückzuziehen, wie vor einem Gegenstande, der ihm Gefahr bringe. Er blieb jedoch sitzen, den Blick fest auf sie gerichtet.

In strahlender Schönheit stand sie da, in der ganzen Macht ihres Zaubers. Und er empfand schmerzlich das Opfer seiner Entsagung, während eine matte Röthe sein Angesicht bedeckte. Und als sie jetzt seine Abwesenheit beklagte und ihre Liebe zu ihm bekannte, da ergriff ihn die heftigste Gemüthsbewegung.

„Warst Du lange nicht in Straßburg?" frug sie den Diakon.

„Vor sechs Tagen," antwortete Martin.

„Hast Du Vithimer gesehen?"

„Gesehen und gesprochen, erlauchte Fürstin!"

„Gedenkt er meiner noch?" frug sie und Vithimer las ängstliche Spannung in ihren Zügen.

„Er gedenkt Deiner und beklagt schmerzlich die Unmöglichkeit, Dich als Gattin heimführen zu können!“

„Auch ich gedenke seiner täglich, — stündlich, — jeden Augenblick,“ sprach sie, den Blick senkend. „Auch ich beklage sein Fernbleiben und ertrage es, wie eine Verbannung vom Theuersten. Ich liebe ihn, wie mein Leben, — ja, mehr als mein Leben! Vithimer, — o Vithimer, weßhalb meidest Du mich?“

„Dich meidet er nicht, — wohl aber die Schauerlichkeit Deines Ansinnens,“ antwortete St. Martin.

„Die Schauerlichkeit meines Ansinnens?“ wiederholte sie mit erwachendem Unmuth. „Was Ehre heischt und Sühnepflicht, fordere ich, — muß ich fordern. Mein Begehren mag schauerlich sein vor der Engbrüstigkeit Deines christlichen Glaubens, — nach urdeutschem Glauben zieren Preis und Ruhm den Bluträcher.“

„Du redest in Widersprüchen, edle Fürstin!“ sagte bescheiden der Diakon. „Du behauptest zwar, den Adeling zu lieben, drängst aber den Geliebten auf die Bahn des Verderbens.“

„Wage es nicht, an meiner Liebe zu zweifeln, deren Gluth Dein kaltes Christenherz gar nicht zu fassen vermag,“ rief sie heftig. — „Auf die Bahn

des Verderbens dränge ich ihn? Wo ist das Verderben? — Zeige es mir!"

„Habe die Gewogenheit, jene schrecklichen Dinge zu betrachten, die auf dem Wege der Blutrache liegen," antwortete St. Martin. „Vithimer soll wüthen gegen das Leben der Billing. Erschlagen soll er die ganze Sippe. Nicht rasten soll er, bis ein ganzes Geschlecht ausgerottet, der letzte Billing erschlagen ist. — O wie schauerlich!"

„O wie großartig, wie heldenkühn!" rief sie mit blitzenden Augen. „Die Walen gerächt, — todt alle Billing, — vertilgt die ganze Wolfsbrut, — herrlicher Gedanke! Was deutsche Mär von kühnen Recken meldet, von stolzen Adelingen, welche die Ehre feigem Leben vorgezogen, — erfüllte sich an meinem Geschlecht. Erschlagen sind alle Walen, blutgefärbt alle Schwerter, — doch rein ist die Ehre der Sippe."

„Ich begreife nicht, wie Morden und Würgen ehrenvoll sein können," sprach der Glaubensbote.

„Weil Du nicht deutsch denkst, nicht deutsch fühlst!" rief sie entgegen. „Du bist ein schwächlicher Christ, dem es graut vor schneidigen, nimmersatten Schwertern. Dem freien Germanen hingegen ist die

blutgetränkte Wahlstatt ein Feld der Ehre. Das friedfertige Christenthum ist eine Religion für waffenlose Sklaven, nicht aber für freie kriegslustige Männer."

„Du irrst, edle Fürstin! Das Christenthum fordert weit schwierigere Heldenthaten von seinen Gläubigen, wie ich Dir bei einer anderen Gelegenheit zeigte. Selbstüberwindung, sogar Feindesliebe soll der Christ üben. Wie klein steht ein Welteroberer neben Jenem, der sich selbst überwunden und glänzt durch Feindesliebe! Leicht ist es, Feinde zu hassen und niedrig, — Feinde lieben, ist groß."

Sie stieß ein kurzes Lachen hervor.

„Feinde zu lieben, ist läppisch und dumm!" rief sie. „Du hast ohne Zweifel Vithimer beredet, mein Verlangen abzuweisen, — nicht? Du hast ihn bestärkt, in christlichem Sinne zu handeln, — nicht? Rede, — sprich!"

„Ich habe ihm gerathen, Gott zu fürchten, den Bestrafer jeder Missethat," antwortete er. „Kein Mörder kann eingehen in das Reich Gottes, mithin auch kein Bluträcher. Dies habe ich dem Fürsten vorgestellt."

Sie stand hoch aufgerichtet und sah mit zornig funkelnden Augen auf ihn.

„Der Allmächtige hat die Menschen nicht erschaffen," fuhr der Heilige fort, „damit sich dieselben hassen, zerfleischen und morden. Gott will, daß sich die Menschen einander lieben, in Glück und Frieden zusammenleben. Endlosen Jammer, zahllose Verbrechen erzeugt die Blutrache. Ganze Geschlechter verschlingt sie. Auch Vithimer fände seinen Untergang auf dieser grausigen Bahn. Frühzeitiger Tod und ewiges Verderben wären sein Loos."

Sie kniff die Lippen zusammen und ballte die Fäuste.

„Ha, — falscher Christ, — ich merke, daß ich in Dir meinen ärgsten Feind beherberge! Du gehst nach Straßburg, Vithimer zu schrecken mit dem Zorne des Christengottes. Du schilderst mich als blutdürstige Heidin, als eine rechte Unholdin. Du raubst mir die Liebe des Fürsten. Ich hasse Dich! Gehe von hinnen!"

Sie wandte sich rasch und verschwand mit großen Schritten im Gehölze.

Der Heilige stand betroffen; denn er fürchtete, Bissulas Grimm möchte einen Blutbefehl gebären.

Er hob seine Blicke zum Himmel und empfahl sie der göttlichen Erbarmung. Hierauf betrat er die Höhle, wo er den Adeling in großer Aufregung fand.

„St. Paulus hat Recht: „Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle!“ rief ihm der Fürst entgegen. „Auf festen Füßen glaubte ich zu stehen, — gefeit gegen die Macht der Minne, — o ich Thor! Ihr Anblick genügte, meine ganze Festigkeit über den Haufen zu werfen. Vergebens waren Gebete, — Betrachtungen, — Fasten, — Kasteiungen, — Alles vergebens!“ rief er in wachsender Erregtheit. „Unüberwindlich, allzeit siegreich ist ihre Schönheit, — umsonst mein Sträuben! Hei, — wie sie da stand, so königlich groß, — so vollendet schön! Da stand im Lichte des holden Morgens, — mit leuchtenden Augen, — Liebe und Leben auf den blühenden Lippen, — die gesammte Natur aller Reize beraubend, sich zu schmücken: — da vergingen mir die Sinne! Da krachte alle Selbstbeherrschung zusammen, — entsetzt flüchtete die Entsagung! Ihr entsagen? — Himmel, — fordere nichts Unmögliches von mir!“

St. Martin sah mit dem Ausdrucke innigen Flehens auf den heftig Erregten.

„Mein Vithimer, fasse Dich!“ bat er. „Du bist

von Sinnen! Wo bleiben Deine guten Vorsätze, Deine Gelöbnisse vor Gott, Dein Kampfesmuth?"

„Alles fort, Alles hat ihr Anschauen verweht!" rief er entgegen. „Und als sie von Liebe sprach, von trauter Hingebung an ihren Vithimer, da versank der letzte Rest mühevoll erstrittener Fassung. Mächtiger als Tod und Leben ist die Liebe! Ich Thor vermeinte, in der Freiheit Glück zu finden und Ruhe, — nein, Glück und Befriedigung schafft nur — die Liebe!"

Von einem Strudel wilder Naturtriebe erfaßt, wurde der Adeling einige Minuten die Beute urdeutscher Leidenschaftlichkeit. Wie ein Wirbelsturm hatte ihn das entfesselte Sinnenleben überfallen und gezeigt, welcher Ausdauer und Wachsamkeit es bedürfe, angestammte Heftigkeit der Empfindungen zu beherrschen, schlummernde Naturgewalten zu bändigen.

Aber das ungezügelte urdeutsche Gemüth war wechselvoll und von keiner Beständigkeit. Auch hier folgte rasch dem Sturme überlegende Ruhe. Der Adeling sank auf einen Stein, stützte den Kopf in seine Hand und seufzte schwer. Neben ihn setzte sich der Heilige und versuchte, mit sanftem Zuspruch den Niedergedrückten aufzurichten.

„Ein tückischer Ueberfall war's, eine jähe Versuchung, mein Freund! Weise den Kleinmuth zurück. Unsere Feinde haben die letzten Kräfte zusammengerafft, Dein Heil in Frage zu stellen, Deine Gelöbnisse zu erschüttern. Sie vermochten es nicht; denn ohne Ueberlegung, im Getöse des Sturmes, hast Du geredet. Und Du säumest nicht, alles Sinnlose zu widerrufen, — nicht wahr, mein Vithimer?"

„Du hast Recht, — ich fühle es, — getobt und gerast habe ich, wie ein Sinnloser! Ja, — ich widerrufe Alles! — — Mein Gott, — wie schwach, wie unzuverläßig, wie kläglich ein Mensch ist! Wenn bei dieser Abspannung und Ermattung durch Fasten und Kasteiungen Bissulas Anblick schon genügt, in ein Schilfrohr mich zu verwandeln, das vom Sturme des Herzens gejagt wird, — was mag geschehen, wenn mich die starke Wehr geistlicher Zucht nicht mehr behütet? Wenn ich in den vollen Besitz meiner Körperkräfte wieder gelangt bin und das Blut die Adern schwellt? O mein Freund, — ich möchte verzagen!"

„Die Wehr geistlicher Zucht darf eben dem Menschen niemals fehlen," antwortete St. Martin. „Be-

tet und wachet," — hat der Heiland gesagt. Befolge diese göttliche Mahnung, fliehe die Gefahr und unerschüttert wirst Du stehen in Gottes Gnadenschutz. Auch die Lüge der Sinnlichkeit wird Dich ferner nicht hintergehen. Von Liebe hat Bissula gesprochen, — Täuschung! Diese gemeinte Liebe ist weiter nichts, als eine wechselvolle Stimmung, unbeständig und ohne höheren Gehalt. Glaube mir, beim ernsten Anlaß würde dieselbe Bissula, durch die Flatterhaftigkeit sinnlicher Neigungen verleitet, Dir sagen: „Ich verachte Dich!" Möge es Gott gefallen, die Untreue jenes Menschenherzens Dich erkennen zu lassen, das nur von Lüsternheit und Naturtrieben bestimmt wird."

Er stand auf, trat zu einer Nische und zog ein hölzernes Kreuz mit einem Christuskörper hervor, von Eustach mit vieler Kunstfertigkeit geschnitzt.

„Siehe, mein Freund, hier ist wahre Liebe!" fuhr der Heilige fort, auf den Gekreuzigten deutend. „Bis in den Tod hat er uns geliebt. Ihn bestimmte kein sinnlicher Reiz, keine Schönheit der Gestalt, — einzig unsere Rettung leitete ihn. Aus reinster Güte und göttlichem Erbarmen hat er uns geliebt. Aus Liebe ist er den bitteren Leidensweg gegangen, aus

Liebe hat er für uns gekämpft und wie ein streitbarer Held den Satan und die Welt überwunden, — unsere Feinde. Unerschöpflicher Born ewig treuer Liebe ist das Herz Jesu. O wie unendlich groß, wie opferbereit, wie göttlich liebevoll ist dieses Herz! Mein Freund, betrachte die Liebe unseres Heilandes, vertraue ihr und Du wirst gerettet werden. Wenn Alle Dich verlassen, Jesus verläßt Dich niemals. Bewahre ihm Treue, und seine Allmacht wird Dich schirmen in jeglicher Noth."

In solcher Weise, geistvoll und warm, redete St. Martin zu dem Germanen, bis Reueschmerz über das treulose Straucheln seine Brust erfüllte. Dann zog er sich tiefer in die Höhle zurück, sank in die Kniee, betete innig und nahm weder Speise, noch Trank den ganzen Tag.

Gegen Abend des folgenden Tages trat St. Martin mit einem ganz außerordentlichen Ansinnen vor den Fürsten.

„Bislang hast Du gestritten, wie ein Held, und Gott war mit Dir," hob er an. „Geistige Waffen hast Du geschwungen gegen die unheilvolle Macht der Leidenschaft. Abtödtungen und Entsagungen hast Du geübt, die Unabhängigkeit vom Niedrigen zu er=

kämpfen. Mich aber drängt es, mein herzlieber Freund, von Deinem Muthe den höchsten Preis der Selbstüberwindung zu fordern. Vermagst Du es, eines Gegenstandes Dich zu entäußern, den Sitte und Fürstenstolz gleichsam vergöttern, dann wird es Dir leicht, jede Gemüthsbewegung nach Gottes Willen zu ordnen.

Der Adeling betrachtete verwundert den feierlich ernsten Freund.

„Ich verstehe Dich nicht! Was meinst Du?“ frug er.

„Entsage der fürstlichen Hauptzierde, — werde körperlich ein Sklave, damit Du geistig frei werdest,“ antwortete St. Martin, eine Scheere hervorziehend.

„Die Haare willst Du mir abschneiden?“ rief entsetzt der Adeling. „Mensch, Du bist verrückt! Mich zum Sklaven scheeren, — zu einem Dinge des Spottes und Schimpfes? Nimmermehr!“

Diese Worte enthielten nicht sowohl einen überlegten Widerspruch, als eine unwillkürliche Aeußerung im Geiste urdeutscher Verhältnisse. Es war nämlich ein Vorrecht der Adelinge, frei herabwallende Haupthaare zu tragen. Mit Vorliebe und Sorgfalt wurden diese Merkmale fürstlichen Standes

bewahrt und gepflegt. Einem Adeling das Haupthaar scheeren, war ein unauslöschlicher Schimpf und gleichbedeutend mit Verlust der Freiheit und Herabwürdigung zum Sklaven.

Daher Vithimers Erstaunen und lebhafter Widerspruch.

„Mein erlauchter Freund," sprach ernst der Heilige, „wer den Schimpf der Welt verachtet um des Himmelreiches willen, der wird geistig stark. Lege Dein goldenes Fürstenhaar, den Stolz und die Ehre Deines Standes, entsagend nieder zu den Füßen des Herrn, und Du wirst Gnaden in Fülle erlangen."

Vithimer bewegte heftig das Haupt.

„Nein, das geht zu weit!" rief er. „Mich zum Sklaven erniedrigen lassen? Unmöglich!"

„Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden, — hat unser Herr Jesus gesagt," versetzte St. Martin. „Ueberlege, mein Freund, und bitte Gott um Erleuchtung und Verständniß über die Bedeutung des angesonnenen Opfers."

Bis zum späten Abend erwog der Adeling die Möglichkeit einer That, gegen die sein ganzes Wesen mit Heftigkeit sich sträubte. Wie eine unerhörte Schmach stand die Zumuthung vor ihm. Und wenn

er sich betrachtete mit geschorenem Sklavenkopf, dann brodelte Entrüstung in seinem Inneren gegen den Diakon.

„Offenbar überspannt!“ rief er aus. „Wozu diese Schande? Freilich, — natürlich, wenn ein Adeling dem Zeichen der Freiheit entsagt, zum Gespötte der Leute, ein Sklave wird, — dann hat er nichts mehr zu verlieren! Alles hat er weggeworfen. Selbstlos ist er geworden, rechtslos, ehrlos, kurz — ein Sklave. Hätte Bissula nur von Ferne eine solche Forderung gestellt, an deren Erfüllung sogar den Besitz ihrer Hand geknüpft, — ich würde sie verschmäht haben. Wider Freiheit und Mannesstolz darf ein Adeling niemals handeln. — — Nein, — nein, — das Ding ist ja gar nicht möglich!“

Dennoch wurde er den Gedanken nicht los, gegen sein wirkliches Heil dem Ansinnen zu widersprechen. Von Martins ganz ungewöhnlicher Persönlichkeit hatte er Beweise, von dessen hoher Weisheit und Heiligkeit war er überzeugt. Konnte solch ein Mann unnütze, eitle Forderungen stellen? Ein Opfer heischen, das nicht eingebildete, sondern wirkliche Ehre, oder sonst ein Gut schädigte? Durfte er annehmen, daß

Martins Zartgefühl und innige Freundschaft ihn auch nur beunruhigen könne durch zwecklose Zumuthungen?

Und was hatte der Glaubensbote aus ihm gemacht? Eine Beute der wildesten Leidenschaft war er gewesen, ein Spielball rasender Naturtriebe. Wie ein Wahnsinniger hätte er gefrevelt wider Gott und sein Heil. Stand er nicht schon im Begriffe, zur Befriedigung des umstrickten, bethörten Herzens, allen Gütern und geistigen Errungenschaften zu entsagen, welche christliche Gesittung ihm geboten? Verblendet und seiner nicht mächtig, wollte er Bissula umarmen im Abgrunde urdeutscher Barbarei und grausigen Herkommens. Da rettete den Verlorenen die geistliche Zucht und Leitung des Heiligen. Willenskraft gab er ihm zurück und Einsicht verlieh er ihm, das Verderbliche seiner Thorheit zu erkennen und das Nichtige seiner Liebesraserei.

„Es ist wahr, aus dem unbändigen Thiere, das nur den Trieben seiner Lüsternheit folgt, hat er einen denkenden Menschen gemacht,“ sprach er vor sich hin. „Untergegangen wäre ich, — er hat mich gerettet! Was er jetzt fordert, ist zwar das Härteste von Allem, — aber nothwendig; denn meine Füße stehen noch nicht auf dem Felsengrunde der Gottesfurcht

und Willenskraft, — dies hat mein klägliches Straucheln bei Bissulas Anschauen klar bewiesen. Ein Wackelmann bin ich noch, — Einer von jenen, die bei lieblicher Windstille die Hand auf die Brust legen und sich ihrer Tapferkeit rühmen. Braust aber ein Sturm der Versuchung heran, dann beweist ihr Benehmen, daß sie Schwächlinge und Tröpfe seien. Einer von diesen bin ich, — es liegt durchaus keine Demuth in diesem Geständnisse, die Erfahrung hat es ja bewiesen. — — Wie? Wäre es möglich? Sollte das Fällen meiner fürstlichen Hauptzierde in allen gefährlichen Lagen vor schmählicher Niederlage mich bewahren können?"

So stritt er unentschlossen, unfähig zu Gebeten und Betrachtungen, bis er gegen Mitternacht in Schlaf sank. Einige Stunden mochte er geruht haben. Da erwachte er plötzlich, wie von Geisterhand aus dem Schlummer gerüttelt. Er richtete sich empor und betrachtete verwundert die glänzend beleuchtete Höhle. Er verließ die Felskammer und warf einen Blick nach dem Höhleneingang. Dicke Finsterniß stand draußen, wie eine schwarze Mauer. Von außen kam nicht das wunderbare Leuchten. Aber aus dem Inneren des Berges schien ein Lichtstrom hervorzu-

brechen, welcher die Höhle mit einem Glanze erfüllte, der jenen der Sonne übertraf. Er schritt nach der Tiefe, den Grund des Leuchtens zu erforschen. Er wußte, daß Martin jeden Abend in entferntere Theile sich zurückzog und dort betete. Jetzt fand er den Diakon in einem Zustande, der ihm die Sinne verwirrte. Mehr schwebend, als knieend, mit emporgehobenen Händen, das Angesicht ihm zugewandt, erblickte er den Heiligen, wie einen strahlenden Lichtkörper. Licht waren seine Glieder und sein Gewand, und sein Angesicht glänzte in übernatürlicher Schönheit. Ein seliges Entzücken strahlte aus seinen Zügen, und die lichtvollen Augen waren die Boten unaussprechlichen Glückes.

Der Adeling stand, wie betäubt, vor der Erscheinung.

„Träume ich, — wache ich?" murmelte er vor sich hin. „Ist das Wirklichkeit, — Sinnestäuschung?"

Er rieb die Stirne, zwickte Arme und Hände, — die Erscheinung blieb.

In das Anschauen himmlischer Dinge versenkt, deren Eindrücke seine Züge wiederstrahlten, verharrte der Heilige im Glanze der Verklärung.

Der Adeling stand da und betrachtete das Wun-

der. Als sich jetzt ein zweiter Sinn zur Empfängniß für das Uebersinnliche erschloß, und lieblich duftende Wohlgerüche den Raum durchströmten, da erfaßte ihn plötzlich ein Grausen. Das Wehen der Ewigkeit schüttelte seinen Leib. Die zermalmende Wucht der göttlichen Gegenwart drückte ihn nieder. Er brach in die Kniee und stürzte hin auf sein Angesicht. So lag er geraume Zeit, in klarer Erkenntniß seines Nichts. Dann hörte er, wie aus weiter Ferne, den Heiligen flehend sprechen: „O mein Jesus, Du Urquell der Gnaden, erbarme Dich meines Bruders Vithimer! Verleihe dem Schwachen Kraft, alle Hindernisse zu überwinden und Dir anzugehören für Zeit und Ewigkeit. Und weil grenzenlos Dein Erbarmen ist, mein Jesus, und Deine Liebe ohne Maß, darum bitte ich für Bissula. Sende ihr Licht aus der Höhe und errette sie aus den Banden der Finsterniß mit allen Jenen, welche Du auserwählt."

Dem Flehen folgte Gewährung. Vithimer betrachtete im Geiste seine goldenen Haare und fand das Festhalten an einer Sitte überaus thöricht, wo es galt, dem Nichtigen zu entsagen, um das Ewige zu gewinnen.

Nach einer Weile erhob er sich. Der Lichtglanz

war verschwunden, Nacht erfüllte die Höhle. Tastend schlich er nach seiner Lagerstätte zurück, wo er das Geschaute lange überdachte, bis er neuerdings einschlief.

Am späten Morgen weckte ihn das Lärmen der Kinder, die sich spielend über den Platz trieben, der Heilige, wie ein Kind, mitten unter ihnen. Die Erholung der Kleinen verrieth sofort dem Fürsten, daß bereits die Schulzeit zur Hälfte abgelaufen und er weit in den Tag hinein geschlafen habe. Warum hatte ihn der Diakon beim Morgengrauen zur Betrachtung nicht geweckt, wie er zu thun pflegte?

Dann trat die wunderbare Erscheinung der Nacht vor ihn. Er saß da und rief jeden Umstand in sein Gedächtniß zurück.

„Wie doch Alles trügerisch auf Erden, — Schein und Täuschung!“ sprach er, nach einem langen Blick auf den Diakon. „Dort spielt er, wie ein Kind mit Kindern. Unsere Männer von Schwert und Speer würden das einfältig und läppisch nennen. Seinen zerschlagenen, von geflochtenen Geißelstricken verwundeten Rücken hab' ich gesehen, — das würde die Welt dumm und närrisch heißen, — einen Sklavenrücken, — eine Beschimpfung freier Männlichkeit. Und dennoch ist eben dieser Nämliche, welchen die

große Welt für einfältig, läppisch, dumm und sklavisch gesinnt hält, — dieser Nämliche ist ein riesenstarker, wundervoller Held; denn er hat den mächtigsten Feind überwunden, — sich selber. Also ist's Täuschung mit seiner Dummheit und Einfältigkeit. — Was hingegen vor der Welt groß und heldenmäßig erscheint, mag in Wirklichkeit recht erbärmlich, niedrig und schofel sein."

„O ihr gescheidten Menschen, — da seht Einen, der am Tage mit Kindern spielt und singt, und in der Nacht mit Gott verkehrt, — ein Cherubim an Lichtglanz und Schönheit!"

„Ja, ich will aufräumen im ganzen Reiche meines Selbst mit aller Hochschätzung vor den Urtheilen der Welt! Den Geschmack der Sitte will ich nicht höher achten, als die Richtung einer Wetterfahne, die sich dreht nach dem Winde. Langes Haar ist so eine Mode, so ein Merkmal, welches vor der Welt den freien Mann, den Fürsten, bezeichnet, — und doch war ich, trotz aller langen Haare, kein Freier, sondern ein zehnfach gebundener Sklave. Was es doch für eine große, dumme Lüge ist mit den langen Haaren! — — — Und dann mag eine Zeit kommen, welche die langen Haare der Männer für weibisch erklärt

und alle männlichen Träger derselben für Memmen. Geschorene Männerköpfe kommen zu Ehren und lange Haare in den Bann. Die weise Welt reitet ein anderes Steckenpferd guten Geschmackes, — das Steckenpferd bleibt aber immer ein geschnitztes Ding von Holz, ohne Leben und inneren Gehalt. Lange Haare machen einen fürstlichen Sklaven ebensowenig frei, wie kurze Haare eine Memme zum Helden. Der lange Rock macht keinen Geistlichen und die Rüstung keinen Krieger. Wohl aber kleidet sich der Held in Stahl und Erz, und der Geistliche in bescheidene Tracht. Verstand liegt darin, wenn sich der Geist entsprechende Formen wählt, — Unverstand ist's jedoch, wenn leere Formen als geistigen Gehalt und sittliche Kraft gelten sollen."

Er nahm einen Theil der lange herabwallenden Haarlocken von der Schulter und zog sie durch seine Hand.

„Eine hübsche goldene Fluth von Lügen!" fuhr er fort. „Wie viele möget ihr sein, — wer mag euch zählen? Je mehr, desto schlimmer; denn jede von euch log den Sklaven zum Freien, zum Fürsten. Ihr alle habt es gehalten mit dem großen Lügenmund der thörichten Welt, betrogen habt ihr mich seit Jahren, — dafür sollt ihr büßen."

„Wie abgeschmackt, sich von den eigenen Haaren Märchen aufbinden zu lassen! Ein Märchen war meine Freiheit, — hätte mich die Wahrheit nicht frei gemacht, heute noch glaubte ich das Märchen. Und was spricht die Wahrheit? Sklaven des Hasses sind Bluträcher, — Sklaven der Schwelgerei sind Trunkenbolde, — Sklaven thierischer Triebe sind Unzüchtige, — Sklaven des Besitzes sind Geizige und Habgierige, — Sklaven falscher Selbstliebe sind Hochmüthige, — Sklaven sinnlicher Neigungen sind Liebeswahnsinnige; — und dennoch wähnen Alle, frei zu sein, weil sie lange Haare tragen."

„O du blödsinnige Welt! Ein geborener Knecht bleibt jeder Mensch, bis er zum Lichte der Wahrheit kommt, seine Sklavenketten in diesem Lichte betrachtet und sich aufrafft, sittliche Freiheit zu erstreiten. Und die Welt darf sich keines Fünkchens ächter Wahrheit rühmen. Sie hat die Wahrheit nicht erforschen und nicht ergründen können, weil selbe von der Welt nicht ist. Ewig müßte die Welt im Finstern kreisen, ohne das strahlende Himmelslicht. Ewig fände die Welt die Wahrheit nicht, hätte das Licht in der Welt nicht geleuchtet, — das Licht aber bist Du, mein Herr und Gott, Jesus Christus, Du mein Heiland

und Erlöser! Treue will ich Dir halten im Leben und im Sterben. Deine Widersacher seien die meinigen. Wer nicht für Dich ist, der ist wider mich. Dies sei mein Gelöbniß, o Gott und Herr!"

„Und das Gewächs meines Hauptes widerspricht meinem Gelöbniß; denn es steht, wie eine täuschende Lüge zwischen Gott und mir. Hinweg mit der Lüge!"

Er trat zur Stelle, wo St. Martin verschiedene Dinge in Nischen und Spalten der Felswand geborgen hatte. Er suchte nach der Scheere und fand sie endlich.

„Sähen alle deutschen Adelinge mein jetziges Beginnen, sie würden mich für einen Narren halten. Und doch bin ich niemals gescheidter gewesen, als in diesem Augenblick; denn ich erkenne, daß weder Haut, noch Haare, Geist und Wesen des Menschen bilden. Diese Wahrheit soll die Scheere mir auf den Kopf schneiden."

Da fühlte er seine Hand festgehalten.

„Was beginnst Du, mein Vithimer?" frug St. Martin.

„Ich will die Lügen von meinem Kopfe scheeren!"

„Wurde Dir Einsicht und Kraft zur Selbstüberwindung?" rief freudig der Diakon.

„Jawohl, mein Freund! Vergangene Nacht war für mich ein großer, lichtglänzender Tag. Fort mit dem falschen Golde!"

„Gott sei Dank!" sprach der Heilige. „Gib mir die Scheere, — Du könntest Dich verletzen."

Der Diakon schnitt oberhalb des Nackens rund herum das wallende Haar hinweg. Vithimer betrachtete die Gefallenen zu seinen Füßen.

„Da liegen die Riesen fürstlichen Selbstbewußtseins, — Haare!" rief er in heiterer Laune. „Und ich bin der umgekehrte Samson. Stark war er in langen Haaren, — ich schwach in demselben Schmuck. Kraftlos wurde er durch den Verlust seiner Haare, — und ich bin frei und stark mit geschorenem Kopfe. — Aber, Martin," fuhr er fort, sich um das Haupt fühlend, „Du hast ja nur einen Theil abgeschnitten! Das Zeug ist noch viel zu lang."

„Das Nothwendige geschah, mein edler Freund! Kein Germane wird Dich für einen Adeling halten, bis die Haare wieder gewachsen sind."

„Was schon nach einigen Wochen geschehen sein mag," entgegnete der Fürst.

„In der Entsagung liegt Dein Sieg und Dein Verdienst, und Du hast entsagt. Das Uebrige ist gleichgültig," erwiederte St. Martin.

Und in der That, der Sieg war vollständig. Das gläubige Betrachten religiöser Wahrheiten und eine lange Reihe von Abtödtungen hatten Vithimers Wesen verwandelt. Er fühlte sich frei, heiter und lebensfroh, wie genesen von schwerer Krankheit. In warmen Worten dankte er wiederholt seinem Retter und schlug vor, den Schwarzwald zu verlassen, und im Lande der Tribokker das Christenthum fester zu begründen und weiter zu verbreiten. Der Heilige bewegte verneinend das Haupt.

„Warte ab!" sprach er.

In der Frühe des folgenden Morgens saßen Beide auf der Bank vor der Höhle, wie sie nach den ersten Betrachtungen und Gebeten täglich zu thun pflegten.

„Jüngst sprachen wir von der auffallenden Aehnlichkeit zwischen einigen urdeutschen und christlichen Religionswahrheiten," hob der Fürst an. „Der deutsche Heide kennt das jüngste Gericht, den Weltuntergang, Himmel, Hölle und ewige Vergeltung. Du hast damals gesagt, dies seien Reste einer Urreligion der

gesammten Menschheit. Alle heidnischen Völker, sagtest Du, besäßen solche gemeinsame Ueberreste einer göttlichen Uroffenbarung, nur seien dieselben mehr oder weniger überwuchert von mythischen Geweben und verschlammt durch die Strömungen der Zeit. Diese religiösen Gemeingüter aller Nationen, hast Du gesagt, beweisen zugleich deren Abstammung von einer Familie, welche im Laufe der Zeit zu einem großen Volke herangewachsen und sich später zerstreute über die ganze Erde. Als Erbtheil gemeinsamer Herkunft hätten sie Bruchstücke der Urreligion mit sich in die Fremde genommen und hievon spärlich gezehrt, bis unser Herr Jesus vom Himmel herniederstieg, die göttlichen Wahrheiten im vollen Lichte zu enthüllen."

„So ist es, mein Freund!" entgegnete St. Martin. „Eine weitere, höchst merkwürdige Uebereinstimmung aller Völker finden wir in der Mythe von der Nothwendigkeit eines göttlichen Opfers, die große Schuld zu sühnen, den Fluch auszutilgen, der lastet auf allem Irdischen. So ist die verheißene Menschwerdung des Sohnes Gottes gleichfalls ein bewahrtes Erbstück der Uroffenbarung. Du findest es bei allen Nationen. Die Germanen haben Siegfried oder

Sigurd. Siegfried ist göttlichen Geschlechtes, ein starker Held, edelsinnig und ohne Fehl. Er tödtet den Drachen, das schreckliche Ungethüm der Tiefe und Bosheit. Dann fällt Siegfried unschuldig durch Verrath und Tücke. In einer Höhle des Berges Geroldseck ruht Siegfried, bis Germanien, im Uebermaße des Elendes, seinen Erlöser zurückruft. — Bei den Griechen tödtet der göttliche Apollo die Schlange, das Thier der List und Bosheit. Apollo stirbt an empfangenen Wunden und steigt hinab zur Unterwelt, bevor er seinen Sitz im Himmel einnimmt. — Bei den Indiern besiegt der Held Krischna den höllischen Wurm, und auch er stirbt, von einem tückischen Pfeile durchbohrt. Allein Krischna wird später in vollem Glanze der Siegesherrlichkeit auferstehen, um die Laster der Menschen zu bekämpfen und das eiserne Zeitalter zu schließen. — In gleicher Bedeutung finden wir bei den Persern Roustem, dann Jason, Kadmus, Herkules, — überall den Kampf des Helden, der strahlenden Lichtgestalt, mit dem Drachen, dem Symbole der Finsterniß. — So ist es bei allen hervorragenden Stämmen und Völkern. Siegende Helden, Retter und Befreier, jedoch untergehend durch Verrath, Tücke und Neid. — — Ent-

halten nicht alle diese Mythen Anklänge an die Menschwerdung, an das Leiden, Sterben, Siegen und Auferstehen des Sohnes Gottes? Bei allen Nationen kehrt ein und derselbe Gedanke wieder: — Versöhnung des menschlichen Verhängnisses, Sühne einer alten Erbschuld durch ein göttliches Opfer. Wie erklärt sich dieses Bewußtsein aller Völker von dem göttlichen, Schlangen und Drachen bezwingenden Helden? Einzig durch den Umstand, daß Gott unseren Stammeltern den künftigen Erlöser verheißen hat, vielleicht in bestimmteren Ausdrücken, als sie Moses niedergeschrieben. Bei der Zerstreuung nahmen die Völker diese Uroffenbarung mit und bewahrten dieselbe in Formen, welche der Stufe ihrer Bildung und Entwickelung entsprachen."

„Deine Erklärung ist treffend," versetzte der Adeling. „Dies war es aber nicht, was ich sagen wollte. Die Germanen mögen immerhin einzelne Perlen der Uroffenbarung bewahren, — das Ganze der religiösen Anschauung bleibt doch eine Wüste, überwuchert vom Gestrüpp der Lüge und heidnischen Wahnes. Und wie Religion und Götter, so Leben und Sitten der Deutschen: — roh, blutdürstig, rachgierig, geistig, träge. Wird es dem Christenthum jemals gelingen,

die wilden Barbaren zu zähmen? Urdeutsche Zügellosigkeit und Starrköpfigkeit zu beugen unter das veredelnde Joch der Lehren Jesu Christi? Ich zweifle! Welche ungeheuere Anstrengung kostete es mich, den Heiden zu bändigen, der rasenden Leidenschaft Herr zu werden, den Drachen ungestümer Naturtriebe zu tödten? Ohne Deinen Beistand wäre dies niemals gelungen. Ich wäre elend untergegangen. Was mir aber unmöglich gewesen, der ich doch ein Getaufter bin, ein Adeling, der Italien und Rom gesehen, der mit gesitteten Menschen verkehrte, — wie sollte dies der wilden Masse möglich sein?"

„Deßhalb sei beruhigt, mein Freund!" antwortete St. Martin. „Gottes Weltleitung gelangt sicher zum Ziele ihrer Plane. — Dein guter Wille hat sich den strengsten Bußübungen unterworfen. Du hast heldenmüthig einen Standpunkt in kurzer Frist erstritten, den Völker im Ringen von Jahrhunderten einnehmen werden. Die Geißel der Zucht hast Du freiwillig geschwungen über zügellose Neigungen, — und Gott schwingt dieselbe Geißel über Völkern, bis sie zum Bewußtsein ihrer Abwege gelangen. Wenn die deutschen Stämme vom Boden ihrer Heimath verdrängt werden, wenn sie irren in der Fremde, unstät

und flüchtig, wenn blutige Kriege ihre Kraft zermalmen, Hunger und Elend, Pest und Tod sie schlagen, — dann wird der Heidentrotz mürbe und ihr Geist empfänglich, Jenen aufzunehmen, welcher ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, Jesus Christus, den Heiland der Welt."

Der Fürst saß schweigend und überdachte das Vernommene.

„Du siehest weit!" sprach er.

Die Gebüsche rauschten. Ein silberner Stirnreif blitzt in der Sonne.

„Bissula kommt! Ziehe Dich zurück!" mahnte der Diakon.

Der Adeling verschwand in der Höhle.

Stolz trat sie heran, Martins freundlichen Gruß mit einem leichten Nicken des Hauptes erwiedernd.

„Ich hieß Dich von hinnen gehen," hob sie an, „und verstieß im Zorne wider Sitte und Gastrecht. Ich nehme zurück, was ich gesprochen, und wollte dies persönlich thun, nicht durch einen Boten. Mich wurmte es vier Tage lang in der Seele, einen Mann gekränkt zu haben, der aus Wohlwollen für die Walen hieher kam, — wenn auch dieses Wohlwollen unnütz und fruchtlos bleiben muß. Immerhin! Die

Walen haben Dich aufgenommen, sind Dir verpflichtet durch das Gastrecht. Ich wünsche, Du mögest meine harten Worte vergessen. Bleibe hier, so lange es Dir gefällt."

„Dank für Deine Güte, edle Fürstin!" sagte der Diakon. „Ich weile nicht hier in träger Ruhe, wie Du weißt. „Lasset die Kleinen zu mir kommen; denn ihrer ist das Himmelreich," hat der Herr Jesus Christus gesagt. Dieser Mahnung Gottes gehorchend, möchte ich die lieben Kinder ihrem himmlischen Vater zuführen. Die Meisten von ihnen sind reif zum Empfange der heiligen Taufe. Bei der gegenwärtigen Erbitterung mancher Sueven, möchte ich jedoch diese erhabene Handlung bis zu einer gelegeneren Zeit verschieben. Deßhalb bitte ich, meine Gegenwart noch eine kurze Weile zu ertragen."

„Wahr, — Manche zürnen Dir und planen Dein Verderben," entgegnete sie. „Andere bewundern Deine Person, die Strenge Deiner Lebensweise, die Früchte Deiner Aussaat. Ich selber muß Deine Geschicklichkeit anstaunen, aus argen Wildfängen in so knapper Frist gar liebe Kinder gebildet zu haben. Die Kleinen Deiner Zucht sind gar liebenswürdige Geschöpfe. Wiederholt habe ich ihr Thun und Trei-

ben beobachtet und gefunden, daß sie neben der übrigen Jugend sich bewegen, wie sanfte Tauben neben Falken und Geiern. Auch die Eltern merken diesen ganz außerordentlichen Unterschied. Sie rühmen den Gehorsam und die heitere Unschuld Deiner Zöglinge, und halten Dich auch aus diesem Grunde für einen großen Zauberer."

„Gottes Gnade und der sittigende Geist des Christenthums, nicht meine Kunst, haben diese glänzende Erfolge erzielt," versetzte bescheiden St. Martin. „Möchten doch alle Sueven dem Lichte der Wahrheit die Herzen öffnen, damit auch sie Theil nehmen am Segen der Heilsbotschaft."

Sie bewegte abwehrend das Haupt.

„Suevischer Boden ist nicht empfänglich zur Aufnahme christlicher Lehren," sprach sie. „Wir halten fest am Glauben der Väter. — Ich selber hasse das Christenthum; denn es hat mir Vithimers Minne geraubt."

„Du täuschest Dich, erlauchte Fürstin! Der Heide Vithimer könnte Dich so wahr und innig niemals lieben, als der Christ Vithimer dies vermag und in Wirklichkeit thut."

„Woher weißt Du dies?" frug sie hastig.

„Von dem Fürsten selber.“

„Wann hast Du ihn zum letzten Male gesprochen?“

St. Martin stand betroffen bei der Frage. Ohne die Gegenwart des Verborgenen zu verrathen, konnte er dieselbe nicht beantworten. Und auch nicht den mindesten Verstoß gegen die Wahrheit wollte der Heilige begehen.

Sie gewahrte die Verlegenheit des Diakons und wurde aufmerksam.

„Nun, — weßhalb antwortest Du nicht? Nochmals: — wann hast Du den Adeling Vithimer zum letzten Male gesehen?“

„Heute!“

„Heute?“ wiederholte sie, im höchsten Grade erstaunt. „Heute? Und wo?“

„Hier!“

Noch stand sie sprachlos vor Staunen, da trat Vithimer unter den Eingang der Höhle.

„Bissula, — sei gegrüßt!“ redete er sie an. „Dein Wiedersehen freut mich und gibt mir Gelegenheit, Dir zu versichern, daß ich die Behauptung des ehrwürdigen Diakons Martin, bezüglich meiner Gesinnung gegen Dich, nur bestätigen kann. Der Christ

Vithimer liebt Dich weit inniger und wahrer, als der Heide Vithimer dies vermöchte."

Sie stand da, keines Wortes fähig, aus weit geöffneten Augen den Fürsten betrachtend. Das blühende, schwellende Leben war dahin, und diese hagere Ascetengestalt hatte kaum eine Aehnlichkeit mit dem von Jugendkraft strotzenden Adeling. Auch die leidenschaftlose heitere Ruhe seines Angesichtes, die Klarheit seines Blickes, den Frieden seiner Züge gewahrte sie. Und eine Hoheit umfing sein Wesen, das sie geisterhaft anwehte.

„Bist Du wirklich Vithimer?" brachte sie mühsam hervor.

„Ich bin es!" antwortete er lächelnd. „Stoße Dich an meiner körperlichen Verwandlung nicht, — noch lange kein erschöpfender Ausdruck innerer Vorgänge."

Sie begriff nicht seine Rede, gewahrte die abgeschnittenen Haare, und jetzt mischte sich stolze Verachtung in die Empfindungen des Erstaunens. Vithimer entging diese Regung nicht. Allein die Wahrnehmung ließ ihn ruhig. Was ihn früher zur Verzweiflung würde gebracht haben, ertrug er jetzt mit Ergebung.

„Welche Todtkrankheit entstellte Dich? Was gab dem Adeling die Gestalt eines Sklaven?“ frug sie.

„Nicht die Folgen einer Krankheit, sondern eines gewaltigen Ringens, verkündet Dir mein Aeußeres,“ antwortete der Fürst. „Deine bekannte Bedingung hatte mich vor die Wahl gestellt, ‚Dich zu besitzen, aber meinen Glauben und mein ewiges Heil zu verlieren, — oder Dir zu entsagen, meinem Gott aber Treue zu bewahren und meine Seele zu retten. Dir zu entsagen, überstieg meine Kräfte. Deine Macht über mich und die wilde Leidenschaft meines Herzens hätten mich unfehlbar zeitlichem Elende und dem ewigen Verderben überliefert. Deßhalb trat ich in den Kampf mit meinen Todtfeinden. Ich betete, fastete, tödtete durch strenge Bußübungen die Nattern in meiner Brust, und siegte endlich durch Gottes allmächtigen Beistand. Körperlich wurde ich zwar ein Sklave, nach germanischen Begriffen, — geistig aber ein Freier. — — Bissula,“ fügte er sanft bei, „blicke nicht finster! Nichts vergab ich der Fürstenwürde, — im Gegentheil! Ein Fürst, der sich selbst überwindet, hat seinen Stand geadelt, die Freiheit der Geburt gekrönt durch die Freiheit des Geistes. — — Bissula, ich bitte, steige empor aus der Nacht des

Heidenthums in das Licht christlicher Wahrheit, und ich will Dir ein treuer, liebender Gefährte sein für das Leben!“

Sie aber trat zurück und maß ihn mit Blicken der Geringschätzung.

„Jenen Vithimer,“ sprach sie, „wie ich ihn kannte, — jenen stattlichen, kühnen Recken, liebte ich, — ja! Dich aber, ein Gerippe mit einem Sklavenkopf, kann ich nur verachten,“ schloß sie scharf, wandte sich ab und verschwand mit heftigen Schritten.

Der christliche Held sah der Enteilenden nach. Ein flüchtiger Schmerz glitt über sein Gesicht, und jetzt blickte er mit einem wehmüthigen Lächeln auf den Heiligen.

„Du hattest wahr gesprochen, mein Freund!“ sagte er. „Sinnliche Liebe ist wechselvoll, unzuverlässig und nichtig. Bissula hatte niemals mehr Ursache, mich zu lieben, als jetzt. Sie verachtet mich! — Nun, wer Gottes Liebe und den Frieden der Seele gefunden, mag über den Verlust menschlicher Neigung sich trösten.“

Am Asenstein.

Der Tribokkerfürst verweilte noch kurze Zeit bei St. Martin, den er verehrte, wie einen Heiligen, und liebte, wie einen Busenfreund. Dann kehrte er nach Hause zurück.

Wenige Tage nach Vithimers Heimkehr, durchflog eine Kunde das Thal, die alle Sueven in nicht geringe Aufregung versetzte. Ein bluträchender Billing hatte Hermanreich, den letzten Walen, mit einem Pfeil erschossen.

Selbst an diesen rauhen Gemüthern, denen Blutvergießen Lust, Mord eine Bedingung himmlischer Freuden und Blutrache Pflicht und Ehrensache waren, ging das tragische Erlöschen der Walen nicht ohne Eindruck vorüber.

Seit alter Zeit begleitete dieses Fürstengeschlecht, mit wenigen Unterbrechungen, Würde und Amt des Gaukönigs. Hiezu war es, wie kein anderes Adelingsgeschlecht, durch seine Hausmacht, die opferwil=

lige Sinnesart für das Gemeinwohl, sowie durch Tapferkeit befähigt und durch freie Wahl der Gaugenossen gerne dazu berufen. Noch vor wenigen Jahren umgab den greisen Viderich eine Reihe kräftiger Söhne, hoffnungsvoll blühte die Sippe. Nun waren sie Alle dem schauerlichen Loose einer barbarischen Sitte verfallen. Oede trauerte die Königsburg, und der Schlachtenkeil der Sueven hatte die schärfste Spitze verloren.

So enge war die Sippe der Walen mit dem Gau verwachsen, daß deren Untergang, wie eine folgenschwere Schädigung des öffentlichen Wohles, empfunden wurde. Daher allgemeine Trauer und laute Klagen, erhöht durch Erinnerungen an mannigfache Verdienste und gemeinnützige Unternehmungen der Adelinge.

Nicht im Kampfe gegen Stammesfeinde waren sie gefallen, sondern einem tückischen Würgen erlegen, hingemordet durch die Hand der eigenen Gaugenossen. Und dennoch erhoben sich die Sueven nicht zu dem Bewußtsein der Gemeinschädlichkeit und Verderblichkeit der Blutrache; so innig können selbst unmenschliche Gebräuche mit der Denkweise der Menschen verwachsen.

Bis zu den Chatten war die Kunde mit Blitzesschnelligkeit gedrungen. Fraomar, der kriegerische und beutelustige Herzog, erschien mit einigen Frilingen seiner Gefolgschaft in der Walenburg, vorgeblich aus Theilnahme für Bissulas Unglück. Er fand sie bei der Leiche des Bruders sitzend, thränenlos und starr, wie ein Steinbild. Der Anrede Fraomars schenkte sie nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Sie schien die Gegenwart der Chatten gar nicht zu bemerken, versenkt und begraben in einem Abgrunde des Jammers. Selten erwachte sie aus diesem Zustande, dann funkelten wild ihre Augen und sie stieß heftige Worte aus.

„Todt sind alle Schwertwalen, — Rache!“ rief sie. „Wer soll rächen? O Schmach, — ungesühnt ging der letzte Wale nach Walhalla!“

Dann folgte regelmäßig eine Anklage gegen Vithimer, dessen Person sie immer noch mit ihren Racheplänen verflocht.

„Vithimer, — wehe Dir, — Ungetreuer, — Du Feiger!“ rief sie im Tone bitteren Wehes. „Dir hatte mein Herz die Ehre der Sühne zugedacht! Verschmäht hast Du beide, — mein Herz und meine Ehre! O Vithimer!“

Von diesen Ausbrüchen erzählte der Seneschalk dem Herzoge in der Halle, wo die Gäste reichlich bewirthet wurden.

„Sonderbar ist's doch," sprach Fraomar, „daß Vithimer eine gar so hübsche, minnigliche und reiche Maid verschmäht! Wie kommt dies?"

„So viel ich weiß," antwortete der Seneschalk, „will der Tribokkerfürst in die Reihe der Bluträcher nicht eintreten, was er thun müßte, nähme er meine Herrin zum Weibe."

„Hm, — was der christliche Tribokker nicht darf, unternimmt gerne ein Anderer," sagte Fraomar mit listigem Blinzeln der Augen. „Mir machte es Vergnügen, sämmtliche Billing todtzuschlagen, wenn es Bissula gefiele, mein Weib zu werden. Habe zwar schon drei Frauen, — warum sollte ich dazu nicht eine vierte nehmen? Du kannst zur gelegenen Stunde Deiner Herrin meine Worte melden und ihr sagen, daß ich der Schönsten aller Frauen mit herzoglicher Minne ergeben sei."

Dann erhob sich der Chattenhäuptling und ritt spähend durch das Thal; denn nicht Theilnahme für Bissulas Geschick war der eigentliche Zweck seines Kommens, sondern die Absicht, für den geplanten und

nahe gerückten Raubzug die Verhältnisse auszukundschaften. Er besuchte einige Frilinge, beklagte mit ihnen den Untergang der Walen und vergaß nicht, die Sueven seiner freundlichen Gesinnung zu versichern.

„Alles steht vortrefflich!“ sprach der Herzog bei der Heimkehr. „Die Aernte ist reich und bald reif, — dann mögen die guten Suevensklaven dieselbe einthun — für uns. Noch reicher ist der Viehstand, — und welche Menge von Gänsen! Die armen Chatten, unsere tapferen Streitgenossen, mögen sich der fetten Beute freuen, — und auch der sicheren Beute; denn die Gänsesueven ahnen nichts von dem Ueberfall.“

„Heiß wird's aber doch hergehen,“ sagte Bär. „Die Hundertschaft ist stark und zählt viele streitbare Männer.“

„Je heißer, desto besser!“ rief der kriegerische Herzog, peitschte sein Pferd und der Troß verschwand in der Nacht des Waldes.

Zur ersten Trauerkunde gesellte sich plötzlich eine zweite. Bissula, hieß es, habe dem Leben entsagt und sei entschlossen, vom Asenstein nach Walhalla zu reisen.

Diese Nachricht versetzte die Frauenwelt in ungeheuere Aufregung.

Nach urdeutschen Begriffen und Anschauungen enthielt zwar die Kunde gerade nichts Außerordentliches. Selbstmorde und freiwillige Reisen nach Walhalla gehörten zum Gewöhnlichen. Aber Bissulas Ansehen und Lebensstellung erweckten allgemeine Theilnahme. Die Frauen liefen zusammen, besprachen die Neuigkeit und verbrämten dieselbe mit vielen Zuthaten. Als eine Suevin versicherte, Bissula sei bereits nach dem Asenstein aufgebrochen, lockte das Schauspiel die neugierigen Weiber nach dem bezeichneten Orte. Mit großem Geschrei eilten sie durch das Thal, und jeden Augenblick wuchs der Schwarm.

Der Asenstein bildete den Abschluß eines Berges, der in das Thal hereinlief. Asenstein wurde der Fels genannt, weil er den Asen oder Göttern heilig und die gewöhnliche Stätte ihrer Zusammenkünfte war.

In der That entsprach das riesige Gestein den Vorstellungen, welche die Germanen von den Göttern hatten. Aus dem Berge hervortretend und mit dessen Grat in gleicher Linie verbunden, stürzte der Fels jählings in einer Höhe von einigen Hundert

Fuß ab. Die lebensmüden Walhallareisenden pflegten den Berg zu ersteigen und dessen Rücken zu folgen, bis zur äußersten Spitze des Felsens. Dort pflegten sie ein Gebet zu verrichten und dann in die Tiefe hinabzustürzen. Daher Blutspuren und abgerissene Theile menschlicher Leiber, welche an den Riffen des Asenstein hingen, — unheimliche Zeugen einer schauerlichen Sitte.

Selbstentleibung bildet bekanntlich einen Charakterzug des gesammten Heidenthums. Nicht allein feingebildete Griechen und Römer zerstörten das irdische Dasein, auch die nordischen Barbaren folgten diesem Drange. Unglück, Verarmung, selbst geringe Anlässe erfüllten mit Lebensüberdruß, und der religiöse Glaube förderte die Unsitte. Wer das eigene Blut vergoß, gelangte ebenso gewiß nach Walhalla, wie jener, der im Kampfe fiel durch Feindeshand. Lebensüberdruß stellt sich aber bei Menschen leicht ein, die keinen inneren geistigen Halt und keine Widerstandskraft besitzen gegen herbe Schläge des Erdendaseins [1]).

Auch diesen Feind der menschlichen Gesellschaft bekämpfte das Christenthum mit Erfolg. Es lehrte,

1) Simrock, S. 518.

mit Ergebung das Leben ertragen, dessen Wechselfälle und Prüfungen als Nothwendigkeiten und Folgen der Sünde betrachten und des göttlichen Fluches, der auf allem Irdischen ruht. Dem Christen wurde das Leben eine Rennbahn, in der bei jedem Schritte neue Feinde zu bestehen sind; aber am Ende der Rennbahn harrt des Siegers ein Preis ewigen Lohnes. Christus selbst erscheint in dieser Rennbahn des Erdenlebens, als kämpfender und siegender Held, und mit ihm seine Mutter, seine Apostel und Heiligen. Keiner von allen Gekrönten des Himmels war hienieden auf Rosen gebettet. Sie alle rangen mit Leiden und Widerwärtigkeiten bis in den Tod. Daher jener leitende Ausspruch des Apostels: „Wenn wir mit Christus leiden, werden wir mit Christus verherrlicht werden."

Nach christlicher Anschauung bildeten sonach Leiden keineswegs Anlässe zur Selbstentleibung, — im Gegentheil, sie wurden die Grundbedingung einstiger Verherrlichung und gehörten zur richtigen Lösung der Lebensaufgabe. Deßhalb waren Selbstmorde im gläubigen Mittelalter höchst selten und so wunderliche Erscheinungen, daß ein solcher Fall von den

Chronisten als etwas ganz Unerhörtes verzeichnet wurde.

Kaum beginnt aber der Geist des Christenthums in den Herzen zu ermatten und ein modernes Heidenthum seine verhängnißvolle Herrschaft auszubreiten, so lebt die frevelhafte Sitte des Selbstmordes wieder auf. Man nennt dies gedankenlos „freie Selbstbestimmung,“ — in Wirklichkeit aber ist Selbstentleibung eine That der Feigheit und sittlicher Verderbtheit.

Wer sich glaubenslos abwendet vom Leben in Christus, dem Gekreuzigten, verliert den inneren Halt, entsagt der Erhabenheit menschlicher Bestimmung und verfällt geistig und leiblich dem Tode. —

Noch ein Umstand machte die Umgebung des Asensteines schauerlich. Wie schon bemerkt, huldigten auch die Germanen, wie alle heidnischen Völker, der unnatürlichen Grausamkeit, jene Säuglinge zu tödten, die ihnen nicht gefielen. Gebeine und halbverweste Leichen dieser Kleinen lagen um den Fuß des Felsens, oder hingen in dessen Spalten, indem sie von den Müttern von der Höhe hinabgeworfen wurden.

Die Freifrauen Walenheims standen im Thal

vor dem Asenstein und schauten erwartungsvoll nach der Höhe. Auch hier offenbarte sich ein düsterer Zug des menschlichen Herzens. Eben noch hatten die Weiber Theilnahme und Beileid geäußert über Bissulas hartes Schicksal; — jetzt murrten sie über das Zaudern der Selbstmörderin und fürchteten, um den Genuß eines interessanten Schauspieles zu kommen.

„Wo bleibt sie nur?" rief eine gaffende Riesin. „Was meint ihr, — sollte Bissula die Reise nach Walhalla aufgegeben haben?"

„Nein, — nein!" riefen alle im Tone von Menschen, die an den Verlust eines ersehnten Vergnügens nicht glauben wollen. „Sie kommt sicher! Bald seht ihr sie auf der Felsspitze."

„Hier fällt sie nieder!" versicherte eine Andere, nach einem Punkte am Boden deutend. „Zwölf hab' ich schon herabspringen gesehen, und Alle fielen da nieder. Seht ihr dort oben die weit hervorspringende Zacke? Das ist ein Zahn des Bergriesen Gilling, den ihm die Kobolde ausgerissen, da er schlief, und dort hineingesteckt haben."

„Ja, — ja, — wir sehen ihn!" riefen die Weiber. „Was doch so ein Riese für Zähne hat!"

„Nun also," fuhr das Weib fort, „zuerst stürzen

sie mit den Köpfen auf den Riesenzahn, — und ihr sollt sehen, wie der Kopf in Scherben geht, — wie Gehirn und Blut umherspritzen! Guckt nur, — die schwarzen Striefen und Placken um den Zahn sind eingetrocknetes Blut der Walhallareisenden. Horcht nur weiter, — horcht! Hat ihnen Gillings Zahn den Kopf zermalmt, dann stürzen sie dort auf die schwarze Kante, welche aussieht, wie Odins Schwert. Und ihr sollt euch wundern, wie das Schwert die Leiber zerschneidet! In zwei, drei, vier Stücken fliegen sie herab und sind nichts, als blutige Klumpen. — Hübsch ist's, — gar hübsch, — fast so hübsch, wie eine Walhallareise vom Scheiterhaufen."

„Käme sie doch! Wann kommt sie nur?" riefen die Schaulustigen. „Eine Königstochter haben wir noch nicht vom Asenstein springen gesehen."

Die Barbarenweiber harrten vergebens. Bissula kam nicht.

Dafür bot sich ihnen ein anderes, nicht minder genußreiches Schauspiel.

Das Thal herab schallte fernes Schreien und Lärmen, dazwischen knallten Peitschen, und ein Heulen verzweifelten Schmerzes gellte durch den Wald. Dieses Gemisch von Lauten bildete zusammen ein ver-

worrenes Getöse, das in wechselndem Echo an den Bergwänden hinzog.

Die Weiber am Fuße des Asensteins waren in den Weg herabgeeilt und standen lauschend.

„Was mag dies sein? — Meint man nicht, der wilde Jäger treibe durch das Thal?“ sprachen sie.

Das Getöse kam näher und näher. Ein Schwarm laufender Frauen wurde sichtbar. Sie rannten den Weg herab, Ruthen schwingend, kreischend, mit fliegenden Haaren.

„Es wird Eine getrieben! Eine Ehebrecherin!“ riefen die Weiber am Asenstein. „Stöcke, — Stöcke! Wir halten mit!“

Und Alle bewaffneten sich in eiliger Hast mit Ruthen und Prügeln, wie ihnen gerade das Holz unter die Hände kam.

Der laufende Weibertrupp war dem Asenstein auf einige hundert Schritte nahe gekommen. An der Spitze des Haufens rannte eine Frau mit abgeschnittenen Haaren, entkleidet bis zum Gürtel. Wie Furien jagten die Suevinen hinter ihr her, trieben sie mit Stockstreichen und Messerstichen vorwärts, und betäubten die Weherufe der Mißhandelten durch ein wüstes Geheul. Der Leib der Unglücklichen war mit

Wunden und Striemen bedeckt, das Blut floß ihr vom Kopfe bis zu den Füßen. Abgehetzt und ermattet, wie sie war, drohte die Zerschlagene und Zerstochene jeden Augenblick zusammen zu brechen. Aber die Ruthenstreiche und die Stiche kleiner Messer trieben sie mit dem Aufgebote ihrer letzten Kräfte vorwärts. Unmittelbar hinter ihr lief ein grimmig blickender Mann, mit der Peitsche knallend und die Geißel zuweilen mit sausenden Hieben über der Gehetzten schwingend.

Dieses unmenschliche Schauspiel entsprang jener urdeutschen Sitte, ertappte Ehebrecherinen in grausamer Weise zu tödten. Der Mann schnitt ihr die Haare vom Haupte, riß ihr die Kleider vom Leibe, und dann wurde die Elende von Weibern mit Stöcken und Messern so lange von Weiler zu Weiler getrieben, bis sie todt am Wege hinsank[1]).

Indem Tacitus von diesem germanischen Brauche berichtet, versucht er, eine barbarische Sitte, im Gegensatze zur straflosen Unsittlichkeit der gebildeten Heidenwelt, als preiswürdige Strenge gegen verletzte Keuschheit darzustellen. „Die Tugend preiszugeben, findet keine Verzeihung,“ sagt er. „Da lacht Nie-

1) Tacitus, Germ. XIX. — Ozanam, S. 158.

mand über das Laster, und Böses aussäen oder annehmen, heißt man nicht, mit dem Zeitgeiste fortschreiten."

Die Absicht des römischen Geschichtschreibers geht augenscheinlich dahin, dem Verderbniß der feinen, gebildeten Gesellschaft die Sittenzucht der Barbaren als beschämendes Spiegelbild vorzuhalten. Der Werth dieses Vorhaltes ist fraglich; denn Grausamkeit schändet die Menschenwürde ebenso, wie Unzucht.

Zudem entsprang die Mißhandlung germanischer Ehebrecherinen keineswegs der Sittenstrenge und Hochschätzung der Keuschheit. Vielweiberei war dem freien Deutschen gestattet. Er verletzte die germanische Keuschheit nicht, durch vertrauten Umgang mit einer ganzen Reihe von Sklavinen. Von der Hoheit christlicher Reinheit hatten die Teutonen keine Ahnung, und die vielgerühmte urdeutsche Sittlichkeit bestand lediglich darin, mit derber Einfalt den Naturtrieben zu genügen, das Weib unter ein strenges Ehegesetz zu stellen und nichts zu wissen, von der feinen Schwelgerei römischer Entartung. Dagegen war dem Germanen Ehebruch gestattet, und er fand im Leben seiner Götter Vorbilder der Unsittlichkeit genug. Wie schon bemerkt, rühmte sich Odin seiner Kunst, Jung-

frauen zu verführen und zu schänden. Obwohl mit der Göttin Freia vermählt, hatte er dennoch die Riesin Gunalödh zur Buhle, und verführte eine Menge Frauen und Mädchen [1]).

Was jedoch der Germane sich selbst erlaubte, gestattete er nicht dem Weibe. Treue forderte er und Reinheit des Blutes, — nicht aus Sittlichkeitsgründen, sondern wegen der natürlichen Folgen weiblicher Ausschweifungen.

Mithin ist die hochgepriesene urdeutsche Herzensreinheit und Keuschheit ein Märchen, vielleicht in der böswilligen Absicht erfunden, die erhabenen Errungenschaften des Christenthums in ihrem unschätzbaren Werthe abzuschwächen. Keine Frucht der Erde, sondern eine Tochter des Himmels ist die christliche Reinheit, erzeugt durch die Lehre des ewigen Wortes: „Wer das Weib des Nächsten begehrlich anschaut, der bricht die Ehe. Selig sind, die ein reines Herz haben!"

Die Weiber am Asenstein erwarteten schlagfertig die Ehebrecherin. Mit wildem Gekreisch stürzten sie über die Unglückliche her und schlugen die Wankende nieder.

1) Grimm, deutsche Mythol. S. 497. Menzel, Odin, S. 138.

„Jetzt ist sie hin!“ rief eine Stimme. „Gelaufen ist sie von Billingheim, bis hieher.“

Die Zerstochene, mit zahllosen Striemen Bedeckte, lag am Boden mit verglasenden Augen. Plötzlich richtete sie sich sitzend empor und streckte den Arm gegen ihren Mann aus.

„Du, — Du!“ sprach sie dumpf. „Was ich nur einmal gethan, thust Du immer. Tausendmal besser bin ich, als Du!“

„Was, Du Ehrlose!“ schrie der Mann entgegen. „Bin ich ein Weib? Hab' ich kein Recht, zu thun, was Du nicht darfst? Schlagt sie todt, — schlagt sie todt!“

Nach wenigen Augenblicken lag eine gräßlich zerfleischte Leiche am Fuße des Alsenstein.

Hermanreichs Bestattung und Erweckung.

Nach germanischem Herkommen wurde die Asche verbrannter Todten in Krügen oder Urnen aufbewahrt und an Hauptwegen in die Erde gesenkt, damit sich die Vorübergehenden der Abgestorbenen erinnern möchten. Ueber den Gräbern wurden kleine Hügel aufgeworfen und bei reichen Freien mit Altären versehen, zur Aufnahme der Todtenopfer. Fürstliche Geschlechter besassen eigene Leichenhöfe. Dort wurden mit außerordentlichem Pomp die entseelten Hüllen der Adelinge verbrannt und beerdigt [1]).

Auch die Walen hatten ihre besondere Ruhestätte. Diese lag auf der gedehnten Rückenfläche eines niederen Hügels, etwa eine Stunde von der Burg entfernt. Die völlig entwaldete Anhöhe war von lose aneinander gereihten Steinblöcken umfriedet. Eine große Menge aufgeworfener Erdhügel sprang aus dem Boden hervor, einige von ungewöhnlicher Höhe.

1) Arnkiel, S. 344, 5.

Unter jedem dieser künstlichen Hügel ruhte die Asche eines Walen, und jedes Grab war an seinem Fuße von gewaltigen Steinen umfriedet. Nach der Menge dieser Hünengräber zu schließen, mochte das Dynastengeschlecht der Walen seit Jahrhunderten hier ansässig sein. Auf der Spitze eines jeden Grabhügels erhob sich ein Opferaltar. Derselbe bestand aus einer runden Steinplatte, die auf drei plumpen Steinfüßen ruhte. An gewissen Tagen wurden auf diesen Altären Thiere, zuweilen auch Menschen geopfert, zur Sühne für die Gestorbenen [1]).

Genau im Mittelpunkte des fürstlichen Leichenhofes war ein frischer Hügel aufgeworfen, dessen Spitze eine tiefe Grube enthielt. Hier sollte der letzte Wale seine Ruhestätte finden.

Etwa dreißig Schritte von dem Grabe entfernt, erhob sich ein riesiger Scheiterhaufen, dazu bestimmt, die Leiche und alle jene Wesen und Dinge zu verzehren, welche mit den Adelingen herkömmlich verbrannt wurden. Zur Plattform des Scheiterhaufens empor führte ein bequemer Steg, in den mächtigen Stamm einer Fichte gehauen.

Vier Tage nach Hermanreichs Ermordung, be-

1) Ibid. 232, 3. — 345.

wegte sich ein langer Zug von der Walenburg nach dem Leichenhügel. Voraus gingen die Sklaven und Liten der Walen, viele hundert Männer und Frauen. Traurig schritten sie einher; denn milde Herren und menschenfreundliche Gebieter waren die Walen gewesen. Beim Erlöschen des Geschlechtes, drohte ihnen die Botmäßigkeit strenger und rücksichtsloser Eigenthümer, weßhalb die Trauer dieser Leute ebensowohl dem Schmerze über den Untergang des Fürstenhauses, wie Besorgnissen über ihr künftiges Geschick entspringen mochte.

An die Sklaven und Liten schlossen sich drei angeschirrte Rosse, deren sich Hermanreich im Leben zu bedienen pflegte. Sie sollten mit der Leiche ihres Herrn verbrannt werden. Dann folgten, in zwei Reihen, acht festlich gekleidete Sklaven, die bevorzugten Diener und Jagdgenossen Hermanreichs. Auch sie sollten mit Thors Hammer erschlagen und dann mit dem Adeling von den Flammen verzehrt werden. Obwohl sie dem nahen Tode entgegengingen, zeigten sie doch keine Spur von Niedergeschlagenheit. Stolz schritten sie einher, wie ausgezeichnete Erwählte, denen die Ehre wurde, ihren Herrn nach Walhalla zu begleiten und ihn dort im Göttersaale zu bedienen [1]).

1) Arnkiel, S. 342, 3.

An die Acht, dem Tode Geweihten, schlossen sich mehrere Sklaven, Waffen, Jagdspeere, Helme, Panzer und kostbare Pelze Hermanreichs tragend. Auch diese Gegenstände wurden dem Entseelten zum Gebrauche im Jenseits mitgegeben, und deßhalb verbrannt [1]).

Jetzt kam eine Bande urdeutscher Musikanten, deren Pfeifen, Schalmeien und Hörner einen ohrenzerreißenden Trauermarsch bließen. Ihnen folgte der Leichenwagen, von sechs Pferden gezogen, mit Kränzen von Eichenlaub und Eschenzweigen geziert. Der Wagen trug ein flaches Schifflein, roh gearbeitet, aber mit Hermanreichs goldenen Kleinodien geschmückt, prachtvolle Arbeiten römischer Künstler. In dem Schifflein ruhte die Leiche, in weißes Leinen gehüllt und in der Verwesung weit vorgeschritten. Zu beiden Seiten des Sarges standen Pfannen mit brennenden Kohlen, von Sklaven in steter Gluth erhalten. Wachholderrauch kräuselte aus den Pfannen empor, den Leichengeruch zu bannen.

Das Schifflein, nebst seinem Inhalte und dem angehängten Goldschmucke, gehörte den Flammen; Gesippte und Freunde pflegten dazu noch Ringe und andere werthvolle Dinge in das Leichenfeuer zu werfen [2]).

---

1) Ibid. S. 343. — 2) Edda, I. 43.

Unmittelbar hinter dem Leichenwagen ging Bissula, in reicher Tracht. Bleich war ihr Angesicht, gebeugt das Haupt, und schlaff herab hingen ihre Arme. Aber sie weinte nicht und jammerte nicht. Wie versteint schritt sie einher. Unablässig vor sich hinstarrend, hob sie nach der Leiche selten ihren Blick. Und dann löste sich zuweilen ihre Starrheit, nicht in Thränen, sondern in einem krampfhaften Zucken der Glieder, und in einer brennenden Rachegluth der Augen. Hermanreichs Verlust mochte sie weniger schmerzen, als die Unmöglichkeit, den Gemordeten zu rächen und die gehaßte Sippe der Billing zu vernichten.

An die Fürstin reihten sich deren Zofen, von denen einige heftig weinten. Dann folgten alle freien Männer, Weiber und wehrhaften Jünglinge der Hundertschaft, — ein langer Zug. Sie trugen ihre besten Waffen, und kriegerisch blitzten die ellenlangen Lanzenspitzen an den hochragenden Schaften in der Morgensonne.

Als der Zug bei der Begräbnißstätte anlangte, ordnete sich in weitem Kreise die Menge um Grabhügel und Scheiterhaufen. Das Schifflein mit der Leiche wurde vom Wagen gehoben und auf der Höhe des Holzstoßes niedergestellt. Auch Hermanreichs

Waffen, Rüstungsstücke und Pelze wurden daselbst niedergelegt. Hart am Fuße des Scheiterhaufens standen die acht Sklaven, der Todesstreiche mit Thors Hammer, den ein angesehener Sueve trug, mit Gleichmuth harrend.

Marcomer, der Gaurichter, vielleicht der angesehenste Mann des Bezirkes, erstieg den Grabhügel, um die herkömmliche Rede zu halten. Der Sitte gemäß, sprach bei solchen Fällen ein Glied der Sippe des Verstorbenen. Da nun Hermanreich der letzte Wale und das öffentliche Sprechen der Frauen nicht üblich war, so übernahm Marcomer die Leichenrede. Diese Ansprache, nicht ohne natürliche Beredsamkeit vorgetragen, öffnet zugleich einen Blick in urdeutsche Lebensanschauungen und religiöse Vorstellungen [1]).

Der Riese auf dem Grabhügel stieß den Schaft seiner Lanze in den Grund, zog die Hirschgeweihe, welche sein Haupt zierten, sammt Kopfhaut des Thieres von der Stirne zurück, und legte seine breiten Hände auf den Rand des vor ihm stehenden Schildes. Alle Anwesenden, Bissula nicht ausgenommen, harrten mit Spannung der Rede.

„Im Herzen der Erde, gerade unter der Wurzel

1) Arnkiel, S. 343, 4.

des Baumes Igdrasil, liegt der Hof Rann," hob Marcomer an. „Viele Säle hat Rann, sie alle heißen Nifhel und gehören zu Niflheim. Dort regiert Hel, von Ansehen halb schwarz und halb weiß, und gar schrecklich von Gestalt. Hel ist die Tochter des bösen Feuergottes Loki, die er, wie ihr alle wißt, erzeugt hat mit einer Riesin. Wer nicht fiel im Kampfe, wer nicht freiwillig starb durch Thors Hammer, wer nicht sein Blut durch Speerritzen vergoß bei der Reise nach Walhalla, — wer an Altersschwäche starb oder an einer Krankheit, der gelangt zur Hel. Dort muß er hungern und dursten, und viele Peinen erdulden ohne Ende. Denn Hel speiset ihre Angehörigen aus einer Schüssel, welche Hunger genannt wird, und tränkt sie aus einem Horn, welches Durst heißt. — Wer von euch will hinabsteigen zur schrecklichen Hel[1])?"

Der Redner machte eine Pause und sah herab auf seine Zuhörer, deren Köpfe sich in heftiger Abwehr bewegten, so daß die Büffelhörner und Hirschgeweihe der Männer zusammenklapperten. Niemand zeigte Lust, eines friedlichen Todes zu sterben, um der qualvollen Hel zu verfallen.

1) Grimm, deutsche Mythol. S. 289.

„Wer hingegen starb an Todeswunden, von eigener oder fremder Hand geschlagen, der gelangt nach Walhalla,“ fuhr Marcomer fort. „Walhalla ist Odins Halle, und so groß, daß sie durch fünfhundert und vierzig Thore Einlaß gewährt. Und jedes Thor hat eine solche Weite, daß achthundert Einheriar, oder gefallene Helden, zugleich in einer Reihe hineingehen können. Ueberdeckt aber ist die Halle mit goldenen Schilden. Dort empfängt Odin alle Tage die Helden. Mitten in Walhalla steht der Baum Lärad, daran die Ziege Heidrun frißt, deren Euter täglich so viel Meth gibt, daß alle Einheriarn genug in Fülle haben. Auch Bier trinken die Helden ohne Maß und essen Schweinefleisch vom Eber Sährimnir, so lange sie Lust haben. Getränke und Speisen aber werden dargeboten von Odins Walküren, die gar hübsche Trinkmädchen sind. Haben die Helden sattsam gegessen und getrunken, dann reiten sie hinaus auf die Ebene Ida, wo sich dieselben belustigen an prächtigen Kampfspielen. So geschieht es alle Tage, bis zum Ende der Welt. — Ist dies nicht ein gar hübsches, lustiges Leben? Sollen wir deßhalb Hermanreich beklagen, der starb in Ehren? Der ein Bluträcher seiner Sippe geworden? Der an einer Todes-

wunde verschied, die ihm ein Pfeil der Billing in die Brust geschossen? Nein, wir sollen Hermanreich nicht beklagen, wir sollen uns freuen über sein Glück in Walhalla. Sind wir denn nicht alle Rechen oder Fremdlinge auf Erden? Müssen wir nicht alle ringen und kämpfen hienieden mit gar vielen Mühsalen, bis wir eingegangen sind in die Heimath Walhalla? Deßhalb klaget nicht, trauert nicht, — freuet euch vielmehr; denn abermals hat unser Gau einen Helden nach Odins Prunkhalle geschickt. Möchten wir alle dorthin gelangen, fallend im Streite, oder sterbend durch unsere eigene Hand[1])."

Der Redner stieg herab, gefeiert durch geräuschvolles Anschlagen der Waffen.

Dann reckten sich die Köpfe nach dem Punkte hin, wo die acht Sklaven niederknieten, durch Thors Hammer den Todesstreich zu empfangen. Eine schwüle Stille trat ein. Die ganze Landschaft trauerte im Schatten einer dicken, wetterdräuenden Wolke, die unbeweglich über dem Thale stand.

Auf Farros Wink nahte der Hammerträger dem Ersten in der Reihe der Opfer. Eben stand er im

---

1) Grimm, S. 778. Menzel, Odin, S. 235.

Begriffe, den Streich zu führen, als ein erschreckendes Naturereigniß der Blutthat Einhalt gebot.

An der gegenüberliegenden Bergwand entstand plötzlich ein furchtbares Brausen. Ein Wirbelsturm raste durch den Wald, durch grausige Verwüstung seine Bahn bezeichnend. Die mächtigen Baumkronen schüttelten heftig Aeste und Zweige, kreisten um sich selber und brachen zerrissen zusammen. Hoch in die Lüfte empor stiegen Aeste und Holzsplitter in trichterförmigem Wirbel, und die Rieseneichen fielen unter donnerndem Krachen zusammen. Zugleich erschütterte ein hohles Brausen die Luft, wie grimmes Schnauben dämonischer Gewalten, deren höllischer Zorn sich erhob wider eine nahende That des Lichtes. Berührte der treibende Orkan eine Schlucht oder Felsriffe, so gab es ein fürchterliches Heulen und sausendes Rasen. Auch die schwarze Wolke mischte sich in den Streit der entfesselten Luftmächte. Ein blendender Blitzstrahl zuckte nieder, dem ein erschütterndes Geprassel und Krachen folgte. Bisher unbeweglich, schob sich jetzt das dräuende Gewölk, unausgesetzt blitzend und donnernd, über die Berge. Dann folgte tiefe Stille. Der Orkan war ebenso plötzlich ver-

schwunden, wie er kam, Spuren gräulicher Verwüstung im Walde hinterlassend.

Noch standen bangvoll die entsetzten Sueven, als sie ein neues Schauspiel mit Schrecken erfüllte.

Durch das Thal herauf eilte mit erstaunlicher Schnelligkeit St. Martin. Sein faltiges Obergewand flatterte in der Luftströmung, einzig durch die Schnelligkeit des Laufes hervorgerufen. Aber die Fortbewegung des Heiligen war kein gewöhnliches Eilen vermittelst der Füße und Beine, sondern mehr ein Schweben, ein Getragenwerden des Körpers durch unsichtbare Hände, oder durch die Macht des inne wohnenden Geistes. Nach Berichten der Legenden, wiederholte sich bei vielen Heiligen eine ähnliche Erscheinung, ein Losgeschältsein ihres Wesens von der Schwerkraft der Materie. Sie erhoben sich von der Erde, überschritten Ströme, wie festen Boden. Ihre Leiber, die Träger von Geistern, welche den Stoff nach endlosen geistigen Schlachten überwunden und beherrschten, verloren gleichsam die naturgemäße Schwerkraft.

In ähnlichem Zustande befand sich der heilige Martin. Wie ein schneller Bote des Allerhöchsten nahte er der Gräberstätte. Seine Hände lagen über

der Brust gekreuzt und sein Angesicht war zum Himmel emporgerichtet.

Ein weiterer Umstand, der auch nicht den spähenden Sueven entging, erhöhte das Außerordentliche der Erscheinung. Während nämlich die schwarze Wolke das obere Thal überschattete, wallte St. Martin stets im Glanze der strahlenden Sonne, immer am Rande des Wolkenschattens, der vor ihm zu flüchten schien. Und je rascher sich der Glaubensbote dem Leichenfelde nahte, desto schneller entwich der Dämmer. Als er jetzt am Fuße des Hügels anlangte, übergossen Lichtströme die Gräberstätte, in der Ferne rollte der Donner, wie ohnmächtiges Grollen abziehender Gewalten der Finsterniß.

Die versammelten Sueven hatten mit dem größten Erstaunen das Schauspiel betrachtet. Sie sahen die schwebende Gestalt, deren natürlich unmögliche Haltung für einen laufenden Menschen, die flüchtenden Schatten, das geleitende Licht, — und jetzt wurde ihnen klar, woher das Sturmwetter und die blitzende Wolke gekommen.

„Der Zauberer, — der Zauberer!“ sprachen bange Stimmen. „Er hat den rasenden Wind gemacht, — er hat den Wald zerbrochen, — er will uns übel!“

Die Beschuldigung verdroß Martins Freunde Merkado und Büffel.

„Er ist kein böser Zauberer, — ein heiliger Mann ist er!“ riefen sie. „Nicht Martin hat den Wald zerbrochen, der böse Loki hat's gethan. Seht doch, wie vor ihm Lokis Wetterwolke flieht!“

Es folgte kein Widerspruch. Die Sueven standen und schauten in wachsendem Staunen und erwachender Bangigkeit. Diese steigerte sich bis zu starrem Entsetzen, als mit ungebrochener Schnelligkeit der Heilige die Anhöhe überwand, und ihnen jetzt der Ausdruck seiner Züge sichtbar wurde. Unbeweglich, wie in übersinnlichem Anschauen, war der Blick zum Himmel gehoben, und eine geisterhafte Starrheit lag über dem Gesichte. Unaufhaltsam bewegte er sich durch die zurückweichende, lautlos staunende Menge, von der wohl Mancher geflüchtet wäre, hätte nicht Grauen den Dienst der Glieder aufgehoben.

St. Martin war den Steg hinauf geeilt und blieb neben dem Schifflein stehen. Die gekreuzten Hände glitten von der Brust herab, die Starrheit löste sich, und Bewegungen natürlichen Lebens durchzuckten seinen Leib. Von der Spitze des Scheiterhaufens blickte

er nieder auf die Sueven, und allgemach spielten Lichter freudigen Entzückens über sein Angesicht.

„Ihr Männer und Frauen, höret mich!“ rief er mit klangvoll feierlicher Stimme. „Heute ist für euch ein Tag der Gnade, — ein Tag des Heiles! Jesus Christus wird vor euren Augen ein großes Wunder thun, damit ihr glaubet und erkennet, daß er allein Gott und Herr der Welt ist.“

Darauf wandte er sich nach dem Todten, sein ganzes Wesen athmete unbeschreibliche Hoheit. So stand er einige Augenblicke schweigend.

Grabesstille ringsum. Und nicht allein die Sueven harrten athemlos des Kommenden, auch die ganze Natur schien das Eingreifen göttlicher Allmacht in den gewöhnlichen Lauf der Dinge zu belauschen. St. Martin berührte die Schulter des Todten und rief mit lauter Stimme: „Jüngling, im Namen Jesu Christi sage ich Dir, stehe auf und lebe!“

Da regte es sich in der Höhlung des Schiffleins. Eine tastende Hand erfaßte den Rand des Sarges, und langsam, mit suchenden, weit offenen Augen, erhob sich der Wale in sitzende Stellung [1]).

1) Sulpicius Severus. de vita St. Martini, VII. — Ejusdem Dialogus II. cap. II. IV.

Der Eindruck des Wunders auf die Zuschauer war ganz außerordentlich. Beim ersten Anblick des erweckten Todten, schien aus Allen das Leben gewichen. Bleiche Gesichter, stiere Blicke, fast jeder Mund weit geöffnet, nirgends eine Bewegung, kein Laut. Die ungeheuere geistige Erschütterung hatte augenblicklich jede Lebensäußerung erstickt. Und jetzt folgte ein furchtbarer Schrei, hervorgestoßen von vielen Hundert urdeutscher Kehlen. Es war nur ein einziger Aufschrei, aber so scharf, durchdringend und gewaltig, daß er an den Bergwänden, wie ein Donnerschlag, dröhnend dahin fuhr.

Auch Bissulas helltönende Stimme klang in den allgemeinen Schreckensaufschrei hinein. Sie fuhr mit der Hand nach der Stirne und taumelte zurück, mit Blicken des Entsetzens auf den Bruder. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es die hochragende Gestalt. Sie bebte an allen Gliedern und jetzt stand sie, wie Jemand, der innerlich einsinkt, dessen unbeugsames Wesen unter dem Drucke einer unwiderstehlichen Macht zerbricht.

Dem Angstschrei war die tiefste Stille gefolgt. Man sah schreckensbleiche Gesichter, entfallene Waffen, ringende Hände, und alle Augen in äußerster Span=

nung auf den Walen gerichtet. Dieser hatte suchende, wirre Blicke um sich geworfen, bis sein Auge den Heiligen gefunden. Nicht ohne Anstrengung verließ er die Lade, schlang beide Arme um St. Martin und drückte sein Haupt an dessen Schulter, wie Jemand, der Schutz und Rettung sucht.

„Hilf, — hilf, — rette mich!“ stieß er matt hervor.

Der Diakon umfing liebreich den Bebenden.

„Fürchte nichts, mein Bruder!“ sprach er. „Gott ist mit Dir und wird Dich nach dem Orte Deiner Sehnsucht geleiten.“

Darauf sah er mit dem Ausdrucke der Bitte hinab; ein lebhafter Wunsch glitt durch die Züge des Diakons.

„Habt ihr nichts zu essen und zu trinken?“ rief er.

Aber kein Sueve rührte sich. Noch hatte Furcht und Grauen Alle gefesselt. Obwohl eine Menge Speisen und Getränke zur Stelle gebracht worden, nach Herkommen die Bestattung mit Trinkhörnern zu feiern, mußte St. Martin dreimal seine Bitte wiederholen. Endlich faßte Büffel Muth, füllte ein Horn mit Bier, griff in den Speisevorrath und nahte dem Scheiterhaufen, den er zitternd bestieg.

„Trinke, mein Hermanreich!“ sprach sanft der Heilige.

Der Jüngling ergriff das Horn und trank in langen Zügen, wie ein heftig Dürstender. Auch von den Speisen aß er auf Martins Ersuchen. Allgemach entschwand die fahle Leichenfarbe und Lebensfrische trat in das Angesicht.

Das Essen und Trinken des Erweckten wirkte zugleich belebend auf die bestürzten Germanen. Mehr und mehr wichen Angst und Schrecken. Sie sahen, wie St. Martin dienstbeflissen ein Holzstück bequem rückte und sich der Jüngling darauf niederließ, indem er fortwährend den Saum von Martins Tunica mit der Linken festhielt. Schließlich behauptete der Drang sein Recht, die empfangenen Eindrücke und das Staunen über das Geschaute sich gegenseitig mitzutheilen. Als vertrauter Reisegenosse und Muntwaldo des „heiligen Mannes“ brach Büffel den Bann des allgemeinen Schweigens.

„Betrachtet ihn doch, wie liebreich und minnevoll er eben wieder ist!“ sprach er, auf St. Martin deutend. „Hat ein böser Zauberer solch ein Aussehen? Seht nur, wie licht und lieblich sein Angesicht schimmert! Wie gütig er mit Hermanreich umgeht! —

Und was hat er gethan im Namen seines Gottes! Kann irgend ein Zauberer so etwas thun? Nein, — nein, — kein Zauberer, und alle Götter zusammen, bringen es nicht fertig, einen todten Menschen lebendig zu machen! Dies kann nur Einer, — Jesus Christus, der Gott der Christen. Ich schwöre es," rief er kräftig, „es gibt keinen Gott, als den Gott der Christen!"

Bissula hatte die Worte vernommen und bestätigend nickte ihr Haupt.

Farro hingegen sah drohend auf den kühnen Sprecher, dem ein solches Bekenntniß, unter anderen Umständen, ohne Zweifel würde verderblich gewesen sein. Gegenwärtig aber, unter dem Eindrucke des geschauten Wunders, erhob sich keine Stimme zur Vertheidigung der alten Götter. Im Gegentheile, von allen Seiten erschallte Lob dem Christengott, namentlich aus dem Munde der Frauen. Hieran knüpften sich lebhafte Schilderungen aller Umstände, welche dem Wunder vorausgingen und dasselbe begleiteten. Der schöpferische Volksgeist hatte sich sofort des Stoffes bemächtigt, den er nach persönlichem Empfinden gestaltete und mit reichen Zusätzen versah. Einige wollten Donars Wagen in der schwarzen

Wolke gesehen haben, auf dem der flüchtende Gott enteilte. Andere behaupteten, die Bergriesen und Kobolde hätten den Wald zerrissen, als sie vor dem herannahenden Christengott die Flucht ergriffen; dies hätten sie gethan aus Grimm, weil ihre Herrschaft zu Ende sei. Ein Reden und Lärmen rauschte um den Scheiterhaufen, das plötzlich verstummte, als sich der Diakon erhob und mit der Hand Stille winkte.

„Ein großes Zeichen hat der Herr, unser Gott, gethan vor euren Augen," hob der Glaubensbote an. „Warum hat der Herr dieses Zeichen gethan? Damit ihr sehet und glaubet, daß kein Gott ist außer ihm. Höret die Worte des Herrn, der also spricht: „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben. Du sollst dieselben nicht anbeten und ihnen nicht dienen. Außer mir ist kein Gott!" — Wotan, Donar, Tyr, Freia, und alle zusammen, welche ihr bisher als Götter und Göttinen angebetet habt, sind keine Götter. Nur Einer ist Gott und allmächtiger Herr des Himmels und der Erde, nämlich Jesus Christus, mit dem Vater und dem Geiste. Diesen einzigen wahren Gott und dessen heiligen Willen euch zu verkünden, dazu bin ich in dies Thal gekommen. Weil ihr aber

in Unwissenheit falschen Göttern gedient, darum hat der einzig wahre Gott in seiner Barmherzigkeit dieses große Wunder gethan, damit ihr glaubet und selig werdet. — O meine Brüder und Schwestern, heute verhärtet eure Herzen nicht, heute öffnet eure Augen dem Lichte der christlichen Wahrheit!" fuhr der Glaubensbote mit Wärme fort. „In Finsterniß und Todesschatten seit ihr bisher gewandelt, — ihr und eure Väter. Der Fluch des Götzenwesens lastete auf euch, auf eurem Denken, Thun und Streben. Betrachtet diesen Jüngling, meinen Bruder Hermanreich, — wurde er nicht ein Opfer schauerlicher Sitte? Sank nicht sein ganzes blühendes Geschlecht in das Verderben durch den fluchwürdigen Glauben, man gefalle den Göttern durch Blutvergießen? Man gehe ein durch Morden in Walhalla? Fraget ihn, — er kann euch sagen, daß es kein Walhalla gibt, — keinen Gott Odin, — kein Zechen und Schwelgen und Kämpfen der Helden im Jenseits. Aber schauerliche Strafen gibt es in der Ewigkeit für alle Mörder, Bluträcher, Ehebrecher, Räuber und andere Frevler. „Du sollst nicht tödten!" so spricht der Herr. Und weiter spricht der heilige Gott: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben, — du sollst nicht rauben und steh-

len, — du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib oder Magd, — du sollst nicht falsches Zeugniß geben, — du sollst deinen Nebenmenschen lieben, wie dich selbst, — du sollst deinem Feinde verzeihen, — du sollst dich nicht berauschen, — du sollst nüchtern sein und wachsam, — du sollst Gott lieben über Alles und du liebst Gott, wenn du seine Gebote hältst." Meine Brüder, betrachtet euer Leben, — stimmt es zusammen mit Gottes heiligem Willen? Leider nicht! Haß und Rache wüthen unter euch. Berauschung und Volltrinken ist euch eine preiswürdige Gewohnheit. Durch Blutvergießen und Selbstmord wähnet ihr, selig zu werden. Eure Säuglinge, die euch nicht gefallen, setzet ihr aus, ersäufet ihr, erwürget ihr, lasset ihr Hungers sterben. Menschen schlachtet ihr den Götzen und verübet so grausige Dinge, daß selbe mein Mund nicht aussprechen mag. — — Wohin gehet ihr auf diesen Wegen? In das ewige Verderben der Hölle! Denn also steht geschrieben im Buche des Lebens: „Weder Unzüchtige, noch Götzendiener, noch Ehebrecher, noch Diebe, noch Habsüchtige, noch Vollsäufer, noch Lästerer, noch Raubsüchtige, werden das Reich Gottes erlangen [1])." — Besitzet ihr aber nicht alle diese

1) I. Corinther VI. 9 f.

Eigenschaften? Dienet ihr nicht den Göttern durch schändliche Laster und blutige Verbrechen? Ist nicht der Geist des Bösen zugleich der Geist eurer Sitten und Lebensgewohnheiten? Wie möget ihr also bestehen vor dem strengen Gerichte des heiligen Gottes? — Deßhalb beschwöre ich euch, leget ab die Werke der Finsterniß und ziehet an die Waffen des Lichtes[1])! — Meine Brüder und Schwestern," bat er dringend, „kommet alle zu mir nach der Höhle, damit ich euch zeige den Weg der Rettung, euch verkünde die Botschaft des Heiles. Nicht meine persönlichen Meinungen und Ansichten werdet ihr hören, sondern jene ewigen Wahrheiten, die Gott geoffenbart und für alle Zeiten in seiner heiligen Kirche niedergelegt hat. Dies thue ich im Namen Jesu Christi, des lebendigen Gottes, der mich zu euch gesandt. Dürft ihr zweifeln an meiner Sendung? Habt ihr nicht gesehen, wie der Allmächtige den todten Jüngling leiblich in das Leben rief? Und weßhalb geschah dies? Damit ihr glaubet, daß ich von Gott gesandt bin. Ich bitte euch also, kommt zu mir, höret das Wort Gottes. Verlasset die Wege des Verderbens. Lernet kennen den Heiland der Welt, Je-

1) Römer, VIII. 12.

sus Christus, welchem Ehre und Ruhm sei in alle Ewigkeit. Amen."

Die Sueven waren in gespannter Aufmerksamkeit der Rede gefolgt, welche für sie gleichsam ein neues Wunder enthielt; denn Aehnliches hatten sie niemals vernommen. Das Heidenthum kannte nämlich die Predigt nicht. Die alten Religionen sprachen zum versammelten Volke niemals in Prosa, das heißt, niemals in klarer, scharf bestimmter Rede. Priester, Priesterinen und Seherinen verkündeten in dunklen Versen, oder zweideutiger Ausdrucksweise, den Willen der Götter. Das Christenthum hingegen redete zum Volke die feste, entschiedene Sprache der Vernunft, es brachte ihm eine Religion in Prosa, erläutert durch einfache, auch den Kleinen verständliche Worte [1]).

Während der Diakon und Hermanreich vom Scheiterhaufen herabstiegen, sahen sich die Sueven einander an. Alle Köpfe nickten bedeutsam, ein Gemurmel des Staunens lief durch die Menge.

Hermanreich nahte grüßend Bissula, die in mächtiger Erschütterung, bleichen Angesichtes und keines Wortes fähig, vor ihm stand.

1) Ozanam, S. 242

„Meine Schwester, sei in trauter Minne gegrüßt!“ sprach er in mildem Ernste. „Preisen wir Gottes Barmherzigkeit, der uns Gnade erwiesen. O meine Bissula, wer mit den Augen der Ewigkeit diese Welt anschaut, erkennt Alles im Lichte der Wahrheit! Eitel und nichtig ist Alles, was nicht unsere ewige Bestimmung fördert.“

Das sprach er mit geisterhaft leuchtenden Augen und scharfer Betonung.

„Ich werde bei diesem heiligen Manne wohnen, Dich aber besuchen,“ schloß er. „Flehe zum Gotte der Christen und höre die Stimme seines Dieners Martin.“

Sie versuchte zu sprechen, brachte jedoch kein Wort hervor. Sie nickte mit dem Haupte, legte beide Hände auf die Brust und Thränen stürzten aus ihren Augen.

Hermanreich wandte sich an die acht Sklaven, die mit seiner Leiche verbrannt werden sollten.

„Meine Brüder,“ sagte er, „ihr solltet mir folgen in das Reich ewiger Finsterniß, wo keine Freude ist und endloser Durst brennender Sehnsucht die Geister quält. Folget mir nun in das Reich des Lichtes, und dann in die Ewigkeit der Freuden, wo

es keinen Schmerz gibt und keine Thränen. — Ich erwarte euch drüben in der Höhle.“

Darauf bestieg er eines der angeschirrten Pferde, ein zweites St. Martin. Sie grüßten die Versammelten und ritten durch die Reihen der schweigenden Menge den Hügel hinab nach der Alfenhöhle.

Verschiedene Wirkungen derselben Ursache.

Entschlossene Charaktere und trotzige Gemüther empfinden die Wucht der Ereignisse weit tiefer, als biegsame Naturen. Durch die Gluth der Rachgier und des unversöhnlichsten Hasses mit dem Geiste germanischer Religion und Sitte innig verkettet, würde Bissula eher vom Leben, als von ihrer Gesinnung gelassen haben. Nicht einmal Vithimer, den sie mehr liebte, als ihr Leben, hatte sie bestimmen können, dem Väterglauben und der Blutrache zu entsagen. Nun schaute sie Dinge, deren Wucht die Starrheit ihres Gemüthes zermalmte. Alles um sie her brach zusammen. Zertrümmert lagen die Götter und deren Dienst. Sie fand sich in Mitte urdeutscher Denkweise und Sitten, wie umschlungen von einem wüsten Knäuel barbarischer Gebräuche und frevelhafter Gewohnheiten. Fluchwürdig war der Haß, die Rache ein Verbrechen. Alles, was ihr groß und heilig geschienen, das grinste sie an als Lüge, Ver-

derbniß und Wahn. So erschütternd wirkte auf ihre Seele die emporsteigende Morgenröthe der Wahrheit, daß sie vier Tage lang nicht aß und nicht trank. In sich verschlossen weilte sie in ihren Gemächern, Niemand hatte Zutritt, als ihre vertraute Kammerzofe Ganna.

Dann regte sich in ihr Sehnsucht nach Hermanreich.

„Wo bleibt er nur?“ frug sie ohne Unterlaß. „Wann kommt er?“

„Darf ich nach ihm schicken, edle Herrin?“ frug Ganna.

„Nein!“ antwortete sie im Tone des Befehles. „Wer aus dem Jenseits zurückkehrt, weiß die Stunde seines Handelns.“

Dann wieder rief sie aus: „O mein Bruder, wann kommst Du, mir Armen zur Hilfe, mir Elenden zum Troste?“

Eben hatte sie die Worte abermals gesprochen, als die Thüre aufging und Hermanreich eintrat. Sie erschrack und wich zurück, wie vor einem Gespenste. Er lächelte und grüßte liebevoll die Geängstigte.

„Habe keine Furcht, meine herzenstraute Schwe-

ſter! Dein Bruder kommt zu Dir, wie ein Wegweiſer zu unſerem Vater im Himmel.“

Sie aber bebte an allen Gliedern und drückte beide Hände auf die Bruſt.

Weit mehr Faſſung und Beſonnenheit zeigte Ganna.

„Muß nicht meine Herrin zittern vor Schwäche? Sie hat ja vier Tage lang nichts mehr gegeſſen und getrunken.“

„Wir eſſen und trinken zuſammen, — nicht wahr, meine Biſſula?“ ſprach er ſanft und rückte zwei Stühle an den Tiſch, auf dem Speiſen ſtanden.

Sie nahm das Trinkhorn aus ſeiner Hand und aß mechaniſch von den Speiſen, fortwährend die Augen auf ihn gerichtet, der ſich bemühte, die Erſchütterte zu beruhigen. Es gelang ihm endlich. Sie ergriff ſeine Hand, küßte dieſelbe und weinte heftig.

„Mir iſt zu Muthe, als ſei die ganze Welt untergegangen, und ich ſei geſtorben,“ ſprach ſie.

„Widerſtrebe nicht dieſer Stimmung; denn ſie enthält Wahrheit,“ entgegnete er. „Abſterben ſollſt Du der böſen Welt und begraben die alte Biſſula. Wir ſind nicht dazu erſchaffen, Sklaven unſeres Fleiſches und Blutes zu ſein. Wer das Fleiſch

tödtet, wird frei, und wer die Welt verachtet, wandelt der ewigen Barmherzigkeit entgegen."

Sie betrachtete ihn mit staunenden Augen, der so mild und doch so ernst vor ihr saß und Worte sprach, deren Sinn ihr unerfaßlich. Ein fremdes Wesen leuchtete aus seinen Blicken, geistig verwandelt hatte ihn die Ewigkeit. Schauer durchrieselte ihr Gebein.

„Darf ich fragen, mein Hermanreich, wo Du vier Tage lang gewesen?

„Mein verzögerter Besuch entsprang keineswegs Gleichgültigkeit oder Theilnahmlosigkeit für Dich," antwortete er. „Weit inniger und wahrer liebe ich meine Schwester, als ehedem. Vier Tage und vier Nächte unterwies mich St. Martin, dieses große Rüstzeug Gottes; denn Hunger und Durst nach Wahrheit verzehrt meine Seele. Die ganze heilige Schrift des neuen Testamentes las er mir vor und erklärte deren Sinn. Auch Dir wird St. Martin ein Lehrer und Seelenführer sein."

„Gehorsam folge ich seiner Leitung," erwiederte sie. „Du hast jedoch meine Worte mißverstanden. Ich wollte fragen, mein Hermanreich, wo Du gewesen in den vier Tagen nach Deinem Tode?"

„Du heischest Kunde aus dem Jenseits,“ sprach ernst der Jüngling. „Was ich geschaut und erfahren, möchtest Du wissen. Aber die unermeßlichen Größen und Verhältnisse der Ewigkeit lassen sich in Formen des irdischen Wortes nicht fassen und nicht einschränken in die engen Grenzen sinnlicher Vorstellungen. Was nützte es, tagelang einem vernunftlosen Geschöpfe von dem zu erzählen, was den Geist des Menschen bewegt? Man hätte einen Zuhörer, dem es fehlt am Fassungsvermögen für menschliche Begriffe und Empfindungen. Ganz in derselben Lage wäre Jemand, der zurückkehrt aus dem Jenseits und die Welt der Ewigkeit zeitlicher Beschränktheit enthüllen sollte. Man müßte die Sprache der Geister und Engel reden können, und auch für das Erzählte die Fassungskraft der Geister und Engel im Hörer finden. — — Begrenzt und beschränkt ist Alles in der Sinnenwelt, — unbegrenzt und schrankenlos sind die Verhältnisse der Ewigkeit. Dort ist Abgründig der Schmerz, bodenlos das Elend, — unendlich das Glück, unermeßlich die Seligkeit. Dort gibt es nur zwei Wesen, Gott und die Seele. Und was ist Gott? Der Inbegriff aller Wonne, aller Herrlichkeit und Schönheit, aller Macht

und Majestät, eine unendliche Fülle des Glückes, für eine ganze Ewigkeit den Geist mit Seligkeit zu berauschen. Und was ich hier in Worten ausdrücke, enthält von Gott nicht einmal den leeren Schatten seiner Unermeßlichkeit. — — O meine Schwester, was habe ich gelitten! Ich befand mich im Reiche der Leere und Oede, wo es keine Freude gibt und die Seele jeden Augenblick tausend Tode stirbt vor Sehnsucht nach Gott. Schon im irdischen Leben liegt zwar der Keim dieses Sehnens nach Gott im Menschenherzen. Kein Glück dieser Welt, nicht Glanz und Ehre, nicht Sinnengenüsse und Reichthümer, nichts, — gar nichts, vermag die Seele zu befriedigen, ihren Hunger zu stillen; denn für Gott allein ist der Mensch geschaffen und er findet außer Gott keine Ruhe, keine bleibende Sättigung. Was jedoch der Mensch in der Sinnenwelt nur dunkel empfindet und ahnt, das wird beim Eintritt in die Ewigkeit zu einer Macht, welche die Seele verzehrt. Eisige Kälte ist der Brand irdischen Feuers gegen die Flammengluth der Sehnsucht nach Gott im Jenseits. Alle Schmerzen und Peinen dieser Welt sind leerer Schall, neben den Qualen einer Seele, die ausgeschlossen ist vom Reiche des Lichtes. Zwischen mir

aber und dem Lichtkreise gähnte eine Kluft ohne Maß und ohne Grenzen. Vergebens strebte ich nach dem Orte meiner Bestimmung, — ein unerbittliches Gesetz der Scheidung warf mich stets zurück in die geistige Wüste und Leere. Und dennoch war mein Loos viel erträglicher, als die Verdammniß Jener, welche Gott und seine Wahrheit auf Erden besaßen, die jedoch abfielen durch bösen Willen von der Quelle ewigen Heiles."

Er schwieg und saß in sich versenkt.

Bissula war mit Aufbietung ihres ganzen geistigen Vermögens seinen Worten gefolgt.

„Wie erschütternd!" sprach sie leise. „Und dann, mein Hermanreich?"

„Dann wurde mir Unseligem ein Blick aus der Oede und Finsterniß in eine Welt der reichsten Mannigfaltigkeit, Pracht und Herrlichkeit. Dort sah ich Dinge, die mir selber jetzt nicht mehr faßbar sind. Auch den heiligen Martin sah ich, wie er flehend stand vor dem Herrn Jesus Christus, dessen Menschheit Theil nimmt, an der Unbegrenztheit göttlicher Macht und Vollkommenheit. Aber die Worte „Macht, Vollkommenheit, Herrlichkeit, Schönheit, Majestät," sind ebensowenig im Stande, das wirk-

lich Seiende in Gott auszudrücken, als ein endliches Ding die Unendlichkeit zu fassen vermag. Sonnenglanz ist Nacht, alles irdisch Schöne zusammengenommen ist Häßlichkeit, neben der strahlenden Hoheit und göttlichen Schönheit unseres Heilandes. — Martin aber betete für mich. Seine Verdienste waren wie ein Tropfen, der sich vereinigt mit dem grenzenlosen Meere der Verdienste Jesu zu meiner Rettung. Da schaute mich der Herr an mit Augen, in denen ein Himmel voll Liebe und Erbarmung lebte. In demselben Augenblick entschwand ich der Ewigkeit. Mein Geist kehrte zurück in die körperliche Verbindung, und ich klammerte mich fest an den heiligen Martin; denn Grausen folgte mir nach in die Leiblichkeit, wie ein Echo, das herüberklingt. — — Ich wiederhole, meine Schwester, was ich von der Ewigkeit Dir berichtete, ist gar nichtssagend und nichtig im Vergleiche zur Wirklichkeit. Ueberaus klug und verständlich bleibt mir aber das Wort des Herrn: „Nur Eines ist nothwendig!" Ja, die ganze Sinnenwelt ist geschaffen für dieses Eine, und wem dieses Eine fehlt, der ist ein Armer, ein Elender auf dem Throne dieser ganzen Welt. Dieses Eine sei meine Lebensaufgabe, nämlich: — Gott zu erkennen, ihn

zu lieben, ihm zu dienen und auf diesem Wege meine ewige Bestimmung zu erreichen."

„Dein Weg sei der meinige!" sprach die Fürstin entschlossen. „Bitte den heiligen Mann in meinem Namen, mich Unwissende zu belehren, mich Irrende zu führen."

Mit der vollen Entschlossenheit ihres Charakters suchte Bissula die Wahrheit und bemühte sich, in den Geist des Christenthums einzudringen. Bei der Festigkeit ihres Willens und der Leitung eines Heiligen, machte sie außerordentliche Fortschritte. Sie strebte, die erkannten Sittenlehren zu leben, die Regungen ihres Herzens nach göttlichem Willen zu ordnen. Die unbeugsame Härte heidnischer Sinnesart verging, und der Geist Jesu Christi befruchtete das deutsche Gemüth. Schon nach wenigen Wochen erschien Bissula verwandelt. Auch die rachgierige Unversöhnlichkeit wurde als verabscheuungswürdig bekämpft. Förmlich hatte sie, auf St. Martins Bitte, den Billing sämmtliche Unthaten verziehen. Nicht leicht war ihr der Kampf gewesen; doch sie überwand, von ihrem Seelenführer unterrichtet über den Geist der Worte Jesu: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern."

Nach der geistigen Wiedergeburt durch die heilige Taufe hatte sie eine unbeschreibliche Sehnsucht. Dieses Sehnen theilte sich ihrer ganzen Umgebung mit.

Und dann erstreckte sich ihr Werben für das Reich Gottes bis in die letzte Sklavenhütte des ungeheuren Grundbesitzes der Walen. Hunderte von Liten und Sklaven, nebst Weibern und Kindern, versammelten sich auf ihr Geheiß an bestimmten Tagen, die Unterweisungen und Lehren des Glaubensboten zu hören.

Ihr Verhältniß zu Vithimer betrachtete sie keineswegs als gelöst. Die frühere Gluth der Leidenschaft konnte zwar nicht bestehen vor ihrer gegenwärtigen Seelenstimmung. Aber die zärtliche Neigung hatte gewonnen durch die Erkenntniß der christlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib. Ihre Liebe wurde geläutert, vertieft, vergeistigt. Sie begriff jetzt Vithimers Kampf, den er gegen die Leidenschaft siegreich bestanden, bewunderte seinen Heldenmuth und stand beschämt, bei der Erinnerung ihres Benehmens gegen ihn. Es drängte sie, dem Geliebten Abbitte zu leisten. Hermanreich ritt mit einem kleinen Gefolge über den Rhein, erzählte dort, was sich begeben, und kehrte mit dem Tribokkerfürsten zurück.

Ergreifend war das Wiedersehen. Von ihren Zo-

fen umgeben, empfing ihn die Königstochter in der großen Halle, und wagte kaum, den Blick zu erheben. So überwältigend waren Schuldbewußtsein und Reue, daß sie vor dem Beleidigten niederknieen wollte. Er verhinderte jedoch diese Verdemüthigung, und jetzt ruhte sie sprachlos an seiner Brust.

„Preis und Dank sei Gott für die Fülle seiner Gnaden!“ unterbrach der Fürst das Schweigen. „Fasse Dich, meine Bissula! Sei ruhig in Deinem Gemüthe!“

„Dein Zürnen verdiene ich, nicht Dein Wohlwollen,“ sprach sie. „Vergieb mir!“

„Von ganzem Herzen, wenn dies noch nothwendig ist,“ entgegnete er. „Bewunderung, Hochschätzung und Liebe für Dich wohnt in meiner Brust, — kein Groll.“

Sie erhob flüchtig und dankend den Blick nach ihm, und hieß ihn willkommen.

Und ihn ergriff Staunen über die gänzliche Veränderung ihrer Persönlichkeit. Kaum hatte er sein Zimmer betreten, als er dem Vertrauten Godigisil gegenüber in Aeußerungen der Bewunderung ausbrach.

„Welche Verwandlung!“ rief er. „Blendend war ihre Schönheit immer gewesen, aber umwölkt, verdunkelt durch ein stolzes, finster brütendes Wesen. Und jetzt? Welche Hoheit jungfräulicher Würde, welche Züchtigkeit und Anmuth! Nein, — so etwas hätte ich nimmer für möglich gehalten! Ihre Schönheit war eine Macht, die fesselt, umstrickt, überwältigt, aber keine edlen Empfindungen einflößt. Heute ist die fürstliche Jungfrau, wie ein himmlisches Lichtwesen, das zur Verehrung hinreißt und das Herz für Hohes und Heiliges begeistert.“

In diesen Worten des Adelings lag bereits jener zarte, ideale Geist christlichen Minnedienstes, der sich später im mittelalterlichen Ritterthum in so erhabener Weise entfaltete.

Schon am folgenden Tage wiederholte Vithimer sein Werben. Diesmal fand er bedingungslose Erhörung. Bissula strahlte vor Glück, das ungetrübt und rein ihre Brust erfüllte.

Hermanreich, in dessen Gegenwart die Werbung geschah, beglückwünschte die Brautleute und zwar mit Worten, welche die ernste Anschauung eines Menschen athmeten, der einen Blick in die Ewigkeit gethan.

„Gott segne euren Bund!“ sprach er. „Vergesset niemals die wunderbaren Führungen des Herrn, dessen Barmherzigkeit aus drohenden Verhältnissen des ewigen Verderbens eine christliche Ehe des Friedens, des Segens und Glückes schafft. Ja, ihr könnt ein Segen sein für Tausende! Prediget Gottesfurcht durch Wort und Wandel. Seit dankbar und rastlos in der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden.“

„Unsere Pflicht!“ erwiederte Bissula. „Kenne ich doch selber aus Erfahrung den Unterschied zwischen Finsterniß und Licht, zwischen Tod und Leben, zwischen Heide und Christ. Mir graut jetzt vor Zuständen und Anschauungen, die ich ehemals vergötterte. Was sind germanische Sitten und Gebräuche? Ein Gewebe, von höllischen Mächten zusammengesponnen, zum Unheil und Verderben der Menschen. Führen nicht die freiesten Germanen ein elendes Sklavenleben? Gehen sie nicht alle im Joche wilder Leidenschaften und zügelloser Gewohnheiten? Rachsucht, Trunkenheit, Kindermord, Menschenopfer, Haß, Raubsucht, Mordgier und tausend andere Laster und Schändlichkeiten, sind urdeutsche Tugenden, gepriesene Verehrungsweisen der Götter. Welch ein Jammer!“

„Hoffe und vertraue, meine Bissula!“ sprach der Fürst. „Das Licht wird die Finsterniß überwinden.“

„Alle unsere Liten und Sklaven sind bereit, zur Annahme des Christenthums,“ sprach sie freudig. „An einem Tage empfangen wir Alle die heilige Taufe, — es wird ein großer, herrlicher, heiliger Tag! Der fromme Bischof Justinus von Straßburg hat versprochen, herüber zu kommen, zur Taufe, — welches Glück!“

„Und ich werde den ehrwürdigen Vater geleiten,“ versetzte der Adeling. „Ohne Zweifel Taufgewänder,“ — fügte er bei, auf schneeweißes Linnen deutend, das sich unter Bissulas Hand zu Tuniken gestaltete.

„Alle meine Zofen und viele Jungfrauen der Liten führen emsig die Nadel zu gleichem Zwecke,“ erklärte sie. „Mir ist dies eine angenehme Beschäftigung, seit ich geistig frei geworden und die Arbeit für Andere nicht mehr als Entehrung und Sklavendienst betrachte.“

Nicht allein die Sklaven und Liten der Walen begehrten christliche Unterweisung. Viele Freie hatte das geschaute Wunder so erschüttert, daß sie heidnische Zügellosigkeit mit der Strenge christlicher Leh=

ren zu vertauschen unternahmen. Auf den Schulbänken vor der Alfenhöhle saßen die lernbegierigen Riesen und lauschten den Worten St. Martins. Es bedurfte der Geduld und Opferfreudigkeit eines Heiligen, die schwer fassenden Barbarenköpfe zu unterrichten. Nach Verlauf einiger Wochen wußte jeder Friling das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntniß, die Zehngebote und wenige Grundwahrheiten des Christenthums. Die schlichten Erzählungen der heiligen Schrift über die Geburt des Erlösers, dessen Wunderthaten, Leiden, Tod und Auferstehung, hafteten merkwürdigerweise, schon nach zweimaligem Vorlesen, in den Köpfen. Dann bemühte sich St. Martin, sittliches Erkennen und Empfinden zu wecken. Er schilderte Gottes Heiligkeit, die Bosheit und die Folgen schwerer Sünden, und die Schrecken der Höllenstrafen mit solchen Farben, daß sich die Schuldbewußten entsetzten. Selbsterkenntniß und Reue zu fördern, richtete er ganz bestimmte Fragen an die Gewissen. Und diese Gewissenserforschung, nach den Lebensgewohnheiten der Germanen zusammengestellt und in den Ritualen der Glaubensboten der Nachwelt überliefert, enthält zugleich ein belehrendes Bild über urdeutsche Gesinnung und Sit-

21*

ten. Hiebei machte es einen fast komischen Eindruck, wenn die lauschenden Hünengestalten bei jeder Frage bejahend oder verneinend die Köpfe bewegten, je nach Befund ihrer Schuld oder Unschuld.

„Meine lieben Brüder,“ sprach St. Martin, „ich will der Reihe nach all' die schweren Sünden aufzählen, welche zu geschehen pflegen, damit ihr euch derselben erinnert und sie vor Gott bereut.“

„Hast du einen Menschen getödtet, zufällig oder mit Willen, oder um deine Verwandten zu rächen?“

„Hast du Jemand verwundet, ihm Hände oder Füße abgehauen, oder einem Menschen die Augen ausgerissen?“

„Hast du einen Meineid geschworen, oder Andere zum Meineide verführt?“

„Hast du gestohlen und geraubt?“

„Hast du eine Jungfrau entehrt?“

„Hast du mit einem Weibe oder mit der Braut eines Anderen ehebrecherisch dich vergangen?“

Hier folgen unnatürliche Sünden von solcher Abscheulichkeit, daß ihre nähere Bezeichnung wegfallen muß.

„Hast du ein Grab entheiligt oder geplündert?“

„Hast du einem Menschen fälschlich Uebeles nachgeredet und denselben verläumdet?"

„Hast du Magier, Wahrsager und Zauberer um Rath gefragt?"

„Hast du den Bäumen und Quellen Gelübde gemacht?"

„Hast du einen freien Mann entführt, um selben zum Sklaven zu machen?"

„Hast du Scheune oder Haus eines Anderen angezündet?"

„Hast du bis zum Erbrechen dich betrunken?"

„Hast du dein Kind erstickt oder auf eine andere Weise umgebracht?"

„Hast du einen Liebestrank getrunken[1])?"

So ging es fort durch eine lange Reihe von Missethaten.

Und dieser Sittenspiegel der Germanen zeigt, was von jenen heroischen Zeiten urdeutscher Art und von der reinen Unschuld jener jungfräulichen Stämme zu halten ist, deren herrlicher Aufschwung, wie man in gelehrter Form faselt, durch das Christenthum so beklagenswerth gehemmt worden.

Aber nicht alle Frilinge Walenheims hatten sich

1) Ozanam, S. 263 f.

um den Glaubensboten geschaart. Die Meisten beharrten in heidnischer Starrköpfigkeit und Verstocktheit. Dem Einflusse Veledas und Farros gelang es, die Sueven im Glauben ihrer Väter festzuhalten und die Absichten des christlichen Römers zu verdächtigen. Die Erweckung Hermanreichs wurde von Veleda ein „undeutsches Zauberstückchen" genannt.

„Größeres vermag ich, Größeres hab' ich gethan, — ihr wißt es!" sprach sie zu den versammelten Germanen. „Was der römische Zauberer Martin vollbrachte, verstößt scharf wider deutsche Sitte; denn man soll Keinen zurückrufen, der eingegangen ist in Walhalla."

„Und ich behaupte, das Ganze war Betrug," versicherte Blodmenn Farro. „Hermanreich war nicht todt. Der glattzüngige Römer hatte ihn beredet, sich todt zu stellen. Warum hat er ihn dazu beredet? Um den Christengott zu verherrlichen, uns zu hintergehen und zu bewegen, von den Göttern unserer Väter abzufallen."

Merkwürdigerweise fand diese grobe Finte Glauben. Der Grimm wurde rege wider den christlichen Betrüger.

„Sehet doch, was der falsche Römer aus freien

Männern gemacht hat!" fuhr der Blodmenn fort. „Büffel, Merkado und Alle, welche hören auf den römischen Sendling, sind Sklaven geworden. Sie arbeiten auf den Feldern, wie Schalke, und sagen, Arbeit sei keine Schande, sondern eine Ehre. Auch Trinkgelage meiden sie, weil Berauschung Unrecht und Schmach sei. Auch dürfe man nicht Kinder aussetzen, — keinen Sklaven tödten oder verstümmeln, — nicht freiwillig nach Walhalla reisen, — nicht rauben und plündern, — keinen Umgang haben mit hübschen Sklavinen; — dies Alles wäre Sünde und Frevel vor Gott. Merket ihr, was der freche Römer aus freien Männern machen will? Sklaven will er aus uns machen, — abhängige Knechte, — zahme Wölfe, die nicht mehr beißen und von den schlauen Römern ohne Mühe überwunden werden können. Frei wollen wir bleiben, — frei leben, — kein Joch auf unsern Nacken nehmen!"

Die Worte zündeten. Man argwohnte römische Kriegslist. Der innerste Kern des Widerspruches aber war Abneigung gegen die Wahrheit und deren Forderungen. Die Barbaren fanden keinen Geschmack an christlichen Sittengesetzen.

Die Versammlungen wiederholten sich, die Gäh=

rung wuchs. Grimmiger Haß brannte in den Gemüthern gegen Martin und seine Schüler.

„Laßt uns einstehen für das Recht unserer Götter!“ rief Farro. „Freie Männer wollen wir bleiben, wie unsere Ahnen gewesen! Zerbrechen wir das Christenjoch, — säubern wir unser Hundertschaft von diesem römischen Unkraut!“

Die Waffen klangen zusammen mit wildem Geschrei. Die Mordgier kochte in den Herzen, willig und bereit zur Blutthat.

„Wer Hornisse vertilgen will, muß ihr Nest verbrennen,“ rief die Alrune. „Ihr kennt das Christennest, — die Walenburg. Odin will ich befragen nach Tag und Stunde der Rache. Haltet euch bereit, Sühne zu bringen den erzürnten Göttern durch das Blut der Abtrünnigen.“

Ein engerer Kreis der Einflußreichsten trat zusammen, Katuwald, der Billing, unter ihnen. Seine Leidenschaft für Bissula glühte fort. Er berieth sich mit Farro über die Möglichkeit, in den Besitz der Stattlichen zu gelangen.

„Das Ding ist gar nicht schwer, Adeling!“ versetzte Farro nach einigem Nachdenken. „Du wirbst um die Störrische nach urgermanischer Sitte, — Du

raubst sie. Stürmen wir die Walenburg, dann mag Bissula Dein Beuteantheil sein."

„Hat Veleda nicht gesagt, was in der Walenburg ist, muß todtgeschlagen werden?" wandte der Billing ein. „Wie kann ich also die unvergleichlich Schöne retten?"

„So hat Veleda allerdings gesagt, und die Sueven werden genau thun, was sie gesagt hat," antwortete der Blodmenn. „Aber Du kennst ja ein Mittel, welches die Zunge der Alrune nach Deinem Herzen reden läßt. Gebrauche dieses Mittel."

Kätuwald gedachte Veledas Liebe zum Golde und nickte verständnißvoll mit dem Kopfe.

Urdeutscher Gottesdienst.

An bestimmten Tagen des Jahres versammelten sich die Germanen zu geräuschvollen religiösen Festen. Begangene Frevel zu sühnen, oder den Beistand der Götter zu erflehen, wurden Thiere geopfert, deren Fleisch von den Opfernden gegessen und die edelsten Theile im Feuer des Altares verbrannt.

An die Opfer reihten sich ausschweifende Gelage. „Der ganze Tag," berichtet Arnkiel, „wurde mit Fressen und Saufen zugebracht und dabei das Opfer mit großer Ueppigkeit verzehrt, also daß es für Schande galt, wenn man sich dabei nicht toll und voll gesoffen [1])."

Eine schauerliche Seite urdeutscher Gottesverehrung bildeten die Menschenopfer. Bei Kriegszügen wurden Frauen und Kinder geschlachtet, bevor man über die Flüsse setzte. Auch zur Heilung des Aussatzes und anderer Krankheiten, pflegte man Kinder zu opfern,

1) Arnkiel, S. 186.

deren Blut zu trinken und mit demselben kranke Körpertheile zu bestreichen. In einer Hungersnoth opferten einst die Schweden ihren eigenen König. Ein anderer König opferte dem Odin nach einander seine neun Söhne, damit ihm der Gott das Leben verlängern möchte[1]).

Noch im achten Jahrhundert gehörten Menschenopfer zur deutschen Religionsübung. Als der heilige Willibrord den Friesen das Evangelium predigte, verstummten an den geweihten Quellen, aus denen der Heilige taufte, die Götzenorakel. Diesen Frevel des Christen zu sühnen, wurde auf des Friesenkönigs Radbod Befehl dreimal das Loos geworfen, damit es Willibrord treffe und ihn zum Opfer der Götter bestimme. Noch im Jahre 1066 verblutete der fromme Bischof Johannes unter den Messern der Götzenpriester, als er den heidnischen Mecklenburgern die Heilsbotschaft verkündete[2]).

Bei wichtigen Unternehmungen, zu denen vorzugsweise Kriegszüge gehörten, wurden regelmäßig Menschen geopfert, den Beistand der Götter zu gewinnen. Auch die Chatten genügten dieser barbarischen Sitte, bevor sie den Raubzug gegen die Sueven unternahmen.

1) Grimm, deutsche Mythol. S. 40. — 2) Heber, S. 17 f.

Eines Morgens stieg die ganze Hundertschaft der Freien, Männer und Weiber, zu Thors Haide empor, ein baumloser, mit Felsstücken besäter Bergrücken, in dessen Mittelpunkt der Altar sich erhob. Ein ungeheuerer Felsblock war zu einem Würfel von roher Bildung geformt. Vier Stufen liefen rings um den Opferstein. Sie führten zu einer geräumigen Plattform, mit mäßiger Vertiefung. Da jedesmal der Altar mit dem Opferblute bespritzt zu werden pflegte, so bedeckte eine schwarze Hülle, verkrustetes Blut, sämmtliche Altartheile, — ein wüster Anblick. Und zu dem Häßlichen gesellten sich Empfindungen des Grauens, bei dem Gedanken, daß auch Menschenblut den Götzenstein befleckte [1]).

Vier Sklaven hatten sich in eine Reihe vor den Altar gestellt. Hinter ihnen standen deren Eigenthümer, in weitem Kreise die übrigen Chatten. Von den Vier sollte Einer durch das Loos bestimmt werden, unter dem Opfermesser zu sterben. Der Blodmenn Vadomar, Erwarts Libys Nachfolger, hatte ein weißes Tuch auf dem Boden ausgebreitet, über das er kleine Späne der Esche hinschüttete. Die Späne waren auf der einen Seite weiß, auf der

1) Arnkiel, S. 236.

anderen schwarz. Vadomar hob seine Augen zum Himmel und rief: „Ihr großen Götter, sagt uns durch das Loos, welchen ihr von diesen vier Menschen zum Opfer gehret! Wem die meisten schwarzen Stäblein fallen, den fordert ihr."

Darauf streute er für jeden Einzelnen die Späne über das Tuch und zählte die schwarzen Seiten des Holzes [1]).

Während des Loosens standen die Herren der Sklaven in gespannter Erwartung. Sie hatten nicht aus freier Wahl ihre Schalken als Opfergabe bestimmt, sondern nach der Reihenfolge des Herkommens. Bei Kriegen und Raubzügen mußten nämlich die Freien der Hundertschaft vier Sklaven den Göttern stellen; von diesen Vier wurde Einer geloost. So kam die Reihe der Opfergabe an jede Sippe der Chattengemeinde. Kein Friling verlor jedoch gerne sein menschliches Eigenthum, dessen Hingabe er als schweren Verlust betrachtete. Deßhalb erwartungsvolle Spannung der Herren.

In ganz anderem Sinne betrachteten die Sklaven die Verloosung. Sie verriethen weder Unruhe, noch Bangigkeit. Das Sterben wurde ihnen leichter, als

1) Tacitus, Germ. X. Arnkiel, S. 300, 3.

ein Leben unter dem Joche der Sklaverei. Das Loosen hatte für sie die Bedeutung eines Glückspieles, bei dem Jener gewann, welchen die meisten schwarzen Stäblein zum Tode bestimmten.

Als Vadomar sämmtliche Loose geworfen und seine Hand auf die Schulter jenes Sklaven gelegt hatte, welchen die Götter begehrten, da richtete sich der Ausgelooste auf, wie Jemand, von dessen Gliedern lastende Ketten genommen werden. Mit schadenfroher Miene blickte er auf seinen Herrn und rief: „Den Göttern Dank, — ich werde frei!“

Unverweilt begann die Abschlachtung des Opfers. Der Sklave ließ sich auf die unterste Stufe des Altares nieder. Vor ihm stand der Blodmenn, ein langes Messer in der Hand. Ihm zur Seite hielt ein Chatte eine große Schüssel bereit, das hervorströmende Blut aufzufangen. Vadomar hob das Opfermesser empor; das Gesumme in der Runde verwandelte sich in tiefe Stille.

„Ihr großen Götter,“ rief er, „wir bringen euch das Opfer, das ihr selbst erkoren habt! Nehmet es an und schenket uns über die Sueven Tyrs Recht.“

Auf Vadomars Wink trat ein Chatte hinter das sitzende Opfer und bog dessen Kopf rückwärts. In

demselben Augenblick stieß der Blodmenn sein Messer in den Hals des Sklaven, ein Blutstrahl sprang hervor und fiel in die vorgehaltene Schüssel. Eine barbarische Musik von Pfeifen, Schalmeien und Hörnern begleitete die grausige Handlung, bis sich das Opfer verblutet und todt hinsank.

Jetzt füllte der Blodmenn einen menschlichen Todtenschädel mit dem Blute, hob ihn hoch empor und rief: „Tyrs Becher!“ Er setzte das Gefäß an den Mund und trank, während die Musikanten eine wilde Weise bliesen und die Blicke aller Chatten erwartungsvoll auf dem Erwart ruhten. Der Genuß des Opferblutes verlieh nämlich dem Blodmenn die Gabe der Weissagung [1]).

Der schauerliche Trank brachte in der That auf den Mann in der weißen Pferdehaut unheimliche Wirkungen hervor. Seine Augen glühten dämonisch, seine Züge grinsten in abschreckender Verzerrung und sein Mund schäumte. Wie ein Kreisel drehte er sich pfeilschnell einige Male um sich selbst. Darauf stand er unbeweglich und öffnete den Mund, wie ein Organ finsterer Mächte. Die Musik schwieg. Die Chatten lauschten. Vadomar gurgelte Unverständliches, bis

1) Arnkiel, S. 187.

er in scharfen, grellen Lauten folgende Worte hervorstieß:

„Zum Krieg — zum Krieg!
Tyr schenkt Sieg.
Beute wird euch und Raub,
Wenn ihr tretet die Sueven in den Staub."

Das „Wenn" bemerkten die Chatten gar nicht. Sie vernahmen eine glückverheißende Weissagung, erhoben ein stürmisches Freudengeschrei, schlugen die Waffen zusammen und heulten Schlachtgesänge.

Der Blodmenn hatte sich erschöpft, wie ein Trunkener, auf die Altarstufe niedergelassen. Dort saß er, einem Menschen vergleichbar, der sich aus den Fesseln einer betäubenden Macht loszuringen strebt.

Inzwischen dehnten die Chatten ihren dichten Kreis, so daß sie in einer Reihe in weitem Ring den Altar umgaben. Herzog Fraomar trat heran, füllte einen Todtenschädel mit Blut und rief: „Odins Becher!" Nach einem langen Zuge übergab er das Gefäß einem Krieger seiner Gefolgschaft. Von allen Seiten nahten Männer und Weiber der Opferschüssel, schöpften Blut und kehrten in die Kette zurück. Ringsum riefen die Trinkenden: „Odins Becher! Thors Becher! Tyrs Becher! Fros Becher [1])!"

1) Ibid. S. 221.

Das allgemeine Bluttrinken verlieh dem Opfer ein überaus düsteres, unheimliches Gepräge. In geringerem Maße hatte der Blutgenuß dieselbe Wirkung bei allen Chatten, wie bei dem Blodmenn. Allenthalben verzerrte Gesichter, finster rollende Augen, bebende Glieder und schäumende Lippen. Die Mächte des Abgrundes schienen von Jenen Besitz genommen zu haben, welche in so haarsträubender, unmenschlicher Weise in Gemeinschaft mit ihnen getreten waren.

Vadomar hatte sich erhoben. Auf seinen Wink wurde eine Schichte Reisig auf die Plattform des Altares gelegt, auf dieses die Leiche des Opfers. Eine zweite Holzschichte bedeckte den Leichnam. Die Flammen wirbelten empor, und während die Gluth das Opfer verzehrte, bliesen die Hörner und die Chatten sangen häßlich.

Mittlerweile war ein Wagen, mit Speisen und Getränken beladen, bei der Opferstätte eingetroffen. Denn feierliche Götzenopfer schlossen regelmäßig mit ausschweifenden Gelagen und Tänzen, wohl der beliebteste Theil urdeutschen Gottesdienstes. „Sie haben vermeint," berichtet Arnkiel, „das Gesöffe wäre ein Stück des Götzendienstes, da sie ihren Götzen zu Ehren so

lange voll einschenkten und voll austranken, bis sie alle toll und voll geworden [1])."

Ein zweiter Wagen enthielt einen großen ehernen Kessel, worin das Opferfleisch gekocht und dann gegessen zu werden pflegte. Auch zwei offene Fässer, ausgehölte Stammstücke, standen auf dem Wagen. Diese Fässer hießen „Lautboller," weil sie zur Aufnahme des „Laut," oder Opferblutes bestimmt waren [2]).

Mit dem Wagen kamen zwei fette Rinder, um Hals und Hörner begränzt, und empfangen von freudigem Aufschrei der Chatten. Nicht ohne Selbstgefühl betrachtete Herzog Fraomar die wohlgenährten Thiere.

„Waffengesellen!" rief er. „Vor Monaten hat uns Gott Tyr Beistand und Glück versprochen gegen die Sueven, wenn wir den Raubzug verschieben, bis auf den neunten Vollmond. So haben wir's gethan. Und damals gelobte ich Tyr zwei fette Rinder, — betrachtet sie! Hübschere Opferthiere gibt es nicht. Das ist natürlich! Seit vier Monaten werden sie gemästet auf das heutige Fest. Tyr weihe ich das Blut der Rinder, und ihr, meine tapferen Waffengenossen, sollt euch ergötzen an ihrem Fleische."

1) Arnkiel, S. 224. — 2) Ibid. S. 218.

Die Gabe des Herzogs fand rauschenden Beifall. Die Thiere wurden geschlachtet, deren Blut in die Böller aufgefangen. Der Blodmenn ergriff einen Pferdeschweif, tauchte ihn wiederholt in das Blut und besprengte den Altar. Schließlich wurde der ganze Inhalt der Lautböller über die geweihte Stätte ausgegossen.

Inzwischen war der Kessel auf vier Steine gestellt und ein Feuer unter demselben angezündet worden. Viele Hände beschäftigte das Abhäuten und Zerlegen der Rinder. Frauen trugen Holz herbei und gossen Wasser in den Kessel. Andere schleppten Bierfässer und Trinkgeschirre herbei, die heute lediglich in Todtenschädeln bestanden. Dies Alles geschah unter großem Lärm, mit Jauchzen und Gejohle, im Hinblick auf das nahe Gelage.

Um den Häuptling hatte sich ein Kreis der Einflußreichsten versammelt.

„Chatten," hob der Herzog an, „wir sind noch zwiespältig in einem Punkte! Die Einen sagen, Walenheim werde verbrannt. Die Anderen widersprechen und sagen, Walenheim werde nicht verbrannt. — Heute müssen wir einhellig werden in der Sache. Darum bringe jeder Theil seine Gründe vor."

Sogleich entstand ein gewaltiger Lärm, ein hitziges Wortgefecht. Jeder suchte, weniger durch Gründe, als durch Ueberschreien des Anderen, seine Meinung geltend zu machen.

Fraomar stand beobachtend. Dann schlug er an seinen Schild und gebot Ruhe.

„Ich merke, die meisten Stimmen sind gegen das Verbrennen," sagte er. „Die besten Gründe sollen gelten. Wolf, sage Deine Meinung! Was uns zum Nutzen ausschlägt, das thun wir. Rede mit Bedacht!"

„Ich bin für's Verbrennen!" erdröhnte Wolfs rauhe Stimme. „Wozu noch die Häuser in Walenheim? Was im Streite von den Frilingen nicht fällt, machen wir zu Sklaven. Die Gänsesueven müssen ganz und gar ausgerottet werden. Hätten wir Genüge an der Beute und ließen Walenheim ungeschoren, so würde die Hundertschaft wieder anwachsen. Wäre sie aber wieder angewachsen, was thäte sie? Sie nähme Rache an uns. Besser ein todter Feind, als ein lebendiger. Feinde fürchte ich zwar nicht, — ihr wißt's, — ein Wolf bin ich! Allein die Gänsesueven könnten Tag und Stunde zur Rache wählen, die uns gar nicht behagten. Sie möchten unsere Hundertschaft überfallen, wann wir in

einen weit entlegenen Gau auf Raub ausgezogen. Dann kämen die Gänsesueven, erschlügen die Zurückgebliebenen, nähmen unsere Weiber, Jungfrauen und Sklaven. Das können und müssen wir abwenden. Also werde ganz Walenheim Oedung."

Kaum hatte er geschlossen, als sich die andere Seite mit Heftigkeit erhob. Fraomar gebot Ruhe.

„Wolf hat gesprochen, — Fuchs redet jetzt!" sagte er.

„Gegen das Verbrennen bin ich!" rief Fuchs. „Wenn Jemand einen Bienenstock hat, wird er den ganzen Bienenschwarm verbrennen, um den Honig zu kriegen? Dies wäre doch unsinnig! Den Honig wird er zwar nehmen, den Bienenschwarm jedoch leben lassen, damit er wieder Honig sammle für ihn. — So ist's mit den Gänsesueven. Wir nehmen ihnen zwar den Honig, lassen aber in der Hundertschaft alle Freien und Sklaven wohnen, die wir nicht mögen oder brauchen. Diese Zurückgebliebenen mögen dann weiter für uns Honig sammeln, bis uns wieder gelüstet nach Raub. — Was Wolf sagt von Rache, kann nicht gelten. Wann hätten wir Chatten die Sueven gefürchtet? Im Gegentheil, — recht ist uns ein streitbarer Nachbar; denn Gelegenheit gibt er

uns zum Kampfe. Darum seid keine Narren! Verbrennt nicht unseren reichen Bienenstand in Walenheim. Kein Tapferer fürchtet die Stacheln der Bienen."

Fuchs hatte so überzeugend und germanischer Raublust gemäß gesprochen, daß Wolf mit seiner Ansicht fast allein blieb.

„Der Herzog entscheide!" rief Wolf.

„Gefällt euch meine Entscheidung?" frug der Häuptling.

„Sie gefällt uns!"

„Werdet ihr euch alle ohne Murren meiner Entscheidung unterwerfen?"

„Wir unterwerfen uns!"

„So hört!" fuhr der Herzog fort. „Wolf hat gut gesprochen, — Fuchs aber noch besser. Die Gründe des Fuchs halten Stich und Hieb. Wir nehmen von Mannen, Weibern, Jungfrauen, Sklaven, Vieh und Habe in Walenheim, so viel wir mögen. Die Hundertschaft der Gänsesueven aber wird nicht verbrannt, — sie besteht fort."

„Es gilt!" riefen alle Chatten, Wolf nicht ausgenommen.

Der berathende Ring löste sich, und das Zechgelage begann. Sie lagerten am Boden, vor sich die Schilde,

welche ihnen als Tische dienten. Weiber und erwachsene Mädchen legten dampfende Fleischstücke auf die Schilde nieder. Es begann ein gewaltiges Essen und Verschlingen. Tiefe Stille herrschte während des Mahles. Die Befriedigung der Eßlust hatte jede Unterhaltung abgeschnitten. Als jedoch die gefüllten Schädel kreisten, erhob sich ein wachsendes Lärmen und Gejohle. Zuerst trank jeder Chatte einige Becher Götterminne, und dann trank er, in dem vergeblichen Bemühen, seinen Durst zu stillen. Dazwischen gellten die Pfeifen, dröhnten die Hörner, kreischten die Schalmeien, heulten die rauhen Stimmen betrunkener Teutonen.

So ging es fort bis zum Abend. Dann erhob man sich zum Tanze um den Altar. Von graciösen oder auch nur angenehmen Bewegungen keine Spur. Ein plumpes Springen und wildes Kreisen entfesselter Unbändigkeit. Und als die Nacht herabsank und Hertha, die nackte Göttin, umzugehen begann, da begaben sich Dinge, welche unberührt liegen mögen unter dem schmutzigen Mantel heidnischer Entartung und urdeutscher Gesittung [1]).

1) Tacitus, Germ. XL. Ozanam, S. 26.

Ueberfall.

Wissula durchschritt einige Kammern der Walenburg und ergötzte sich am Anschauen neuer Tuniken aus Leinwand. Groß war deren Menge. Seit Wochen arbeitete sie mit ihren Zofen an diesen Taufgewändern. Auch die Frauen und Töchter der Litenfamilien unterzogen sich, auf ihr Geheiß, mit Lust der gleichen Arbeit. So waren etwa zwölfhundert Tuniken fertig geworden. Die erste Hälfte bestand aus grauer Leinwand, und sollte vor der Taufe getragen werden. Die zweite Hälfte war aus schneeweißem Linnen gefertigt und sollte, nach der empfangenen Taufe, den gewonnenen Stand der Unschuld andeuten.

Gegenwärtig steht die Fürstin vor einem Tische und betrachtet aufgeschichtete Stöße weißer Tuniken. Der Gegenstand mochte ihren Geist zu Anderem hinüberleiten; denn sie blickt sinnend nieder, ein mildes Lächeln in den Zügen und in den Augen strahlende Freude.

„Weißt Du auch, meine Ganna, wozu dieses Linnen ursprünglich bestimmt war?“ frug sie.

„Ich weiß es nicht, edle Herrin!“ antwortete die Zofe. „Ich weiß nur, daß alle Mägde seit drei Jahren mit Fleiß den Flachs spinnen und weben mußten, daß Du selber daran gesponnen und gewebt hast. Auch weiß ich, daß die Frauen das Tuch so lange mit äußerster Sorgfalt kochen und bleichen mußten, bis es weißer geworden, wie Schnee und Schlehdornblüthen. Wozu es aber ursprünglich bestimmt war, kann nur meine Herrin wissen.“

„Ich will es Dir sagen: — mein Brautlinnen sollte es sein!“ sprach sie. „Ich setzte einen gewissen Stolz darauf, mit einem Schatze feiner Leinwand in die Ehe zu treten.“

„Ein preiswürdiger Stolz, ein fürstlicher Stolz!“ rühmte die Zofe. „Wie schön gedacht! Selbst der heilige Martin würde daran keinen Tadel finden. Ach, — wie schade!“

„Dein Bedauern ist thöricht, Ganna!“ sprach ernst Vithimers Braut. „Mein Linnen kleidet die wiedergeborenen Kinder Gottes, — welche Ehre! Könnte die Arbeit unserer Hände eine rühmlichere Verwendung finden?“

„Schon wahr! Allein, — nun — ja!“

„Was denn?“

„Nun tritt meine Gebieterin ohne Leinwand in die Ehe.“

„Aber als Christin!“ sprach sie feierlich und groß. „Gerettet aus dem Verderben, — ledig blutdürstiger Leidenschaften, — frei im Geiste, — versöhnt mit Gott, — geheilt an der kranken Seele, — geleitet auf den Weg, der zum Himmel führt! Was bedeutet alle Leinwand der ganzen Welt neben diesem Glücke?“

„Meine Herrin redet weise! Die Blutrache hätte uns noch Alle zusammen verschlungen. Mir gruselt, wenn ich an die schwarze Vergangenheit denke. Und auch der stattliche Adeling Vithimer hätte untergehen müssen. Du hast Recht! Die Leinwand ist ein gar nichtiges Ding, wenn man über Alles nachdenkt. — Lieber wäre mir's aber doch, wenn meine Gebieterin mit vieler Leinwand könnte in die Ehe treten; — wär's auch nur, den minnereichen Vithimer zu erfreuen.“

„Wie klein Du von ihm denkst!“ sprach sie. „Ich hatte ihm die Sache mitgetheilt, sein Urtheil zu hören. Und er? Nun,“ — fuhr sie mit jungfräulichem Erröthen fort, „er zog mich an seine Brust, küßte mich auf die Stirne und sagte: „Ein gottge-

fälliges Werk, meine herzenstraute Bissula!" — Einen edelsinnigeren Mann gibt es nimmer auf Erden, als meinen Vithimer!"

„Und auch keinen stattlicheren," ergänzte die Zofe. „Ach, — wie glücklich wird meine edle Herrin sein! Ich kann die Hochzeit kaum erwarten."

Ein plötzlicher Lärm unterbrach die Unterhaltung. Rauhe Männerstimmen hallten durch die Räume. Ein Laufen und Rennen klang durch die Gänge.

„Horch, — was ist das?" frug Ganna.

Die Thüre wurde rasch geöffnet. Büffel, Merkado und andere Frilinge stürzten athemlos, bis an die Zähne bewaffnet, in das Gemach.

„Fürstin, das Verderben zieht heran!" rief Merkado. Sie wollen uns Alle todtschlagen und das ganze Walenhaus verbrennen, mit Allem, was darin ist, weil wir abfielen von den Göttern."

Bissula stand einige Augenblicke betroffen.

„Wer will uns tödten?" frug sie.

„Die heidnisch Gesinnten unserer Hundertschaft, mit dem Billing Katuwald an der Spitze," antwortete Büffel. „Gestern Abend schon erfuhren wir die Sache, konnten sie aber nicht glauben. Heute, mit Tagesgrauen, kam Katuwald herüber mit einem star-

ken Gefolge. Jetzt sammelt er die Wehrhaften Walenheims um sich. Bald werden sie da sein, ihren Mordplan auszuführen."

Sie stand hochaufgerichtet, mit glühenden Wangen und blitzenden Augen. Ohne ein Wort zu sprechen, eilte sie hinaus, über den Hof, erstieg die Brüstung des umlaufenden Balkenwerkes und spähte zu Thal. In der Ferne hielt eine dunkle Schaar, deren Lanzenspitzen in der Sonne leuchteten. Von allen Seiten liefen die Sueven heran. Jeden Augenblick wuchs der Haufe.

Den Burghügel herauf flüchteten die Katechumenen, Männer, Frauen und Kinder, Schutz suchend im festen Hause der Walen.

„Eure Kunde bewährt sich!" sprach die Fürstin. „Und der Heilige, unser Schirm und Rath weilt ferne!"

„Eben darum überfallen sie uns heute," rief ein Sueve. „Sie wußten, daß jede Woche der heilige Mann dreimal mit Hermanreich und Eustach in das Eberthal reitet, den Liten und Sklaven zu predigen."

„Wie weit ist's nach Eberthal?" frug Bissula.

„Stark zwei Stunden!"

„Büffel," sprach sie, „besteige ein Pferd, fliege

hinüber und bringe dem Heiligen Kunde von der Gefahr."

Allein der Riese schüttelte heftig seinen Haarbusch. „Ich nicht, Fürstin!" rief er. „Mein Platz ist hier. Schicke einen Sklaven."

Sie warf ihre Blicke über das Gewimmel des Hofes und winkte einen verläßigen Haussklaven heran.

„Walhar," gebot sie, „setze Dich auf den Rücken unseres schnellsten Pferdes, sprenge nach Eberthal und melde dem heiligen Martin, der Billing Katuwald nahe mit vielen Sueven unserem Hause, in der Absicht, uns alle zu erschlagen. Bitte ihn, unverweilt unser Retter zu sein."

Einige Minuten später stürmte Walhar den Hügel hinab, und jagte in einer dem Feinde entgegengesetzten Richtung davon.

„Gaugenossen, seid tapfer und wehret euch!" rief Bissula mit flammenden Augen. „Schmachvolles unternimmt Katuwald und die Uebrigen; denn sie trachten, ihre Gaumagen zu morden. Fehlschlagen soll es ihnen. Vertheilet euch zur Wehr um den Pfahlring. Unser Haus ist fest. Wir halten aus, bis Jener kommt, dem Gott keine Bitte versagt."

In den Sueven erwachten Thatendrang und

Schlaglust. Ein lautes Geschrei und Zusammenschlagen der Waffen beantworteten Bissulas Ansprache.

„So lange wir noch Speere, Pfeile, Schwerter und ein ganzes Glied haben, soll Keiner da herein kommen!“ rief Büffel.

„Ich gehe mit den Frauen und Kindern nach der großen Halle, Gottes Beistand anzuflehen,“ sagte Bissula. Sie stieg herab in den Hof, sammelte Kinder, Mädchen und Weiber um sich und verschwand mit ihnen im Hauptgebäude.

Der blutige Anschlag war so geheim gehalten worden, daß bis zu den letzten Augenblicken die Bedrohten nichts erfuhren. Katuwald erschien an der Spitze einer bedeutenden Schaar seiner Hundertschaft. An diese schlossen sich die Christenfeinde Walenheims. Ueber zweihundert Streiter mochte der Trupp sein, als sie langsam, immer noch Kampflustige aufnehmend, gegen die Burg vorrückten.

Und nicht allein Kriegslust und Haß gegen die Christen beseelte die Sueven, sondern auch Raubgier. Sie kannten das reiche Haus der Walen, und hofften ergiebige Beute. In der letzten Versammlung waren bereits die Ländereien, Wälder, Viehheerden und Sklaven des Dynastengeschlechtes unter

die Kampfgenossen vertheilt worden. Katuwald hatte großmüthig jedem Beuteantheil entsagt, seine Theilnahme jedoch an die Bedingung geknüpft, daß Bissula nicht erschlagen, sondern ihm lebend übergeben werde. Veledas Rath unterstützte des Billings Forderung, die allgemeine Billigung fand.

Merkwürdigerweise geschah diese Theilung an demselben Tage, als die Chatten auf Thors Haide ihren Raubzug gegen die Sueven endgiltig beschlossen.

Die Erstürmung des Walenhauses und das Niedermetzeln der Katechumenen fanden die Sueven leicht und gefahrlos. Sie betrachteten das Vorhaben mehr als lockende Befriedigung ihrer Raubsucht, ihres Christenhasses und ihrer Mordgier, als ein schwieriges Unternehmen.

Mit schadenfrohem Lachen gewahrten sie die Flucht der Katechumenen nach der Burg.

„Recht so!“ rief Veleda, die mit einer ehernen Kette umgürtet und einem langen Messer bewaffnet, sich bei der Schaar befand. „Lauft nur alle nach dem Walenhaus, ihr Götterfeinde! Wir haben euch dann alle hübsch beisammen. Sind alle Hornisse im Nest, dann wird das Vertilgen der ganzen Brut

leichter, als wenn man das Ungeziefer hinter Strauch und Hecken erst zusammen suchen müßte."

Arminius Lupus, der sich als Schaulustiger angeschlossen, war indessen anderer Meinung.

„So leicht werdet ihr nicht hineinkommen," sprach er. „Falk, Habicht, Büffel, Adler, Merkado und die Anderen, werden ihre Haut theuer genug verkaufen. Klüger hättet ihr gethan, nächtlicher Weile die Burg unversehens zu überfallen."

„Wir haben gethan, wie uns Veleda gerathen," versetzte Katuwald.

„Veleda, — hm!" brummte Lupus, mit einem geringschätzenden Blick auf die Alrune. „Verstände sie von Kriegskunst etwas, dann wäre ihr Rath anders ausgefallen."

Die Worte verdrossen das Weib. Sie blieb stehen, stemmte beide Hände in die Seiten und sah aus giftig funkelnden Augen auf Arminius Lupus.

„Hast Du bei den Römern das gelernt, falscher Wolf?" kreischte sie den Menschen an. „Hast Du in vierzig Jahren bei den Römern nicht mehr erfahren, als von deutschen Alrunen eine verächtliche Meinung zu haben? Kriegskunst, — was Kriegskunst! Bedarf

ich römischer Kriegskunst? Mein Wort reicht hin, jenes verrammelte Thor angelweit aufzusperren."

„Wer's glaubt!" versetzte Lupus in seiner höhnischen Weise.

Die hochfahrende Alrune, gewöhnt an unbedingten Gehorsam und scheue Ehrerbietung, gerieth in heftigen Zorn.

„Wer's glaubt, Du Mondwolf?" keifte sie. „Hat Dich Veleda jemals belogen? Hat Veleda jemals Größeres versprochen, als sie leisten konnte? Wann hat sich Veleda gebrüstet mit leeren Behauptungen? Warte, — warte!" schloß sie drohend. „Kennen lernen sollst Du meine Macht!"

Nach diesen Worten begann sie, den Hügel mit gedehnten Schritten zu ersteigen.

Arminius Lupus lachte höhnisch in sich hinein.

„Will doch Veledas Kunststück sehen, mit Zauberworten ein Burgthor zu öffnen," sagte er.

„Größeres hat die Alrune gethan," versetzte Katuwald. „Wer Leute in Steine verwandeln und Vögel reden lassen kann, wie Menschen, der mag wohl auch ein Burgthor öffnen."

„Ich glaub's, wenn ich's erst gesehen hab'," antwortete Lupus trocken.

Bis auf Bogenschußweite war die Schaar dem Walenhause genaht und hielt jetzt zur Stelle. In demselben Augenblicke dröhnte ein Horn. Büffels Gestalt tauchte hinter der Brustwehr auf.

„Hoihu, — hoihu!“ rief er, und seine gewaltige Stimme wiederhallte an den umliegenden Bergen. „Was wollt ihr? Speere haben wir und Pfeile, Leib und Leben zur Wehr.“

Er schwang über seinem Kopfe mit der Linken einen Bogen, mit der Rechten einen wuchtigen Wurfspeer.

Veleda wandte sich an die Schaar.

„Harret zur Stelle!“ gebot sie. „Hat mein Wort das Thor geöffnet, dann säumet nicht und stürmt hinein.“

Sie stieg höher, Büffels Warnungsruf nicht beachtend und jenem Nimbus vertrauend, welchen Zauberwahn um ihre Person gesponnen.

„Veleda, stehe, — halt, — oder ich schieße Dich nieder!“ rief Büffel, einen Pfeil auf die Sehne legend.

„Mich willst Du niederschießen?“ rief Veleda höhnisch lachend entgegen. „Unsinniger Büffel, weißt Du nicht, daß kein Pfeil, keine Waffe, Odins vertraute Gesippte verletzen kann? Weißt Du nicht, daß

Tyrs Finger den abgeschnellten Pfeil in Deine Brust zurückschleudern wird? Schieße nur auf mich, — Dich wirst Du treffen, — nicht mich!"

„An den einen wahren Gott glauben wir und fürchten Deine blinden, tauben Götzen nicht," erwiederte Büffel. „Mache Dich fort, hebe Dich von hinnen, — oder es trifft mein Pfeil!"

„Blinde, taube Götzen nennst Du unsere Götter, — Du Hund!" schrie die Alrune. „Warte, — mit diesem Messer will ich Deine verruchte Zunge Dir aus dem Halse schneiden!"

Ein schallendes Lachen beantwortete Veledas Drohung. Merkado tauchte neben Büffel empor.

„Horch, alte Hexe, ich will einen Lobgesang auf Deine Götter hören lassen!" rief Merkado hinab und sang folgende Strophe:

„Der Donar ist ein Wahn,
Und g'rad so viel Wuotan.
Tyr und Frigg sind Klötze,
Taube, stumme Götze."

Die Alrune schüttelte beide Fäuste gegen den Sänger, und Wuth verzerrte ihr Gesicht.

„Du Sohn der Hel!" kreischte sie. „Warte, — warte, — warte! Heute noch sollst Du Jenen ge-

opfert werden, welche Du verspottet hast. Und alle Christen sollen heute noch hinabfahren zur Hel."

„Seid ihr in dieser freundlichen Absicht vor das Walenhaus gekommen?" rief Merkado. „Schämt euch so einer Gesinnung gegen Gaugenossen!"

„Habt ihr euch geschämt, zu den Römern hinüber zu laufen?" rief sie.

„Wir sind nicht zu den Römern gelaufen," antwortete Merkado. „Germanen sind wir, keine Römer. Wir haben den falschen Göttern abgesagt und glauben jetzt an den einen wahren Gott."

„Wer abfällt vom Väterglauben," entgegnete die Alte, „der schied aus germanischer Truht. Ihr alle seid abgefallen, darum sollt ihr verbrannt werden, wie dürres Holz an der heiligen Eiche [1])."

Während Veleda in dieser Weise mit den Belagerten verkehrte, nahte unbemerkt im Inneren ein Mann dem Thore, scheinbar die fallenden Worte belauschend, in Wirklichkeit aber jenes Zeichens harrend, das Veleda mit ihm verabredet hatte. Ertönte dieses Zeichen, dann sollte er flink das Burgthor öffnen. Der Mann gehörte nicht zu den Katechumenen; dieser Umstand war bei der Verwirrung unbe-

1) „Truht" bedeutet Familie im weitesten Sinne.

achtet geblieben. Als jetzt Veleda einen gedehnten Schrei ausstieß, schob er die Riegel zurück und stand im Begriffe, das Thor zu öffnen. Ein Sueve bemerkte dies.

„Verrath, — Verrath!" schrie er.

Ein Wurfspeer sauste. Der Mann am Thore sank durchbohrt zu Boden.

Auch der Alrune wurde die mißlungene Kriegslist verhängnißvoll. Der Ruf „Verrath" alarmirte die Belagerten. Durch Veledas bedeutsamen Schrei belehrt, erkannte Büffel, daß sie mit dem Verräther in Verbindung stehe. Er zog die Bogensehne an und zielte scharf. Der Pfeil schwirrte, die Alrune schwenkte heftig beide Arme und brach mit durchschossenem Halse zusammen.

Auf Katuwalds Schaar wirkte die Niederlage der mächtigen, gegen alle Waffen gefeiten Alrune, wie ein zerschmetternder Blitzstrahl. Schreckenslaute hervorstoßend, wichen sie entsetzt zurück, fortwährend die stieren Blicke nach dem Punkte gerichtet, wo Veleda in den letzten Zuckungen verblutete. Arminius Lupus allein bewahrte seine Kaltblütigkeit.

„Da habt ihr Veledas Kunststück!" spöttelte er. „Kennen lernen sollst Du meine Macht," — hat sie

geprahlt. Seht doch, — ein wohlgezielter Pfeil hat ihre ganze Macht und Großsprecherei über den Haufen geworfen. Wer wird auch, unter Anführung eines alten Weibes, eine Burg nehmen wollen, die von tapferen Männern vertheidigt wird? Willst Du nicht mit Schimpf abziehen, Adeling, dann mußt Du andere Mittel gebrauchen, als leere Zauberworte einer Alrune."

Der Adeling und seine Waffengenossen standen da und betrachteten das bewehrte Haus, wie eine ersehnte Stätte, zu der sie keinen Weg entdecken können. Im freien Felde von ungestümer Tapferkeit, besaßen die Germanen nicht die mindeste Kenntniß zur Eroberung fester Plätze. Obwohl ursprünglich und mangelhaft, waren die Schutzwehren der Walenburg immerhin stark genug, Belagerer von der Unwissenheit der Sueven in Verlegenheit zu bringen.

„Leitern!" rief plötzlich eine Stimme aus dem Haufen.

„Leitern, — Leitern!" wiederholte es von allen Seiten.

„Leitern? Ihr seid nicht gescheidt!" sagte Lupus. „Meint ihr, die Belagerten werden euch gemüthlich einsteigen lassen? Seht ihr nicht die

Schießscharten in der Balkenmauer? Pfeile und Speere werden euch niederstrecken, ehe noch die Leitern angestellt sind. Ja, — wäret ihr zweitausend, statt zweihundert, man könnte solch' ein Stürmen wagen. Unsinn wär's aber bei eurer geringen Zahl."

„Kennst Du einen Weg in das verdammte Walenhaus, Arminius Lupus, so zeige uns ihn!" sprach der Adeling Katuwald.

„Ich kenne allerdings einen Weg, er heißt — Feuer!" antwortete der Alte, ein grausames Behagen in den harten Zügen. „Traget Holz rings um die Balkenmauer, leget Feuer an, und ihr opfert mit einem Schlage alle Christen den Göttern, und verliert dabei keinen Mann."

„Es gilt, — es gilt, — Feuer, — Holz herbei!" riefen beifällig die Teutonen.

Katuwald hingegen schüttelte mißvergnügt den Kopf. Die Flammen würden auch Bissula verzehrt haben, die er lebend zu gewinnen trachtete. Verschlagen, wie er war, berührte er indessen mit keiner Sylbe den eigentlichen Grund seines Mißfallens.

„Kampfgenossen, hört mich!" rief er. „Lupus hat gesagt, mit den Leitern sei's Unsinn, weil uns die Christen durch die Mauerlöcher niederschießen und

von oben herab mit Lanzen erstechen würden. Aus derselben Ursach' ist's auch mit dem Feuer Unsinn. Meint ihr, Büffel und die Anderen werden ruhig zusehen, wenn wir Holz herbei schleppen und es rings um die Balken legen? Weit gefehlt! Mit Pfeilen und Wurfspeeren werden sie uns erlegen, wie tappige Bären, die just in eine Fanggrube geriethen. Also ist's nichts mit dem Feuer."

Nach Art von Kindern, deren Geistesthätigkeit schlummert, ließen sich die Germanen durch die ersten Eindrücke einer Vorstellung bestimmen, bis lebendigere Eindrücke die vorausgegangenen wieder aufhoben. So geschah es auch hier. Das Feuerwerk wurde verworfen.

„Der Adeling hat recht!" riefen sie. „Wir kommen so nicht hinein. Zeige uns einen anderen Weg, Wolf!"

„Mein Weg ist ganz sicher und gar nicht gefährlich!" behauptete der Alte. „Merket auf und höret, wie ihr's zu machen habt! — Jeder von euch bindet aus langem Reisig eine tüchtige Garbe zusammen. Dann legt er Lanze, Schwert und Speere bei Seite, damit er sich leichter bewegen und rühren kann. Den Schild aber hängt er auf den Rücken.

Darauf nimmt er die lange Reisiggarbe und geht nach der Burg. Sobald er in Schußnähe kommt, hält er die Reisiggarbe vor sich hin, wie einen Schild. Die da drinnen mögen schießen mit Pfeilen und werfen mit Speeren, so viel sie wollen. Keinen von euch werden sie treffen, — ihr gehet ja sicher hinter der vorgehaltenen Garbe."

Die lauschenden Germanen lachten hell auf und klatschten Beifall.

„Wie geht's aber zurück?" wandte Katuwald ein.

„Wieder in größter Sicherheit!" antwortete Lupus. „Seid ihr an Ort und Stelle, wo das Holz, zu einem hohen Walle aufgeschichtet, niedergelegt wird, so stellt Jeder seine Garbe vor sich hin. Darauf nimmt er den Schild vom Rücken, wirft mit der Rechten seine Garbe zum großen Haufen und deckt sich mit der Linken durch den Schild auf dem Rückwege. — Trägt Jeder zwei Garben hin, so gibt's ein Flammenmeer, das Alle und Alles verschlingen wird. Dann werdet ihr die brennenden Christen heulen hören, — ha — ha!"

„Es gilt! Macht Garben! Zum Walde! Braten wir die Christen, — rösten wir die Götter-

feinde!" riefen die Germanen durcheinander, und eine allgemeine Bewegung nach dem Walde begann.

Katuwald, der kein Mittel fand, einem Plane zu begegnen, dessen Ausführung seinen glühenden Herzenswunsch vernichten mußte, sah hilfesuchend auf Farro. Dieser begriff den Adeling und hemmte durch lauten Zuruf die entstandene Bewegung.

„Tapfere Männer, höret mich an!" rief er. „Was Lupus ausgedacht, mag wohl gelingen. Damit ist uns aber nicht geholfen, dieweilen wir nicht allein die Götterfeinde vertilgen, sondern auch gute Beute machen wollen. Verbrennet ihr das Walenhaus, so wird auch Alles verbrennen, was darin ist. Und ihr kennt doch den großen Reichthum der Walen. Was die Römer aus Silber und Gold Prachtvolles auf den Markt nach Straßburg gebracht haben, das kauften die Walen, um ihr stolzes Haus zu schmücken. Auch haben sie, in dicken Schläuchen, viel Wein, der uns auf einige Tage belustigen und berauschen kann. Dazu haben sie eherne Helme und Panzer, eine Menge Schwerter, Lanzen und Schilde, — lauter köstliche Arbeit. Daneben herrliche Schränke, vollgestopft mit schönen Gewändern und anderen hübschen Sachen. Dies und noch vieles Andere muß Alles

elendiglich umkommen, so ihr Feuer anleget. Deßhalb seid klug und stehet ab vom Feuer."

Die Vorstellung machte auf die Raublust der Sueven einen unwiderstehlichen Eindruck.

„Der Blodmenn hat recht!" rief es von allen Seiten, „Toll wären wir, all die schönen Sachen zu verbrennen. — Wolf, zeige uns einen anderen Weg!"

Während die Sueven in dieser Weise berietheu, erstieg der heimkehrende Walhar auf der anderen Seite den Hügel. Er hatte von Ferne die bewaffnete Schaar bemerkt, die Hut hinter den Brustwehren gesehen und Alles errathen. Sein Pferd beim Ausgange des Waldes zurücklassend, schlich er durch Gebüsche der Brachfelder heran, erstieg rasch den Hügel und wurde an einem herabgelassenen Seile emporgezogen. Sofort umringten die Belagerten den Boten.

„Wo ist der heilige Mann? Wo bleibt er? Wann kommt er?" drängten die Fragenden.

„Er kommt nicht, — es sei nicht nothwendig, — hat er gesagt," antwortete Walhar.

„Er kommt nicht? Es sei nicht nothwendig?" wiederholten in staunender Betroffenheit die Sueven.

Auch Büffel hatte auf seinem Wachposten die merkwürdige Kunde vernommen. Er sah hinab, beobachtete den rathschlagenden Feind und bewegte sorgenschwer den Kopf.

„Hm, — nicht nothwendig!“ brummte er. „Der heilige Mann hat’s zwar gesagt, — und so mag’s gelten. Was ich aber sehe mit meinen Augen, deutet auf nahen Sturm. — — Was mögen sie nur auskochen da unten? Der Lupus hat ja die römische Kriegskunst gelernt, wie er sagt, und die römische Kriegskunst bedeutet für uns das Schlimmste. — — — Nicht nothwendig! Hätte das nicht der heilige Mann gesagt, ich würde jeden einen Esel schelten, der unsere Noth kennt und behauptet, Hilfe sei uns nicht nothwendig.“

Dann hob er den Blick zum Himmel und sprach leise: „Herr Jesus, hilf uns zur heiligen Taufe, damit wir können eingehen in Dein himmlisches Reich! Gestatte nicht, Herr Jesus, daß wir alle hier umkommen, — schon so nahe der Himmelsthür. Herr Jesus, Alles kannst Du, — mache Dich auf und hilf uns!“

Das Erscheinen Bissulas lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Vorgänge im Burghofe.

Der Bote war bei jedem Schritte nach der großen Halle durch Fragende aufgehalten und gründlich verwirrt worden. Bei den sich kreuzenden Fragen der Dränger, gab er verkehrte Antworten und stückweisen Bericht, welcher keine Klarheit brachte.

„Er kommt nicht, — er mag nicht, — er kann uns nicht helfen, — der heilige Mann läßt uns im Stiche!“ diese und ähnliche Reden empfingen Bissula.

Sie winkte Ruhe und stand in Mitte eines weiten Kreises, ihr gegenüber der Bote. Sie gewahrte die Verwirrung des Sklaven und redete freundlich zu ihm.

„Du warst eilig, guter Walhar!“ sprach sie. „Flink bist Du, wie ein Vogel, — ein trefflicher Reiter! Nun, mein bester Walhar, erzähle Alles der Reihe nach, wie es sich begeben hat. Vergiß auch nicht, uns zu melden, wo Du den heiligen Martin gesehen, was er gesagt und gethan hat.“

Der Mann nickte mit dem Kopfe, wie ein Mensch, der froh ist, endlich Athem und Muße zu eingehender Erklärung zu finden.

„Alles, — und der Reihe nach, — so ist's recht!“ sagte er. „Die Frilinge da haben mich ganz toll und wirr gemacht. Meine edle Herrin aber redet,

und hell wird's in meinem Kopf. — Bin also nach dem Eberthal gejagt, so geschwind, wie ein Pfeil vom Bogen. Wie ich hinkomme, steht der heilige Mann auf Thors Stein, mitten im Felde. Um ihn her stehen und hocken unsere Liten und Sklaven und hören zu, was der heilige Mann redet. Wie mich der heilige Mann sieht, schweigt er still und steigt herab von Thors Stein, und Alle um ihn her begaffen mich und sagen: „Ist das nicht Walhar? Was gibt es? Seht doch, Angst und Schrecken hat er!“ Da ruft der heilige Mann: „Schweiget, meine lieben Brüder und Schwestern, höret doch, was uns der gute Walhar bringt!“ Darauf wurde es mäuschenstill und ich sage: „Meine edle Herrin schickt mich eilends her, Dir zu melden, daß Katuwald mit vielen hundert Sueven nach der Walenburg zieht, alle zu erschlagen, die glauben an den Herrgott Jesus Christus. Darum sollst Du eilends kommen, Deine Schäflein zu retten.“ — Wie der heilige Mann das hört, erschrickt er gar sehr und sagt kein Wort. Die Liten aber und die Sklaven, Männer und Weiber, schreien laut auf vor Angst. Wie ich wieder auf den heiligen Mann sehe, steht er da, wie ein Mann von Stein. Die Arme hat er zum Himmel gestreckt

und seine Augen sind, wie Flammen, die in den Himmel hineinschauen, und sein Gesicht war so, daß es mich schüttelte an allen Gliedern. Er war nicht, wie ein Mensch, sondern wie ein schrecklicher Geist, der in einem Leibe von Stein wohnt. So steht er eine gute Weile, redet nichts, regt sich nicht, schaut immer in den Himmel. Dann war er, wie Jemand, der aufwacht aus tiefem Schlafe. Mit großen Augen schaut er um sich her und fängt an, zu lächeln. Jetzt war er wieder so lieb und minniglich, wie immer. „Mein Bruder Walhar," sagt er, „reite geschwind zurück, grüße die erlauchte Fürstin und Alle, die bei ihr sind, und sage, sie möchten nur keine Furcht haben. Es ist gar nicht nothwendig, daß ich komme. Der allmächtige Gott schirmt seine Heerde und überläßt die Wölfe den Folgen ihrer Bosheit." So hat er gesagt. Und seine Worte sind mir im Kopf hängen geblieben, wie festgenagelt. Darauf bin ich zu Pferd gestiegen und heimgejagt."

Dem Berichte des Boten folgte tiefe Stille. Wunderbares enthielt die Kunde. Noch wunderbarer dünkte den Germanen die verheißene Hilfe und Rettung.

„Der heilige Martin ist ein Diener und Freund

des allmächtigen Gottes," unterbrach Bissula das Schweigen. „Was er gesagt hat, wird sicher geschehen. Darum harret, zweifelt nicht, — vertrauet!"

Kaum verklangen die Worte der Fürstin, als ein dumpfes Dröhnen aus weiter Ferne die Aufmerksamkeit der Belagerten erweckte. Es rauschte an den Bergwänden hin, wie das Verhallen fernen Donners, tiefe, unheimlich rollende Töne, wie Vorboten nahender Schrecken.

„Horcht, — hört! Was ist das?" sprachen die lauschenden Sueven.

„Schlachthörner sind's!" verkündete Büffel von der Brustwehr herab. „Hört doch!"

Das Dröhnen wiederholte sich, dumpf, grollend, schauerlich. Dann lag es wie banges Schweigen zwischen den Bergen.

Arminius Lupus hatte eben seine Unterweisung vollendet, wie man ein Schilddach bilden und so gedeckt an das Pfahlwerk des Walenhauses herankommen könne. Da ging das hohle Dröhnen durch das Thal.

„Hört, — hört! Was ist's?" riefen die Sueven.

„Donars Wagen ist's, der hinter den Bergen durch die Lüfte rollt," antwortete Farro.

„Du irrst Dich, Blodmenn!" widersprach ein be-

jahrter Germane. „Ich kenne das! Kein ferner Donner ist's. Wenn sich in Schluchten und Klüften Schlachthörnerschall fängt, dann gibt's ein Gebrause, wie das ferne Rollen von Donars Wagen. Bei meinem Schwert, — was ihr gehört habt, sind Schlachthörner!"

„Wer sollte sie blasen wider uns?" frug es in der Runde.

„Unsere Jungen spielen Krieg und blasen Hörner," sagte Farro.

„Du irrst Dich wieder, Blodmenn!" versetzte der Alte. „Mit Kraft und vollem Klang ein Schlachthorn zu blasen, vermag kein Junge. Dazu gehört die Brust eines Mannes. Ernst ist's, — kein Scherz! Seht ihr dort die laufenden Weiber?"

Er deutete nach einem Punkte, wo das Seitenthal, in dem sie sich befanden, in das breite Flußthal mündete. Ein Weib stürmte heran, ihr folgte ein zweites, dann ein drittes und viertes. Keine Sklavinen waren es, sondern Freifrauen; denn sie trugen keine Lendenschürzen, sondern lange Hemden mit aufgenähten Bändern, und ihre langen, aufgelösten Haare flatterten hinter den Stürmenden her. Die Vorderste in der Reihe blieb jetzt stehen und

wölbte beide Hände vor dem Munde. Lauschend standen die Sueven.

„Holla — he!“ schallte es herauf. „He — holla, — die Chatten!“

Das einzige Wort „Chatten“ erklärte Alles. Ein kriegerisches Geschrei ausstoßend, rannten die Germanen zu Thal. Der Boden bebte unter der Wucht dieser stürmenden Riesenschaar, welche mit großer Schnelligkeit dem eingebrochenen Feinde sich entgegenwarf.

Das Schlachten.

Die Chatten, denen sich viele raublustige Weiber angeschlossen, waren erstaunt, bei ihrem Einmarsch in die Hundertschaft nicht den geringsten Widerstand zu finden. Nirgends erblickten sie einen wehrfähigen Mann. Die Frauen und Kinder der ersten Häuser flohen, die Hunde bellten heftig, bis auch sie den Flüchtenden folgten.

Da sich Walenheim, mit seinen weit auseinander liegenden Gehöften, in mehr als Stundenlänge durch das Thal erstreckte, so bedurfte es einiger Zeit, bis der Ueberfall in der ganzen Gemeinde bekannt wurde.

Die Chatten, hungrig und durstig, wie sie waren, plünderten die ersten Häuser der Frilinge gründlich aus und lagerten auf einer Anhöhe, aus mächtigen Trinkhörnern zum nahen Kampfe sich stärkend.

Fraomars zahlreiche Gefolgschaft, die ihn stets schlagfertig umgab, bildete mit den Wehrfähigen der Chattengemeinde eine Streitmacht von fast gleicher

Stärke mit Katuwalds Schaar. Nur der Herzog war beritten. Alle trugen mehrere Wurfspeere, eine lange Lanze, am Rücken den Schild und an der Seite ein Schwert, oder eine wuchtige Keule. Am Gelingen des Unternehmens zweifelten sie nicht; denn sie zogen aus mit Billigung und glückverheißenden Aussprüchen der Götter. Erhöht wurde die Siegeszuversicht durch das Zögern der Sueven, von den Chatten als Zaghaftigkeit und Feigheit verspottet.

„Wo bleiben nur die tapferen Gänsesueven?“ rief übermüthig Herzog Fraomar. „Sie werden doch nicht davon laufen und Alles im Stiche lassen? Daran hätte ich wahrlich keine Freude! Das Beste und Schönste an jedem Raubzuge bleibt doch immer ein mannhaftes Streiten. — Blast die Hörner! Blast, daß die Berge wackeln! Blast, — ruft die Tröpfe zum Kampfe!“

Die Schlachthörner dröhnten. Mächtig rollte ihr Schall an den Bergwänden dahin, bis nach der entfernten Walenburg.

Die Chatten zechten weiter, stets ausschauend nach den sehnlichst erwarteten Feinden.

„Das ist doch wunderlich!“ rief der Herzog. „Kein Mann läßt sich sehen in ganz Walenheim. Die Skla=

ven hocken mit ihren Jungen vor den Hütten und lugen zu uns herüber. Die Frilingsweiber laufen und schreien. Aber die Männer? Wo sind sie? Wer begreift das?"

„Sollten sie etwa ausgerückt sein zu irgend einem Götterfeste?" sagte Iltis. „Ich schwöre, sie feiern heute das Herbstfest!"

„Du magst es getroffen haben!" versetzte kopfnickend der Herzog. „In diesem Falle warten wir, bis sie heimkommen. Die Gänsesueven sollen uns nicht nachsagen, daß wir sie bestohlen hätten. Wir nehmen nach Tyrs Recht, mit Schwert und Speer, — anders nicht. Nein, — die Chatten sind keine feigen Buben und Diebe!"

Die Anschauung des Häuptlings fand allgemeine Billigung. Aber die Aussicht thatlosen Hinliegens verdroß; denn Schlaglust und Thatendrang erfüllte Alle.

„Hab' mich längst auf diese Stunde gefreut!" sagte Wolf. „Jetzt soll ich warten, bis es den Sueven gefällt, sich mit uns zu schlagen? Und wie lange müssen wir warten? Sie werden zechen beim Fest, bis weit in die Nacht hinein. Morgen werden sie

schwere Köpfe und schlaffe Arme haben, mit denen sie keinen rechten Hieb führen können."

Beifällig nickten viele Bärenköpfe und manches Stierhaupt zu des Streitlustigen Klage. Wie eine höchst schwierige Entsagung empfanden Alle den verschobenen Kampf.

Da tauchten plötzlich in der Ferne die Sueven auf.

„Huiho, — sie kommen!" rief ein Chatte.

Die Lagernden sprangen empor, stießen ein stürmisches Freudengeschrei hervor, und schlugen unbändig die Waffen zusammen.

„Wieder ein wunderlich Ding!" sagte Fraomar. „Zuerst war nirgends ein Sueve zu schauen, — jetzt sind sie mit einem Male Alle beisammen. — Recht so! Das gibt 'nen lustigen Schwertertanz."

Die Sueven rückten auf einige hundert Schritte heran; dann machten sie Halt. In der Absicht, den Beginn des Kampfes hinauszuschieben, um sich mittlerweile vollständig zur Schlacht rüsten und stärken zu können, schickten sie einen Boten zu den Chatten. Dieser nahte gemächlichen Schrittes den Feinden, und wurde nicht ohne einige plumpe Förmlichkeiten vom Herzoge empfangen.

„Katuwald, der Adeling, und die Frilinge von

Walenheim schicken mich, euch zu fragen, wer ihr seid und was ihr wollt allhie?“ sprach der Sueve.

Der Häuptling schien ein Haar in der Botschaft zu finden; denn er stand überrascht und sah flüchtig, nicht ohne Betroffenheit, zu Boden. Er nahm sich indessen zusammen und beantwortete die gestellten Fragen mit grinsender Freundlichkeit.

„Wer wir sind? Chatten sind wir, wie Du siehst! Ich meine, Du solltest mich, den Herzog Fraomar, und noch Einige von uns kennen. Was wir wollen allhie? Was Ehre heischt und Tyrs Recht. Aber nicht mit Katuwald, dem Billing, gehren wir Kampf, sondern nur mit der Hundertschaft Walenheim. Dies melde dem Adeking.“

„Schwertmagen ist uns heute im Kampfe der Billing. Tyrs Recht wehren wir euch mit Schwert, Keule, Lanze und Speer!“ antwortete stolz der Sueve.

„Mannhaft geredet!“ rühmte der Häuptling. „Thue Meldung von unserem Begehren. Dann rüstet zum Streite. Tyr entscheide das Recht.“

Der Bote wandte sich ohne Gruß, wie er gekommen, und kehrte langsam zu den Seinen zurück.

Inzwischen waren Weiber und Jungfrauen von allen Seiten herbeigeeilt und hatten zum Kampfe die

herkömmlichen Waffen gebracht; denn zur Abschlachtung der Katechumenen waren sie nur dürftig gerüstet gewesen. Auch Speisen und Getränke schleppten die Sklaven herbei. Die lagernden Sueven zechten furchtlos und heiter, wie bei einem Friedensfeste. An Gefahren des bevorstehenden Gefechtes dachten sie nicht, solche gab es auch in Wirklichkeit nach urdeutscher Anschauungsweise nicht. Lust und Ehre war ihnen das Schlachten, ihr sehnlichster Wunsch der Schlachtentod; denn er geleitete nach Walhalla zu endloser Wonne in Kämpfen, beim Essen und Trinken, in bester Gesellschaft. Ebensowenig verdroß sie der Chatten räuberischer Ueberfall. Wie schon bemerkt, war Raub keine Schande, nach urdeutschen Begriffen. Tyrs Recht zu begehren, ehrte sogar den freien Germanen. Dieses Recht des Schlachtengottes Tyr bestand aber lediglich im Rechte des Stärkeren. Der Sieger behielt immer Recht. Den Tapferen gehörte Alles von Rechtswegen [1]).

So gründet auch das Faustrecht des Mittelalters in dieser heidnischen Anschauung, nicht allseitig vom Geiste des Christenthums überwunden, und

1) Se in armis jus ferre, et omnia fortium virorum esse. Livius, L. 5.

heute noch fortwuchernd in der barbarischen Sitte der Duelle.

„Hab' mich die ganze Zeit her schon gewundert, wo die Chatten diesmal so lange bleiben," sagte ein Sueve. „Wenn sie nichts mehr zu nagen und zu beißen haben, kommen sie doch gewöhnlich zu uns und holen sich blutige Köpfe, oder einen Platz in Walhalla. Heut' kommen sie gerade recht, — wir wollen sie dreschen!"

„Freilich kommen sie recht!" rief ein Anderer. „Hatte längst Heimweh nach ihnen. Wären die Chatten nicht, man verlernte das Kriegen."

„G'rad' so!" riefen Mehrere zusammen. „Der elende Friede mit den Römern macht unsere Schwerter rostig."

„Da ist nichts zu ändern. Die Römer haben unser Wort. Man muß sein Wort halten."

„Man hätte sein Wort nicht geben sollen."

„Waren wir nicht gezwungen? Verheerten nicht die Römer unsern Gau?"

„Was plaudert ihr? Dort sind heute unsere Römer! —" und der Sueve deutete nach den Chatten.

„Aha, — sie rühren sich!"

„Schon bilden sie den Keil!"

„Trinkt leer, daß wir flugs an sie kommen!“

„Morgen trink' ich aus Fraomars Hirnkasten!“ rief ein Riese unter den Riesen. „Bei Tyr, — den Herzog hab' ich mir auserlesen!“

„Horcht, — sie rufen schon das Schlachtgebet! Bilden wir den Keil, — vorwärts!“ drängten die streitlustigen Sueven.

Die Chatten standen bereits in Schlachtordnung, ein keilförmiger Haufe, dessen äußerste Spitze Herzog Fraomar bildete, der zu Fuß focht, gleich allen Uebrigen. Eben verrichteten sie das herkömmliche Gebet, unmittelbar vor dem Treffen. Sie breiteten die Arme aus, schauten zum Himmel und erinnerten Gott Tyr an den versprochenen Sieg. Zum Schlusse riefen sie alle zusammen in langsamer Weise, mit einer Pause zwischen jedem Wort: „A—jova—tuta—nei—Awi—awoca—nei!“ Diesem Stoßgebet schrieben sie eine ganz besondere Kraft zu, wohl deßhalb, weil sie kein Wort davon verstanden. Denn nicht deutsch war es, sondern verdorbenes römisches Soldatenlatein. Die Germanen hatten regelmäßig die Römer, sobald sie in harte Bedrängniß kamen, beten gehört: „O Jova tuta me, a vi avoca me!“ — O Jupiter, schütze mich, vor Gewalt errette mich!“ Die

Teutonen hatten sich die Worte gemerkt, in sinnloses Kauderwälsch verwandelt und ihnen eine ganz besondere Kraft beigelegt [1]).

Nach dem Gebete begann der Schlachtgesang. „Sie haben solche Lieder," berichtet Tacitus, „durch deren Absingen, Barditus genannt, sie sich begeistern, und den Ausgang des erwarteten Kampfes nach dem Sange selbst vorausdeuten. Denn je nachdem sich das Heer auf der Wahlstatt hören läßt, sind sie der schreckende oder zagende Theil, und es ist, als wenn nicht Menschenkehlen, sondern der Kriegsmuth selbst also sänge. Vornehmlich bemüht man sich um harte Töne und schmetterndes Getöse, wozu man die Schilde vor den Mund hält, damit die Laute zurückprallen und hiedurch nur um so voller und stärker anwachsen mögen [2])."

Dieser Schlachtgesang war kein Singen gebildeter Kehlen, sondern ein dräuendes, stets anwachsendes Heulen, dessen grimmiges Gebrause allgemach in teutonische Begeisterung versetzte. Da auch die Sueven ihr Schlachtlied sangen, so bewirkte das Zusammenklingen dieser Hunderte von Riesenstimmen ein Ge-

---

1) Arnkiel, S. 206. — 2) Tacitus, Germ. III.

töse, das erschreckend von den Bergen wiederhallte und durch den Urwald dahin brauste.

Erhöht wurde der Kriegslärm durch das Dröhnen der Schlachthörner und das heftige Zusammenschlagen der Waffen.

Und dies Alles zusammen brachte schnell die beabsichtigte Wirkung hervor. Die ohnehin blitzenden Augen flammten mordgierig, die rauhen Gesichtszüge glühten vor Kampfeslust. Bis zur Siedhitze des Blutdurstes hatten sich die Barbaren erregt und jetzt stürzten sie plötzlich auf einander los. Im schnellsten Anlaufe schleuderten sie Wurfspeere, trafen zusammen und begannen ein grausiges Morden. Laute des Grimmes und der Wuth vermischten sich mit prasselnden Waffenschlägen und dem kurzen Geheul Hinstürzender. Bei dem gegenseitigen ungestümen Vordrängen, hätten sich bald die feindlichen Schlachthaufen mit einander vermengt. Jetzt glich das Ganze einem ungeheuren Knäuel waffenschwingender, schlachtender Riesenleiber, einem blutigen, grauenhaften Strudel, der sich selbst verschlingt.

Das Abschreckende des Gemetzels steigerten die Weiber, deren Zurufe die Kämpfenden anfeuerten. Manche von ihnen hielten Säuglinge empor, oder um=

kreisten mit fliegenden Haaren und wildem Geheul die Wahlstatt [1]).

Eine Steigerung der Streitlust war indessen kaum möglich; denn Aller hatte sich jene, den Römern so furchtbare, teutonische Wuth bemächtigt. Wie Rasende stachen und schmetternden sich die Germanen nieder. Eine Grausen erregende Vernichtungsraserei, eine dämonische Vertilgungswuth hatte sich Aller bemächtigt. Wie Besessene mordeten sie, und lebensfeindlich stürzten sie in den Tod. In schäumender Tollheit rissen sie das letzte Stück Thierhaut vom Leibe, um in völliger Nacktheit desto leichter Wunden schlagen und empfangen zu können [2]).

Arminius Lupus hatte sich am Rande des Waldes auf einen Stein niedergelassen, und sah mit Genuß in das Gemetzel.

„Beim Jupiter, — wenn's einen giebt, — so kämpfen nur Germanen!" sagte der Alte. „Rom gäbe einen Berg von Gold darum, könnte es so ein Schauspiel im Amphitheater haben."

Mit diesen Worten hatte Lupus allerdings eine klägliche Wahrheit ausgesprochen, nämlich die herr-

1) Tacitus, Germ. VII. — 2) Heber, S. 13.

schende Grausamkeit des gebildeten, wie des barbarischen Heidenthums.

„Sie stürzen hin, wie Eichbäume!“ rief er. „Wie ein gefällter Eichwald liegen die herkulischen Leichen! Und was noch aufrecht steht, fällt nach. Da gibt's kein Stillen des Blutdurstes, — kein Abkühlen der Raserei. Das kochende Blut muß fort, nur der Tod bringt Ruhe. Sie werden sich alle zusammen aufreiben. Der Letzte wird vielleicht auf der Spitze des eigenen Schwertes nach Walhalla reisen.“

So geschah es wirklich. Die Wahlstatt bedeckten Leichen und Schwerverwundete. Schließlich ragte ein Sueve als Letzter über dem Blutfeld, schwankend, zum Tode getroffen. Auch er brach zusammen und sank hin zu den Uebrigen.

Die Taufe.

In der Walenburg herrscht geschäftiges Treiben. Der Tribokkerfürst hat den Bischof Justinus über den Rhein geleitet, die Erstlinge der Sueven in die Kirche Jesu Christi aufzunehmen. Vithimers Gefolge bewegt sich geräuschvoll durch die Räume, ein Gegenstand ängstlicher Sorge für den Seneschalk, dessen gastfreundschaftliches Pflichtgefühl die Ehre des Hauses zu wahren strebt.

Bissula strahlt von Glück. Der nächste Morgen geleitet sie in das Reich Gottes durch Empfang der heiligen Taufe, — eine Gnade, deren unaussprechliche Hoheit St. Martin sie verstehen und würdigen gelehrt.

Vithimers Gegenwart und verständnißvolle Theilnahme für das bevorstehende Glück seiner Braut, steigerte wesentlich deren Wonnegefühle.

Abgesehen von der hehren Freude einer gehobenen religiösen Stimmung, würde die fesselnde Erscheinung

des jugendlichen Fürsten schon hingereicht haben, eine liebende Braut zu beglücken. Die hagere Büßergestalt war völlig verschwunden. Er blühte in Jugendkraft und männlicher Stattlichkeit. Unerwartet schnell hatte sich der geschorene Sklavenkopf des Asceten in ein schönes Haupt, mit fürstlich wallendem Haar verwandelt. Die Scheere des Heiligen schien sogar die Merkmale eines urdeutschen Adelings befruchtet zu haben; denn eine goldgelbe, glänzende Fluth überschüttete die breiten Schultern Vithimers. Durch sein Aeußeres gefesselt, sowie beglückt durch die Erkenntniß seines bewiesenen Heldensinnes, gestand sich Bissula, den minnewürdigsten Bräutigam zu besitzen.

Und ihn entzückte sie nicht minder. Das düstere Gepräge heidnischen Geistes, das ehedem ihr Wesen überschattet, war einer heiteren Klarheit gewichen. In unbeschreiblicher Schönheit glänzte sie vor ihm, und die Sehnsucht nach himmlischen Gütern und göttlichen Gnaden, welche ihre Seele gegenwärtig erfüllte, hob verklärend ihre Wohlgestalt.

„O mein Vithimer,“ sprach sie bewegt, „wenn ich zurückschaue in die Nacht meines vergangenen Lebens, dann liege ich beschämt im Staube vor Gottes unendlicher Barmherzigkeit! Wohin wäre ich gekommen,

fortwandelnd auf den Wegen germanischen Geistes und germanischer Gesittung? Meine Sippe ging zu Grunde durch den Fluch germanischer Denkweise, — und auch ich wäre elend zu Grunde gegangen. Ewig Dank und Lob sei Gott, der mich Arme gerettet durch die Wahrheit der Heilsbotschaft! Möchten doch Alle gerettet werden, die im Finstern wandeln und in der Barbarei germanischer Lebensart! — Nicht wahr, mein Vithimer, die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden wird unser rastloses Bemühen sein?"

„Gewiß, meine Bissula! Licht muß werden in der Welt, und dieses Licht ist einzig Jesus Christus. Keine Wohlfahrt, keine edle Gesittung, kein volles Glück im Leben und im Sterben, ohne den Heiland der Welt. Er allein ist der Weg, die Wahrheit und das Leben."

„Und was mich in tiefster Seele erschüttert und entsetzt," sprach sie reuevoll, „das ist die Erinnerung an meine frevelhafte Absicht, in das Verderbniß der schauerlichen Blutrache Dich zu verstricken. O ich Elende, was habe ich gethan! Verzagen möchte ich in meiner Schuld, hätte nicht St. Martin Gottes schrankenlose Barmherzigkeit mir gezeigt für Alle, die

in Zerknirschung zum Herrn sich bekehren. O ich Verblendete! Vergieb, mein Vithimer!"

Sie schmiegte sich an ihn und legte ihr Haupt an seine Schulter.

Und ihm wurde nicht schwer, sie zu trösten, und noch mehr zu begeistern für das Heil des nächsten Tages.

Bischof Justinus von Straßburg hatte die Walen begrüßt, aber jede gastliche Aufnahme freundlich abgelehnt. Er ging mit St. Martin nach der Alfenhöhle. Dort wohnte er und erfrischte seinen Geist durch vertrauten Umgang mit dem Heiligen.

Die Einfachheit des Bischofes erinnerte sehr an die schlichte Erscheinung der Apostel. Kein äußerliches Merkmal gab Zeugniß von seiner erhabenen Würde. Zwei wollene Tuniken, eine lange mit Aermeln und darüber eine ärmellose kurze, Sandalen an den Füßen, und das malerische Obergewand der Römer bildeten seinen Anzug. Ueber die Brust herab wallte ein tief schwarzer Vollbart, während den kahlen Schädel ein bescheidener Kranz gebleichter Haare umgab. Hager waren die Züge des Bischofes, sein Blick ruhig, seine Haltung demüthig und natür-

lich. Ungewöhnlich kräftig waren seine Hände, die Folgen steter Handarbeiten; denn auch hierin war ihm St. Paulus Vorbild, der Niemand zur Last fallen und das Wenige seines Unterhaltes durch Arbeiten verdienen wollte. Noch im sechsten und siebenten Jahrhundert unterwarfen sich die Bischöfe der Handarbeit. Und gerade die frömmsten und angesehensten Prälaten des Frankenreiches übten sich in Bescheidenheit, und gaben den arbeitscheuen Franken und Germanen ein löbliches Beispiel durch Handwerkerarbeiten, sowie durch Graben und Bebauen der Weinberge, — keinesweges zum Nachtheile des Weinberges Gottes. Im Gegentheil! Jene schlichten Männer, die keine Ansprüche an das Leben stellten, — keine irdische Ehre und Auszeichnung forderten, — keine Reichthümer begehrten und selbstlos dem Dienste Gottes sich hingaben: — sie waren die Säulen der Kirche und die fruchtbarsten Werkzeuge der Vorsehung. Auch die goldenen Ketten der Könige kannten sie nicht, welche die Sendboten Jesu an das gewaltthätige und eigenmächtige Streben der Throne banden. Frei warteten sie ihres heiligen Amtes, und Gottes Beistand begleitete ihr segensreiches Wirken.

Von dieser Sinnesart war Bischof Justinus von Straßburg.

Mit größter Aufmerksamkeit lauschte er den Berichten des Diakons Martin über Sitten, Gebräuche und Religion der Sueven, und zwar in der Absicht, das begonnene Werk der Ausbreitung des Christenthums am rechten Rheinufer fortzusetzen.

„Die Arbeit ist groß, doch Wenige sind der Arbeiter," sprach er. „Unterlassen wir nicht, mein Bruder, Gott inständig zu bitten, er möge Arbeiter senden in seinen Weinberg. Und mir legen die großen Erfolge Deines Wirkens, in so kurzer Zeit, die Bitte nahe, Du mögest hier bleiben, und die Söhne der Wildniß zum Lichte führen."

„Die Erfüllung Deines Wunsches, ehrwürdiger Vater, entspräche gar sehr meiner eigenen Herzensneigung," versetzte der Heilige. „Aber ich muß dorthin gehen, wohin der Herr mich ruft, nach Gallien. Dir, mein Vater, bleibt das Verdienst, für Christus die Sueven zu gewinnen. Rauh ist zwar der Boden Deiner Thätigkeit, jedoch empfänglich für die Aussaat des Wortes Gottes."

„Empfänglich durch Dein Bemühen," sprach kopfnickend der Bischof.

„Empfänglich durch die Anlagen seiner Bewohner,“ sagte bescheiden der Heilige. „Obwohl dicke Finsterniß herrscht im Urwalde und die Germanen auf der niedersten Stufe der Bildung stehen, theilweise durch schauerliche Sitten entartet, so dünkt mir doch, es seien diese Söhne der Wildniß für die Wahrheit empfänglicher, als die Verbildung. Die Barbarenstämme sind eine erziehungsfähige Masse, ein rodbares Erdreich. Ein Volk hingegen, das sich rühmt seines Unglaubens und seines Lebens nach verderbten Herzensneigungen, — ein Volk, angeschwollen durch Dünkel und verleitet durch Scheinwissen, das Evangelium für eine Thorheit zu halten, — ein solches Volk ist, wie eine ausgebrannte Schlacke. Wozu nützen Schlacken in der Entwickelung der Menschheit? Sie werden zermalmt durch jenen Hammer, der arbeitet im Weltplane Gottes.“

„Ich theile vollkommen Deine Ansicht,“ entgegnete Justinus. „Rohheit ist erziehungsfähig, — Verbildung nicht.“

Das Erscheinen der beiden Diakonen des Bischofes, welche von dem Walenhause herüberkamen, unterbrach die Unterhaltung. Sie trugen Bücher unter den Armen und betraten mit Justinus und Martin

die Höhle. Sofort begannen sie den üblichen Psalmengesang, der weihevoll in das Thal hinabklang.

In der Frühe des folgenden Morgens erstiegen die Katechumenen, in dichten Schaaren, die Höhe zur Alfenquelle. Voran Bissula und Hermanreich, von Vithimer und seinen Mannen geleitet. Dann folgten die Frilinge der Hundertschaft, etwa hundert Erwachsene. Die Eigenleute der Walen mochten über fünfhundert Männer und Weiber betragen. Alle waren in graue Hemden gekleidet, und zum ersten Male, seit ihrer Wehrhaftigkeit, gingen die Freien ohne Waffen. Nach Anweisung des geschäftigen Martin, schaarten sich die Germanen um die Quelle, in erwartungsvollem Schweigen des Kommenden harrend.

Eine ergreifende Gruppe bildeten die „Schäfchen“ des Heiligen. Sie waren bereits getauft und sollten jetzt durch ihre Lieder die religiöse Handlung verherrlichen. Die Kinder trugen alle blendend weiße Tuniken, mit langen Aermeln. Sie waren sehr reinlich und die letzten Spuren urdeutschen Schmutzes verschwunden. Mit der Weiße der Gewänder wetteiferte die blanke, durchsichtig weiße Hautfarbe der Kindergesichter, belebt durch rosige Wangen und durch himmelblau leuchtende Augen, verklärt durch die

Unschuld ihrer Züge. In natürlichen Locken zierte das goldgelbe Haar die Kinderköpfe, und ihr Wesen schmückte jener feierliche Ernst, welchen die Unschuld so würdevoll kleidet. So standen sie über der Quelle, am Rande des freien Platzes, eine Engelsgruppe, die vom Himmel herniedergestiegen.

Bischof Justinus schritt mit seinen Diakonen zur Quelle herab. Er trug ein lichtes Kirchengewand, faltenreich, goldgestickt, bis zu den Füßen herabwallend. Nach einem flüchtigen Blick über die Katechumenen, welche in dichtgedrängter Menge auf den grünen Matten der sanft abfallenden Thalwand standen, leitete er mit einigen Worten die Taufhandlung ein. Schlicht war die Redeweise des Bischofes, dem Verständnißvermögen der Hörer angemessen.

„Meine innig Geliebten!“ hob er an. „Endlich ist der Augenblick gekommen, nach dem ihr sehnlichst verlangt habt. Durch die Gnade des heiligen Sakramentes der Taufe sollt ihr reingewaschen werden von allen Sünden. Ihr waret Kinder der Finsterniß, — heute werdet ihr Kinder Gottes. Durch Frevel und schwere Sündenschulden waret ihr dem ewigen Verderben, den Peinen der Hel verfallen, — heute werdet ihr Erben des ewigen Lebens und himm=

lischer Seligkeit. Geistig todt waret ihr, ohne Hoffnung, Erbarmen zu finden vor dem gerechten Gott, der gesagt hat: „Wer nicht wiedergeboren ist aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, der kann in das Reich Gottes nicht eingehen!“ Heute werdet ihr wiedergeboren, werdet ausgesöhnt mit Gott, seine Gesippten und Magen, ja seine Kinder. Welch' ein unendlich großes Glück für euch! — — Bevor dies aber geschehen kann, müßt ihr abschwören, öffentlich und feierlich, den Götzen und allem Bösen. Wie ihr Solches thut, hat euch bereits der ehrwürdige Diakon Martin gelehrt. Deßhalb stelle ich an Jeden von euch mehrere Fragen. Und Jeder beantwortet dieselbe mit lauter Stimme. Und wohl gemerkt, meine Lieben, was euer Mund abschwört, dem muß auch euer Herz abschwören! Was euer Mund gelobt, das muß auch euer Herz geloben.“

Der Bischof machte eine kurze Pause. Die Germanen standen zu den Taufgelübden bereit, deren Form und Bedeutung St. Martin eingehend erklärt hatte.

Justinus begann mit starker Stimme:

„Widersagst Du dem Teufel?“

„Ich widersage!“ riefen die Germanen, zur Bekräftigung des Gelöbnisses die Rechte erhebend.

„Widersagst Du der Gemeinschaft mit dem Teufel, den Worten und Werken des Teufels?“

„Ich widersage!“

„Widersagst Du dem Donar, dem Wotan, dem Saxnot und allen unreinen Geistern, die mit ihnen sind?“

„Ich widersage!“ klang es immer kräftiger durch das Thal.

„Glaubst Du an Gott, den allmächtigen Vater?“

„Ich glaube!“

„Glaubst Du an Jesus Christus, Gottes Sohn?“

„Ich glaube!“

„Glaubst Du an Gott, den heiligen Geist?“

„Ich glaube[1])!“

---

1) Als Muster damaliger Sprache, möge die Formel in ihrer ursprünglichen Fassung hier eine Stelle finden:

»Forsachis tu diabolae? — Ec forsacho diabolae. — End allum diabolgelde? — Ec forsacho allum diabolgelde. — End allum diaboles werkum?, — End ec forsacho allum diaboles werkum en wordum. Thunaer ende Woten ende allem them unholdum the hira genotes sint. — Gelobis tu in got alamehtigan Fadaer? — Ec gelobo in got etc. — Gelobis tu in Christ godes suno? — Ec gelobo in Christ etc. — Gelobis tu in Halagan Gast? — Ec gelobo in Halagan Gast.« Ozanam, S. 139 f.

„Wohlan," fuhr der Bischof fort, „ihr habt den Götzen und allen bösen Werken abgesagt, ihr habt euren Glauben an den einzig wahren Gott, den Vater, Sohn und heiligen Geist gelobt! So tretet heran, meine Geliebten, zum Empfange der heiligen Taufe!"

Von Vithimer geführt, nahte Bissula der Quelle. Sie kniete auf einer Steinplatte nieder, faltete vor der Brust die Hände und beugte das Haupt. Ganna leitete den goldenen Strom ihres Haares zur Seite und jetzt goß der Bischof, die Taufformel sprechend, aus einer silbernen Schaale das Wasser auf den entblößten Nacken der Fürstin. Zu gleicher Zeit begannen die Kinder ihre Lieder, begleitet von St. Martins Stimme und Saitenspiel. Hiebei strahlte des Heiligen Antlitz vor Freude. Er sah die Früchte seines mühevollen Wirkens, seiner Gebete und Abtödtungen, und ihm war Bedürfniß, die glühenden Empfindungen des Dankes gegen Gott im Liede zu äußern.

Bissula hatte sich erhoben. Ein Diakon überreichte dem Bischofe das Taufkleid, welcher es der Fürstin übergab mit den Worten: „Empfange das weiße Gewand, das Merkmal Deiner Unschuld, welche

Du unbefleckt bewahren mögest, bis zum Ende Deines Lebens."

Während noch Justinus sprach, legten die Diakonen das Kleid dem Täufling an. Hierauf stieg Bissula zu dem freien Platze vor der Höhle empor, wo sie betend niederkniete. An ihre Stelle trat Hermanreich; dann Büffel, Merkado und die übrigen Frilinge. An diese schlossen sich die Liten und Sklaven, in langer Reihe, bis zum Letzten der Schaar.

Und Alles verlief in schönster Ordnung. Die Kinder sangen ihre Lieder, und die Morgensonne verherrlichte durch ihr freudigstes Leuchten die erhabene Taufscene.

Noch ergreifender gestaltete sich das Schauspiel, als endlich die Hunderte getaufter Germanen die Thalwände um die Quelle bedeckten, in ihre blendend weißen Gewänder gehüllt, die rauhen Gesichter verklärt durch lebhaft empfundenen Seelenfrieden. Wie verwandelt erschienen die Barbaren. Nirgends ein Laut jenes Lärmens, der regelmäßig ihre Zusammenkünfte begleitete. In sich versenkt, standen sie da, stille lächelnd, wie kluge Kinder, die einen großen Schatz gefunden und sich des Fundes mit Entzücken bewußt sind. Vorher stets durstig nach Bier und

Meth und Menschenblut, und hungrig nach ausschweifenden Gelagen, schienen plötzlich Geister des Friedens, der Sanftmuth und des Hungers nach Wahrheit über sie gekommen zu sein. Ihre Blicke suchten den Bischof, der sich nach der Höhle zurückgezogen, und ihre erwartungsvollen Mienen verriethen, daß sie Gottes Wort zu hören begehrten.

Selbst die bewußtlose Natur schien zu ahnen, wozu hier der Grundstein gelegt worden. Eine stille Feier lag über den Bergen, durch die Thäler ging ein Wehen allgemeiner Wiedergeburt; denn auch das Unbewußte in der Natur sehnt sich nach Erlösung. Die hohen Bergeshäupter ringsum lugten verwundert nach der Taufquelle, und betrachteten die Keime christlicher Cultur, die Erstlinge eines großen Volkes, welche die Stimme des Weltheilandes hervorgerufen aus urdeutscher Wildniß, bestimmt zu einer glänzenden Laufbahn, — so lange sich dasselbe im Geiste seiner göttlichen Lehren fortbewegte.

Unter Allen hervorragend war Bissulas hohe Gestalt, königlich durch Jungfrauenwürde, züchtige Anmuth und wunderbare Schönheit. Sie stand an der Spitze der Schaar, der Quelle zunächst, in fromme Betrachtungen versenkt. Ihr reiches Haar über-

strömte goldig schimmernd das weiße Taufgewand, um die Stirne zusammengehalten von einem kostbaren Goldreif, ein Geschenk Vithimers, das sie trug als Festschmuck des Gnadentages.

Ihr zur Seite stand Hermanreich, ernst niedersehend. Zuweilen erhob er den Blick nach St. Martin, der betend in der Nähe kniete, und wenn dies geschah, verstärkte sich der scharfe, geisterhafte Ausdruck seiner Züge, den er aus der Ewigkeit in die Sinnenwelt zurückgebracht.

Bischof Justinus, sichtlich ermüdet und erschöpft durch die anstrengende Taufhandlung, betrat abermals seinen früheren Standort.

„Meine lieben Brüder und Schwestern!“ hob er an. „Ihr traget nun Alle das weiße Kleid der Unschuld, — o bewahret es unbefleckt alle Tage eures Lebens! Kinder Gottes und Tempel des heiligen Geistes seid ihr geworden, — deßhalb dürft ihr mit Sünden und Lastern ferner keine Gemeinschaft haben. Höret, was der heilige Apostel Paulus schreibt: „Ihr alle seid Kinder Gottes, durch den Glauben an Jesus Christus. Denn ihr Alle, die ihr in Christus getauft worden, habet Christus angezogen.“ Habt ihr aber Christus angezogen, lebt Gott in euch, wie

könntet ihr künftig euren göttlichen Gast hinaustreiben durch die Sünde aus euren Seelen? Haltet heilig die Gastfreundschaft mit Gott! Weit hinter euch liegt die Nacht des Heidenthums mit seinen Lügen und Freveln. In das Licht christlicher Wahrheiten seid ihr eingetreten, — o wandelt, ich bitte euch, in diesem Lichte durch Gehorsam gegen Gottes Gebote, durch ein christlich frommes Leben! Und weil der Heiland gesagt hat: „Wer glaubt und getauft ist, der wird selig werden," — darum seid ihr auch heute Erben des Himmelreiches geworden. Bewahret diese himmlische Erbschaft durch reinen Sinn, verliert sie nicht durch Abfall vom Glauben. Flehet beständig zu dem allmächtigen Gott, er möge auch euren Stammesgenossen dieselbe Gnade des Heiles verleihen. Geschieht dieses, erkennen die Germanen die Wahrheit, empfangen sie den Segen des Christenthums, — dann werden die Finsternisse des heidnischen Urwaldes in Licht und barbarische Gewohnheiten in edle Gesittung verwandelt werden. Die schauerlichen Götzenaltäre, befleckt mit Menschenblut, stürzen ein, — die gräuliche Blutrache erlischt und die kriegerische Mordgier, — die unersättliche Raubsucht schwindet, — das erlegte Wehrgeld gestattet

nicht mehr die Erlaubniß zu jeglichem Frevel, — die unmenschliche Sklaverei hört auf, — die Arbeit ist für den freien Mann keine Schande mehr, — Selbstentleibung und Kindermord werden Verbrechen, — kurz, das Christenthum wird aus rohen Barbaren ein großes, herrliches, tugendreiches Volk gestalten. Ja, meine innig Geliebten, in keinem Anderen ist Heil und Wohlergehen für den einzelnen Menschen, wie auch für ganze Stämme und Völker, als in Jesus Christus. Wo nicht der Herr Jesus ist, da herrscht der Tod; denn er ist das Leben. Wo der Herr Jesus Christus nicht ist, da herrscht Lüge und Irrung; denn er allein ist die Wahrheit. Wo der Herr Jesus Christus nicht ist, da steigt man hinab zum ewigen Abgrunde; denn er ist der Weg zum Himmel. Darum sei für euch immerdar Weg, Wahrheit und Leben Jesus Christus, welchem Ehre und Ruhm sei in alle Ewigkeit. Amen."

Nach standen die Sueven verwundert über die warmen und inhaltsvollen Lehrworte des Bischofes, als an dessen Stelle der Adeling Hermanreich trat.

„Meine vieltrauten Gaugenossen und christlichen Brüder!" rief er mit volltönender Stimme. „Zuerst wünsche ich euch Glück für die große Gnade, die

uns zu Theil geworden. Bewahret die Lehren des frommen Vaters Justinus und des ehrwürdigen Martin getreu in euren Herzen, und befolget sie. — Jetzt geht meine Rede an euch, meine Liten und Sklaven!" fuhr er mit verstärkter Stimme fort. „Seit Jahrhunderten waren eure Vorfahren Eigenthum der Walen, wie ihr es heute noch seid. Ein schweres Joch lastete auf euch, ein Joch, das nicht die Hand Gottes geschaffen hat. Dieses Joch will ich jetzt zerbrechen. Das Christenthum predigt Liebe und Freiheit. Nach der Lehre Jesu Christi haben alle Menschen einen Vater, nämlich Gott. Hieraus folgt, daß alle Menschen unter einander Brüder und Schwestern sind. Da ihr nun durch die heilige Taufe Kinder Gottes und Erben des Himmels geworden, — wie könnt ihr noch meine Sklaven, mein Eigenthum, meine Sache sein? Höret meine Erklärung! Vor dem allgegenwärtigen Gott," rief er feierlich, „löse ich hiermit von allen meinen Liten und Sklaven die Ketten der Hörigkeit und Leibeigenschaft. Frei sollt ihr sein, wie ich es bin!"

Hier unterbrach den Redner ein unbeschreiblicher Jubel der Liten und Sklaven. Von allen Seiten drängten sie nach dem hochherzigen Adeling heran,

berauscht von Freude und bestrebt, den Saum seines Gewandes zu küssen. Er aber gebot Ruhe durch Zeichen, da seine Worte in dem Lärmen der Menge ungehört verklangen. Endlich gelang es den vereinten Bemühungen St. Martins, des Bischofes und der Diakonen, den Jubelsturm zum Schweigen zu bringen.

„Höret mich weiter und lärmet nicht, meine christlichen Brüder!" rief der jugendliche Fürst. „Von der Freiheit allein könnt ihr nicht leben. Deßhalb schenke ich jeder Liten- und Sklavenfamilie jenen Grund und Boden, nebst Vieh, Weide und Ackergeräthschaften, welche sie bisher als Eigenthum meiner Sippe inne hatte. Damit keine Zwistigkeiten entstehen, werde ich selber in den nächsten Tagen die Grenzmarken für jede Familie genau bestimmen. Als Dank für meine Schenkungen fordere ich von euch, daß ihr Gott allein die Ehre gebet. Darum bitte ich euch, verlasset jetzt ruhig diese Stätte des Heiles, und gehet in das Walenthal, wo für uns ein gemeinsames Festmahl bereitet ist."

Allein die Mahnung wurde keineswegs pünktlich befolgt. Der meisten Freigelassenen hatte sich ein solcher Freudentaumel bemächtigt, daß sie denselben

nicht zu beherrschen vermochten. Sie schrieen laut auf, sie jauchzten, lachten und weinten, bis endlich dem heiligen Martin gelang, den Sturm zu beschwören. Er stellte sich an die Spitze der Heerde und führte dieselbe zum Festessen, wo die getauften Germanen wacker den urdeutschen Drang zu Ausschweifungen beherrschten.

Am folgenden Tage geleitete Vithimer den Bischof Justinus nach Straßburg zurück.

St. Martin verweilte in Walenheim bis zur Vermählung Bissulas mit dem Tribokkerfürsten.

Hermanreich hatte den ungeheuern Grundbesitz seines Geschlechtes an die Freigelassenen vertheilt. Nur die Burg, nebst Wäldern und hinreichendem Saatlande, übernahm Bissula. Vithimer setzte den getreuen Büffel als Vogt über das Ganze.

Aller irdischen Habe entblößt, begleitete Hermanreich den heiligen Martin nach Gallien, wo er ein strenges und beschauliches Leben führte. Als St. Martin der Begründer des Mönchswesens im Abendlande wurde, ragte Hermanreich unter der Mönchsschaar durch Demuth, Reinheit des Wandels, Weltverachtung und Begeisterung für die Ausbreitung des Reiches

Gottes leuchtend hervor, so daß er Allen Muster und Vorbild wurde.

Hier endet die Geschichte.

Ich sage: — die Geschichte. Keine Phantasiegebilde, sondern geschichtliches Material habe ich in der Form des Romanes verarbeitet.

Der einsichtsvolle Leser wird nun beurtheilen können, was es zu bedeuten hat mit „urdeutscher Gesittung," — „urdeutscher Freiheit," — „urdeutscher Keuschheit," — „urdeutscher Geistescultur," — „Unterdrückung all dieser großen Volkseigenschaften durch das Christenthum."

Solche Lobeserhebungen des heidnischen Germanismus sind keine Geschichte, sondern Dichtungen, welche der Thatsächlichkeit geradezu in das Angesicht schlagen.

Dieser Schwindel auf dem Gebiete der Geschichtschreibung gestaltet sich in hohem Grade verächtlich durch die Absicht, das Christenthum zu verdächtigen, dasselbe der Vernichtung urdeutscher Güter und Gesittung, urgermanischer Freiheit und Größe zu beschuldigen.

Die Lobredner urdeutscher Zustände mögen inso-

fern entschuldbar sein, als mangelhafte Geschichtskenntnisse die Wirklichkeit der Dinge ihnen verhüllten. Bei der vielgerühmten Höhe deutscher Wissenschaft, kann jedoch die Zahl dieser Gelehrten von dürftiger Geschichtsbildung unmöglich groß sein. Man muß also annehmen, daß die Lobreden auf den vorgeblichen Genius des Urdeutschthums im Bewußtsein gehalten werden, die Wahrheit zu mißhandeln.

Eine sehr schwere Anklage!

Allein die Mißhandlung der Wahrheit scheint ja gerade Beruf und Lebensaufgabe des liberalen Professorenthums und der modern heidnischen Wissenschaft zu sein. Die Bühne der Kammern und Reichstage, auf denen die genannten Träger der Wissenschaftlichkeit vorlaut sich bewegen, beweisen dieses unwiderleglich. Mit giftigen Zungen und hochmüthigem Vermessen befehdet man die absolute Wahrheit, Jesus Christus, und seine göttliche Stiftung, die katholische Kirche. Man haßt dieselbe und hat ihr den Untergang geschworen. Diesen Untergang zu beschleunigen, erfanden sie das Märchen von „urdeutscher Cultur,“ „urdeutscher Bildung und Größe,“ deren Fortentwickelung durch das Christenthum unmöglich

geworden. Also nieder mit dem Christenthum, dem Erbfeinde germanischer Eigenart!

Wie lächerlich und abgeschmackt dies Alles ist, wenn man die Barbaren deutscher Urwälder betrachtet!

Wenn man sagen kann: „Lieber keine Schulen, als solche von Schulschwestern und Schulbrüdern," — so kann man auch sagen: „Lieber zurück in die urdeutsche Barbarei, als Gesittung und Tugendgröße des Christenthums!" Und die barbarenfreundlichen Philosophen des Unglaubens sind wirklich von der nahen Heimkehr menschenfressender Götzen ebenso überzeugt, wie von dem bevorstehenden Untergang des Christenthums. „Die alten Heidengötter," sagen sie, „welche das Kind von Bethlehem von ihren Thronen gestürzt und verbannt hat, regen sich und erheben das Haupt. Sie fordern die Herrschaft zurück und rütteln mit gewaltiger Geisterfaust an dem Felsen, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen. Sie kämpfen aus der Tiefe herauf, und ihr Schlachtruf schallt durch die Wissenschaft, Poesie und Kunst unserer Tage."

Wer möchte dies bestreiten?

In Wirklichkeit kämpfen die alten Heidengötter

und Dämonen, sowie deren Streitgenossen in Menschengestalt, schon seit achtzehnhundert Jahren aus der Tiefe herauf gegen den Hort der Wahrheit, die katholische Kirche.

Wer behielt den Sieg in diesem Kampfe der Jahrhunderte?

Offenbar die katholische Kirche, welche allerdings „die Pforte der Hölle nicht überwältigen werden,“ — wie der Allmächtige Allerhöchst Selber zu verheißen sich herabgelassen. Und alle jene Erdmännlein, die sich hoch, höher und höchst zu sein dünken, werden schon erlauben, daß der einzig Höchste sein Versprechen halte. Daher eine wundersame Erscheinung! Wer mag die Namen religiöser Sekten, — dünkelhafter Professorenschulen, — wissenschaftlicher Trugsysteme, — falscher Propheten, — tyrannischer Gewalthaber und kirchenfeindlicher Parteihäupter alle zählen, welche ausgelebt, todt und ohne Auferstehungshoffnung das achtzehnhundertjährige Schlachtfeld gegen die Stiftung Jesu Christi bedecken?

Zu den Todten werden auch die Kirchenstürmer der Gegenwart geworfen werden, und mit ihnen Alles, dessen Träger und Säulen sie gewesen.

Und das Christenthum?

Es zeigt keine Merkmale des Zerfalles. Die Aeußerungen seiner Lebenskraft sind heute noch dieselben, wie zur Zeit römischer Kaisertyrannei. Unerschüttert trotzt es dem Sturmlaufe der Gewalthaber, und die scheinwissenschaftlichen Geister mühen sich vergebens, mit ihren spitzigen Werkzeugen seine Fundamente auszubröckeln. Gerade die entgegengesetzten Wirkungen hat der entbrannte Kampf. Je mehr die Heiden toben und rasen wider die Kirche, desto weitere Kreise schlägt die Vertiefung religiöser Ueberzeugung in den Herzen aller Denkenden und Gutwilligen.

Sohin wird auch der Schwindel von „urdeutscher Bildung und Gesittung" eine stumpfe Waffe bleiben gegen „die Säule und Grundveste der Wahrheit," — wie St. Paulus die katholische Kirche nennt. Ihre Mission ist göttlichen Ursprungs, und diese Mission hat, nach dem ausgesprochenen Willen des Allmächtigen, bis zum Abschlusse menschlicher Entwickelung fortzubestehen.

Als Barbaren hat die Kirche unsere heidnischen Vorfahren gefunden, und Barbaren wären die Deutschen heute noch, ohne die veredelnde, sittlich bildende und rohe Naturkräfte bezwingende Macht des Evangeliums und der von Jesus Christus gestifteten

Heilsgnaden. Die urdeutsche Entwickelung wäre über die Barbarei ebensowenig hinausgekommen, als die heidnisch gebildeten Japanesen dieselbe überwunden haben, welche heute noch, vom erhabenen Standpunkte christlicher Cultur betrachtet, klägliche Barbaren sind. Nur ein Licht gibt es, nur eine Wahrheit, nur einen Weg des Heiles für alle Nationen der Erde: — Jesus Christus, der Sohn Gottes und Heiland der Welt.

Hat vorliegende Schrift nur einigermaßen diese Ueberzeugung gefördert, so bin ich für die mannigfachen Mühen beim Zusammentragen historischer Stoffe und für deren Gestaltung in Romanform reichlich belohnt.

Nützt der Wahrheit die angestrebte Lösung der Aufgabe: „In welchem Zustande hat das Christenthum die Deutschen gefunden?" — dann werde ich das weitere Versprechen des Vorwortes einlösen. Dieses Versprechen ist jedoch nicht so gemeint, daß auf „Urdeutsch" unmittelbar „Altdeutsch" folge; denn vor dem Zwange schaffender Kräfte besteht nicht die freie Wahl der Arbeit.

Die sogenannte christliche Cultur ist ja genau betrachtet in vielen Dingen nur eine Nachäffung der classischen Cultur der Hellenen.